



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.







GRAF
Emanuele d'Istria.

Die
Geschichte unserer Tage,
bearbeitet
von
Ernst Freymund.

Macht eilends, Fährmann! zieht die Segel ein.
Der Sturm, ich mein', wird da seyn, eh' wir's
dachten.

 Schiller's Zeit.

Das Jahr 1830



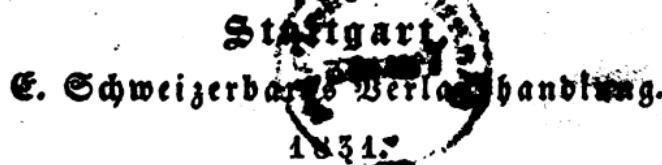
Stuttgart,
E. Schweizerbart's Verlagsbuchhandlung.
1831.

Die
Geschichte unserer Tage,
oder
getreue Erzählung
aller merkwürdigen Ereignisse
des
neuesten Zeits.

Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet.

Erster Jahrgang.
1830.

Erstes Heft.



Yd(B)109-1

043500929



Europa im Anfange des Jahres 1830.

E i n l e i t u n g .

Jahrhunderte haben in den politischen Verhältsnissen Europa's nicht die Veränderung hervorgebracht, die das einzige Jahr 1830 bewirkt hat. Der Geist der Zeit ist, gleich einem wilden Strome, aus seinen Ufern gebrochen, stürzt hier Thronen und Gewalten nieder, vermischt sich dort mit dem Blute von Tausenden, und wälzt sich über verheerte Provinzen verderbend fort. Kein menschlicher Verstand kann wissen, wohin dieser Strom sich noch wenden, wie viel Höhe und Mächtige er niederwerfen, wie vielen Tausenden er das Gebäude ihrer häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit untergraben und niederreißen wird. Denn nur die Ursache dieser Ereignisse sehen wir bis jetzt, aber noch nicht die volle Wirkung, nur den Grund derselben, aber noch nicht alle Folgen. Und dieser Grund ist ein Kampf der Meinungen, der vor Jahren begonnen, sich aber jetzt seiner Entscheidung naht. Seit langer Zeit stehen in allen Staaten Europa's zwei Partheien feind-

lich gegen einander über, die sich nicht durch Sprache, Sitten, Religion und Regierungs-Form, sondern durch ihre politischen Ansichten scheiden, wo nicht hassen und verfolgen. Diese zwei Partheien, um sie gleich bei ihren rechten Namen zu nennen, sind die revolutionär und gegenrevolutionär Gesinnten. Wie die beiden Pole stehen sie einander unversöhnlich gegenüber, haben entgegengesetzte Zwecke, die sie nicht selten durch gleiche Mittel zu erreichen suchen. Eine jede Parthei glaubt das Recht auf ihrer Seite, und Vernunft heißt hier, was dort Überwitz genannt wird, Gesetz ist der einen, was der anderen frevelhafte Willkür dünkt: Will die eine keine privilegierte Adelsclasse, keine unumschränkte Herrschaft eines Einzigen, keinen König von Gottes Gnaden mehr dulden, und sucht das Volkes Willen als den einzige rechtmäßig herrschenden geltend zu machen, so läßt die andere, auf ein Recht pochend, das durch Jahrtausende der Verjährung bestigt ist, kein Mittel unversucht, das demokratische Element gänzlich zu vernichten, und ihre absolute Herrschaft um jeden Preis zu behaupten. Betrachten die Aristokraten den Fürsten als den ersten der bevorrechteten Geschlechter, der mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen das Volk machen muß, so rust ihn dieses zum Schutzherrn gegen seine Unterdrücker auf. Wo wir hinsehen, finden wir diese Partheien in offener oder heimlicher Fehde, sich anfeinden in Rede, Schrift und That. Die Gleichgesinnten reichen sich durch die entferntesten Länder, über Berge und Ströme die freundete Hand, und sind sich näher als die Genossen eines und desselben Staates; denn die Partheisache ist

ihren durch alle Welt das gemeinschaftliche, ihr Interesse das vorherrschende, dem sich ein jedes andere unterordnen muß. Was sonst die Nationen einigte und trennte, ist fast unlennlich geworden, oder ist ganz verschwunden, ein näheres und festeres Band hält die Gleichdenkenden zusammen. Und diese Spaltung theilt nicht blos den Staat, sie theilt auch das bürgerliche Leben, die Gesellschaft, Literatur und Wissenschaft, sie äußert sich, wo zwei bekannte Menschen einander begegnen in vertraulicher Mittheilung oder abstoßender Entfremdung, wo Unbekannte zusammentreffen in leisem Forschen und verdächtigem Errathen. Liberalismus und Royalismus sind die zwei Zauberwörter, welche die europäische Menschheit in zwei Heerhaufen theilte, die sich nun in offener Fehde einander bekriegen, um mit dem Schwerde zu entscheiden, welcher Theil von nun an über den andern herrschen soll. Diese Partheien nun nebst den Bedingungen ihrer Entstehung durch ganz Europa aufzusuchen, ihre Stellung gegen einander im Anfange dieses merkwürdigen Jahres zu betrachten, ihre Absichten, Mittel und Wege ohne Hass und ohne Zuneigung so darzustellen, daß der Leser die Begebenheiten, die sich vor seinen Augen zutragen, desto besser würdigen kann, ist die Aufgabe, deren Lösung wir uns in diesen Blättern vorgenommen haben.

Frantech.

Auf dieses Land waren beim Anfange des Jahres die Blicke von Europa gerichtet; denn hier hatte der

Parteikampf eine Wendung genommen, welche auf einen nahen Ausgang schließen ließ. Seit der Restauration lassen sich in Frankreich die beiden Parteien bestimmt unterscheiden. Der Thron der Bourbonen nämlich wurde von den Heeren des Auslandes errichtet, und stand da als ein Denkmal der über die Ideen der Revolution triumphirenden Legitimität. Obschon dieser Ursprung der königlichen Gewalt dem Nationalstolze der Franzosen eine schwere Wunde beibrachte, so hätten dennoch die Bourbonen die ganze Nation mit sich versöhnen können, wenn sie die Lehren der alliierten Mächte befolgt hätten, welche Ludwig XVIII. vor unklugen und leidenschaftlichen Rathschlägen warnten, und ihm rieten, allen Feinden des öffentlichen Wohles und des Ruhe seines Reiches seine Unabhängigkeit an die konstitutionellen Gesetze, so wie den festen Willen entgegenzusetzen, der Vater aller seiner Unterthanen ohne Unterschied des Standes und der Religion zu seyn. Allein die Emigranten-Schaar, welche mit den Bourbonen nach Frankreich zurückkehrte, vereinigt mit den übrigen Aristokraten und Revolutions-Feinden, welche schon Napoleon aufgenommen hatte, und die durch Reichtum, Hof-Gunst und ihre Klienten-Zahl mächtig war und sich noch täglich verstärkte, umlagerte den König, und suchte ihm Misstrauen gegen das Volk einzusäßen. Der König, der nicht Stärke genug besaß, seine Unglücksgefährten in den Schranken der Mäßigung zu erhalten, mußte es geschehen lassen, daß diese ihre Gewalt missbrauchten, daß die Interessen der Partei über die des Landes siegten; so entstand eine Spaltung der Nation in zwei Völker, ein unterjochtes und

eine siegreiche. Diese wurden von dem Schuhthame; das sie gegen die Revolutionären zu vertheidigen behaupteten, Royalisten, jene Liberale genannt. Zwar waren erstere, der Zahl nach, der schwächere Theil; allein die öffentliche Gewalt und die Militärmacht stand auf ihrer Seite, und leicht konnten sie jede Bewegung der andern Parthei niederhalten. Sofort wurden die höchsten Staatsämter nicht mehr im Interesse des Volkes, sondern nach dem der royalistischen Faktion besetzt, aber man begnügte sich nicht mit der bürgerlichen Gewalt, auch die Geister sollten in Fesseln geschlagen werden. Es ist ein abgenützter, aus dem achtzehnten Jahrhundert herübergekommener Grundsatz, daß die absolute Gewalt nur im Bunde mit der katholischen Hierarchie gedeihen könne. Die Erfahrung hat diesen Bahn furchtbar widerlegt, denn wo sind die neueren Revolutionen ausgebrochen, als in Ländern, die der katholischen Kirche angehören, in Frankreich, Italien, Spanien, Portugall? Dennoch hielten die Bourbonen und ihre Parthei so fest an diesem Satz als an einem Glaubens-Artikel; die Pfaffen wurden an den Thron herbeigerufen, die Jesuiten unter dem Namen pères de la foi geschwidrig in das Reich eingeschafft, fanatische Missionäre ausgesandt, welche zum Theil mit Glück, besonders im Süden, wirkten.

Aber ein großes Hinderniß stand diesen Bestrebungen entgegen, — die Charte, die Deputirten-Kammer, und ein weises Wahlgesetz; so lange diese Institute nicht verschäfkt waren, konnte jene Parthei den Sieg nicht erringen, und sie mit Gewalt zu unterdrücken, hatten sie damals noch nicht Muth oder Besonnenheit ge-

ung. Hier wurde nun auch die große Frage in anderem Sinne entschieden. Unter mannigfachen Schwankungen errang doch die Volks-Partei nach und nach die Oberhand; der König, damals Ludwig XVIII., musste eingehen, und sich an die Majorität anschließen; dadurch gewann aber auch die Regierung an Zutrauen, die Ruhe befestigte sich, und der National-Wohlstand sieg sichtlich. So standen die Sachen bis zu jenem merkwürdigen Zeitpunkte, wo mit einem Schlag die Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont ausbrachen. Unsere Leser erinnern sich noch an die mächtige Wirkung, welche die Kunde von diesen Ereignissen in ganz Europa hervorbrachte. Nirgends war dieselbe größer als in Frankreich. Mit Entzücken wurde sie von der großen Anzahl der Unzufriedenen und Schwindelköpfe vernommen, in denen alle Träumereien der ersten Revolution wieder erwachten. Leider hat diese Stimmung selbst bis in die Kammern Zugang gefunden, die Liberalen haben Fehler gemacht. Es kann nicht entschuldigt werden, daß ein Abgeordneter sich in dem Grade vergaß, daß er von der Rednerbühne der gesetzgebenden Versammlung erklärte, Frankreich habe den König, der es regiere, nur mit Widerwillen angenommen. Nicht entschuldigt kann es werden, daß man in der Kammer Aufruhr in Schutz zu nehmen suchte. Für sich mag ein jeder wagen, zu was sein Muth oder seine Unbesonnenheit ihn treibt; wo aber die Gefahr der Übereilung auf die zurückfällt, die man zu vertreten hat, da darf man nicht vergessen, daß man ihre, nicht seine Sache führt.

Hierdurch wurde die aufgeschreckte Partie der Patrievolutionären herausgefordert, die sich nun noch enger mit dem Clerus verband, den König wieder auf ihre Seite zog, und durch Veränderung des Wahl-Gesetzes sich die Majorität in der Kammer verschaffte. Es begann das Ministerium Villele, das sich zur Aufgabe machte, die Contre-Revolution zu vollenden. Das Alter Ludwig's XVIII. unterwarf sich dem Einflusse dieses schlauen Ministers, der Frankreich sechs Jahre unumstrickt regierte. Als der König tott war, gelang es ihm, die Gunst des neuen Monarchen durch die grösste Nachgiebigkeit gegen seine geheimen Wünsche zu gewinnen, die Jesuiten und die Congregation kamen nun in volle Blüthe; der Clerus wurde durch das Sacrilegien-Gesetz, die Emigranten durch die Entschädigungs-Milliarden befriedigt. Endlich glaubte man, die Contre-Revolution offen geschen zu dürfen. Es wurde in den Kammern von 1827 ein Gesetz zur Abschaffung der Pressefreiheit vorgeschlagen, und die Gemüther für die Aufhebung der Geschworenen-Gerichte dadurch vorbereitet, daß man die Unterdrückung derselben für die Verbrechen des Unterschleiß und der Seeräuberei vorschlug. Nun sah das Volk seine heiligsten Interessen bedroht und konnte über seine Zukunft nicht mehr im Zweifel seyn. Da bildete sich in derselben Kammer, wo das Ministerium sich so viele Anhänger verschafft hatte, eine Opposition, die, lebhaft unterstützt von der öffentlichen Meinung, anging, sich gefürchtet zu machen. Die Regierung, die nunmehr den Verlust der Majorität beforgen musste, fasste den Entschluß, neue Wahl-Collegien zu berufen; sie hoffte durch Ver-

Stellung, Drohungen und Trug, günstige Wahlen zu erzwingen. Auch die Majorität der Pairs-Kammer, die sich auf die Seite des Volkes zu neigen schien, wurde verschäfkt, indem man 76 neue Pairs, lauter Creatures des Hoses, auf einmal schuf. Als aber die Wahlen dennoch den Hoffnungen der Regierung nicht entsprachen, sah man, daß jene geheimen Entwürfe verschoben werden mußten. Das Ministerium Villèle, mit dem Namen „déplorable“ gebrandmarkt, mußte abtreten, und ein neues, das Martignac'sche, wurde berufen. Dieses hatte eine zu schwere Aufgabe zu lösen, den Absichten des Hoses und den Ansprüchen der Liberalen zugleich zu genügen, — es mußte scheitern. Die Kammern von 1828 trennten sich, trübe Ahnungen erfüllten das Volk; sie wurden nur allzusehr gerechtfertigt durch die Ernennung des Ministeriums vom 8. August 1829. Mit einem Gefühl des Unwillens wurde es in ganz Frankreich aufgenommen, denn auch nicht Ein Name war darunter, an den sich nicht traurige Erinnerungen knüpften. Fürst Polignac hatte im Jahr 1814 eine heftige Protestation gegen die Charte erhoben, und war der letzte, der sie anerkannte. Zwar legte er in der Pairs-Kammer von 1828 das Glaubens-Bekenntniß seiner Unabhängigkeit an die Freiheiten des Landes ab; aber solche Versicherungen täuschten keinen Menschen. Graf de la Bourdonnaye war bestückt durch seine politischen Categorieen von 1815, wodurch so viele berühmte Männer aus Frankreich verbannt wurden. Ein Mann, der wegen seines stolz aufbrausenden Wesens, wegen seiner rauhen Manieren keinen Freund hatte, und auch keines Menschen Freund

war.— General Bonmont war der verdächtige Adjutant des Marshalls Ney, der am Abend vor der Schlacht von Waterloo zum Feinde überging, und nachher am meisten zu Ney's Verurtheilung beitrug; es konnte kein anderer Grund seiner Beförderung zum Kriegs-Ministerium abgesehen werden, als um einen Mann zu haben, der dem Hofe durch Schande verkaufst, und von der Sache des Volks durch eine unübersteigliche Mauer getrennt war. Herr Courvoisier gehörte früher zu der Parthei der gemäßigten Liberalen, welche man Doctrinaires nannte, warf sich aber später den Jesuiten in die Arme, denen er auch seine Erhebung zum Justiz-Minister verdankte. Herr v. Monthel zeichnete sich beständig als Redner der Ultra-Royalisten aus, und war der eifrigste Vertheidiger der spanischen Expedition. Der zum Finanz-Ministerium beförderte Herr v. Chabrol endlich, war ein unbedeutender Name, den man an diesen Platz stellte, bis man einen andern für diesen Portefeuille gefunden hatte.

Durch die Ernennung dieses Ministeriums hatte Carl X. seine Unfähigkeit genugsam dargethan. Ein Edmig, der sich einer Parthei blindlings in die Arme wirft, der sich gegen die Freiheiten seines Landes verschwört, welche die einzigen Grundlagen seines Thrones sind, der die finstere Macht der Pfaffen über die Interessen einer weit vorgeschrittenen Civilisation setzt, der die Zeit mit Gewalt um einige Jahrhunderte zurückdrängen will, verdient seine Krone nicht mehr; so kann nur ein Rasender, oder ein Schwächling handeln. Die Charte war das einzige Band, das Frankreich an die Bourdonen knüpfte. Der Act vom 9. August 1829

hatte an dieses eble Institut die Art gelegt, denn wer war so einfältig, um nicht einzusehen, daß hinter der That, welche dieses verhängnißvolle Ministerium schuf, noch verderblichere Absichten verborgen waren! Demnach hatte die Krone eine entschieden feindselige Stellung gegen die Nation angenommen, sie harte sich in einen Kampf eingelassen, in welchem auf der einen Seite der König mit seinem blinden Anhange stand, auf der andern die ungeheure Mehrheit des Volks. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft seyn, sobald die letztere Parthei über ihre Interessen aufgeklärt war; dies war sie aber, theils durch den gesunden Verstand, den die gütige Natur den Franzosen als Erbtheil verliehen, theils durch ein treffliches Institut, von dem wir jetzt reden wollen.

Unter Napoleon's Zwingherrschaft war die Presse zur Sklavin des Despotismus herabgewürdigt worden, und diente in allen ihren Zweigen dem Interesse der Regierung. Mit dem Sturze des Kaiserreichs erbten die Bourbone den Thron, aber nicht das Ansehen Napoleon's, und sie sahen sich nach einem kurzen, fruchtlosen Kampf genötigt, die Presse frei zu geben.

Seit dieser Zeit gewann in Frankreich die periodische Literatur an Inhalt und Umfang, und beförderte so die politische Bildung der Nation, welcher dieser tägliche Unterricht bald zum unentbehrlichen Bedürfniss wurde. Zwar standen anfangs die meisten Journale im Solde der Partheien, die kein Mittel unversucht ließen, ihre politischen Meinungen in Umlauf zu setzen und ihnen den Sieg zu verschaffen; allein je weiter

das Volk in seiner politischen Bildung fortschritt, desto mehr mußte der individuelle Einfluß verschwinden, und bald zeigte sich's, daß die Publicisten keine festere Stütze als das Volk selbst finden konnten. So wurden die Journale gezwungen, einen vollenthüllichen Charakter anzunehmen, oder Gefahr zu laufen, keine Leser zu finden, und die Blätter, welche freimüthig die Interessen des Volks vertheidigten, und mit seinen Gesinnungen übereinstimmten, wurden die einträglichsten.

Die gelesensten Blätter der Hauptstadt⁹⁾) sind folgende: der Constitutionnel, das Journal des Debats, der Courrier français, die Gazette de France und die Quotidienne; nach diesen das Journal du Commerce, das neue Journal de Paris, der Messager des Chambres und einige andere minder bedeutende.

Was den politischen Charakter dieser Blätter betrifft, so ist die Quotidienne das entschiedene Organ der Contre-Revolution. Es gibt keinen Missbranch der absoluten Gewalt, den sie nicht vertheidigte, und selbst Don Miguel findet an ihr eine Beschützerin. Die Liberalen, die Griechen, die Carbonari, ja sogar die misterielle Gazette de France bleibt von ihr nicht verschont.

9) Es kann überhaupt hier nur von der Hauptstadt die Rede seyn, da die periodische Literatur in den Provinzen im Ganzen von sehr geringer Bedeutung ist. Fünf bis sechs Blätter ausgenommen, beschränken sich die übrigen alle auf Auszüge aus Pariser Journalen, gerichtliche Anzeigen, Handels-Nachrichten u. s. w. Auch stehen sie fast alle unter dem Einfluß der Präfekten, und hängen somit von dem jeweiligen Ministerium ab, da in den kleinen Städten es ohnehin schwer halten würde, im Widerspruch mit der Behörde eine selbstständige Meinung zu verbreiten.

Revolution, Anarchie, Störung der öffentlichen Ordnung, Verhöhnung der Religion, das sind die Vorwürfe, welche sie ihren Gegnern macht, und von Tag zu Tag wiederholt. Die geringe Anzahl Abonnenten, welche diese Zeitung fand, hätte die Partei, welche sie repräsentirt, überzeugen können, wie vergeblich alle Anstrengungen zu Gunsten des Despotismus seien, und in welche Gefahr sie die herrschende Dynastie stürze; indem sie dieselbe in ihr gefährliches Spiel verwickelte. —

Die Gazette de France ist ebenfalls ein misterielles Blatt. Ihr Hauptbestreben ist darauf gerichtet, alle Nuancen des Liberalismus in Eine Kategorie zu stellen, um so die Gemäßigten für das Unrecht der Überspannten verantwortlich zu machen. Ist die Quotidienne hastig, sophistisch, ja selbst unverschämmt, so fügt die Gazette zu diesen Eigenschaften noch die Bitterkeit des Hasses gegen bestimmte Individuen hinzu, so wie überhaupt ihre Angriffe mehr auf die Personen, als auf die Sache gerichtet sind. —

Der Moniteur ist das officielle Blatt der jeweiligen Regierung. So wie er 1815 in einer und derselben Nummer mit demselben pathetischen Ernst die Abreise Sr. allerchristlichen Majestät Ludwigs XVIII. und die Ankunft Sr. kaiserlichen, königlichen Majestät Napoleons ankündigte, so kündigte er im Jahre 1830 die Abdankung und Abreise Sr. Majestät von Gottes Gnaden Carls X. und die Thron-Besteigung Louis Philippe, Königs der Franzosen, an.

Das Journal des Debats war bei seiner Entstehung, und so lange sein Patron, Chateaubriand, Minister war, ein gemäßigtes royalistisches Blatt, ver-

ließ aber mit dem Abschritte desselben aus dem Ministe-
rium diese Partei, und diente der großen Sache der
Freiheit. Durch seine feste Unabhängigkeit an die
Grundsätze einer constitutionellen Monarchie, die es zu-
jeder Zeit mit Muth und Beharrlichkeit vertheidigte, ge-
wann es viele gemäßigte Royalisten und furchtsame
Constitutionelle. Seitdem folgte er an das Staatsba-
nden kam, nahm seine Opposition noch einen entschie-
denen Charakter an, und die Fertigkeit seines Tadela-
hns Talent und seine Beharrlichkeit in seinen Angriffen
auf die Hofpartei machte es zu einem der gefährlich-
sten Gegner des Absolutismus.

Noch einer weit größeren Popularität, als dieses
Journal, erfreut sich der Constitutionnel. Kein Leser
Cabinet, kein Caffeehaus, keine Weinschenke ist, wo dieses
Blatt nicht gelesen würde. Sein Charakter ist der ge-
mäßigte Liberalismus. Vom festen Prinzipien geleitet
und ein bestimmtes Ziel verfolgend, treibt es zuweilen
seine Vorsicht in Beziehung auf Personen und Sachen
zu weit; er sieht sich aber nichts desto weniger den gän-
stigen Augenblick, um seinem Mann da zu fassen, wo
er am verwundbarsten ist, und gewinnt dadurch mehr,
als es durch seine Mäßigung verliert. So wie nur
diese Denkweise die herrschende der Franzosen ist, so ist
diese Zeitung zum wahren Volksblatte geworden.

Frankreich, das einmal bestimmt ist, frei zu sein,
bedarf keines Sporns, wodurch es sich nur der Gefahr
der Unterteilung ausgesetzt würde. Die Nation kennt
ihre Stärke, weiß, was sie will, und zweifelt nicht an
einem sichern Ursatz ihres Willens. So lange die
Regierung die Freiheiten unangetastet lässt, verhält sie

sich ebenfalls ruhig; wagt diese aber einen entscheidenden Eingriff, so kann sie auf den hartnächesten Widerstand gesetzt seyn.

Rühmer in seinen Angriffen, aber auch unmäßigig in seinen Forderungen, ist der Courrier français das Organ, wodurch Benjamin Constant zu seinen Landsleuten spricht. Er zeichnet sich zu allen Zeiten durch seine unerschrockene Freimüthigkeit aus, und wird in Paris häufig gelesen.

Von derselben Farbe ist auch das Journal de Commerce, das vorzüglich für den Kaufmannsstand bestimmt ist.

Die Anzahl der Journale ist zwar im Verhältniß zu der Bevölkerung gering; allein man darf nicht vergessen, daß ein jedes Blatt von unzählig vielen Menschen gelesen wird. In allen Plätzen liest man Zeitungen, in den Lesezirkeln, auf der Straße, in den öffentlichen Gärten, in den Caffee- und Billard-Häusern u. s. w. Die Gewohtheit, über alle Gegenstände öffentlich zu sprechen, ist durch die politischen Ereignisse der letzten Zeit noch verstärkt worden. Die französische Armee, welche auf ihren Kriegszügen durch ganz Europa kam, brachte in jeden Winkel ihres Vaterlandes eine solche Summe von Erfahrung mit, daß selbst der große Haufe vernünftig über politische Gegenstände urtheilt, die Gränzen der höchsten Gewalt kennt, und weiß, wo der Missbrauch derselben beginnt. Diese politische Bildung der Nation zeigt sich deshalb bei jeder Gelegenheit, vorzüglich aber durch den Patriotismus bei den Wahlen, und durch die Niederlage der Hofpartei.

thei, so oft diese versuchte, einen schädlichen Einfluss auf dieselben zu üben.

Aus dem Verhältniß der Abonnenten-Zahl dieser Blätter läßt sich nun am sichersten auf den Geist und die Gesinnungen des französischen Volkes schließen. Denn außer sieben bis achttausend Abnehmern der zwei jesuitisch-ministeriellen Zeitungen Quotidienne und Gazette de France unterhält die ganze Nation die überaus laien Journale. So zählt der Constitutionnel 20,000 Abonnenten, das Journal des Débats 16,000, der Courrier 7000, das Journal du Commerce 4000, wobei man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß diese Blätter jeden Tag von mehreren Millionen gelesen werden. —

Diese freie Presse würde nun die furchtbareste Gegnerin der Hof-Partei, und ihr allein hat Frankreich seinen neulichen Sieg zu verdanken. Was auch die Minister und ihre Organe, die ministeriellen Blätter, von einem Comité-Directeur, als dem Mittelpunkt einer Verschwörung zum Umsturz der herrschenden Dynastie, sabelten, um dadurch die Notwendigkeit ihrer Verurteilung glaublich zu machen, so ist es doch gewiß, daß ein solches Comité in der Wirklichkeit nie bestand. Denn abgesehen davon, daß sie dasselbe nur immerfort denuncirten und es nirgends zu finden wußten, obwohl sie es nicht an Nachforschungen haben fehlen lassen; abgesehen davon, daß die Liberalen, welche man als die Hämpter der Verschwörung bezeichnete, noch vor 28. Juli, nachdem schon das Volk die Waffen ergriffen hatte, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung wünschten, und nichts weiter als die Zusage machten

der Ordonnanz und die Entlassung des verhassten Ministeriums verlangten, was sie gewiß nicht gethan haben würden, wenn es auf den Sturz der Dynastie abgesehen gewesen wäre: so ist überhaupt ein solches Comité an und für sich nicht denkbar. Dasselbe wäre ein Staat im Staate; wie kann aber eine solche Unstalt bestehen; so lange der Staats-Regierung alle Mittel der Gewalt, der Schatz, das Heer, eine wohl eingerichtete Polizei, selbst der Beichtstuhl und der Einfluß der Priester zu Gebote stand? Auch glaubte im Ernst Niemand an das Deszenz eines solchen Comité; selbst diejenigen, welche es als ein Argument für die Notwendigkeit des Ministeriums völlig u.a.c. gebrauchten, wußten recht gut, daß eine organisierte Gewalt der Einberaten nur in der Einbildung bestand; sie hofften aber die Einfältigen zu schrecken, indem sie ihnen Gespenster zeigten. Nicht ein Comité-Direkteur, nicht eine Verschwörung stürzte diese Dynastie vom Throne, sondern der entschiedene Wille des Volkes, der sich seit Jahren in den Journalen aussprach, und von diesen wiederum seine Mähnung und sein Wachsthum erhielt. Es könnte der Nation einerlei seyn, wer auf dem Throne sitze, wenn nur dieser ihr ihre wohl erworbenen Rechte und Freiheiten sichert. Erst alsdann, als sie die Ueberzeugung gewann, daß dieser Zweig der Bourbone durchaus keine Garantie dafür gewähren wolle, hieß sie denselben vom Throne heruntersteigen und einen Boden verlassen, auf welchem Despotismus nicht mehr wuzeln kann.

Hätte Carl X. Augen gehabt zum Sehen und Ohren zum Hören, das dumpfe Stillschweigen der gew

zen Nation wäre für ihn bereitster gewesen, als alle noch so kraftvollen Neuerungen der liberalen Journale. Während man Lafayette auf seiner Reise durch die Departements der Savoie und Poënie einen Triumphzug bereitete, während ihr allenthalben lauter Jubel erupfing, begingen die Bürger das Namensfest des Königes, trotz aller Aufforderung der Behörden, in das steter Stille, und kein Laut der Freude ließ sich demnehmen. Dieses Schweigen des Volkes, welches ein großer Staatsmann „die Lehre der Könige“ nannte, enthieltte einem Gedanke den bedeutslichen Zustand des Reichs, nur Carl und seinem Anhange nicht.

Doch nicht nur diese stumme Sprache verstand der König nicht, sondern auch die laute und lautest schlug vergebens mahnend an sein Ohr. So wäre die Weisgerung mehrerer ausgezeichnetter Patrioten (de Migay u. a.), in das Ministerium Molignac zu treten, so wie die freiwillige Abdankung anderer trefflicher Männer (De Bellamy u. a.), welche bisher hohe Staatsämter ausserwälter hatten, wohl geeignet gewesen, den Zauber der Verblendung zu löszen, wenn es möglich gewesen wäre. Ein ausgezeichneter Schriftsteller stellte kurz nach Ernenntung dieses Ministeriums über die traurige Lage seines Vaterlandes folgende Betrachtung an: „So ist es also noch einmal zerrissen, das Band der Liebe und des Vertrauens, welches das Volk an den Monarchen knüpfte! Noch einmal hat sich der Hass mit seinem alten Groll, die Emigranten mit ihren Vorurtheilen, das Priestertum mit seinem Freiheitshass auf Frankreich und seinen König geworfen. Was das Land errang durch vierzig Jahre voll Mühen und Leid

dem, entzieht man ihm; was es zurückläßt mit aller Macht seines Willens, mit aller Kraft seiner Wünsche, zwingt man ihn gewaltsam auf. Und welche trenksaften Maßschläge konnten so sehr die Weisheit Carls X. irre leiten, und ihn in dieser Zeit, wo die Ruhe die erste Bedingung des Glückes ist, in eine neue Bahn der Zivitatschafft stürzen? Und warum? Was haben wir gethan, daß sich unser König auf diese Weise von uns trennet? War das Volk je seinen Gesetzen gehorcher? Wo hat die königliche Autorität den geringsten Angriff erlitten, wo hat die Justiz irgend ein Hinderniß ihrer Gewalt gefunden? Ist die Religion nicht stets von unserer Ehrerbietung umgeben? Vor einem Jahre, zu dieser nämlichen Zeit, besuchte Carl X. seine Nörd. Provinzen; wir rufen sein Gedächtniß an: mit welchen Beweisen der Liebe und des Dankes ward er empfangen? Das ruhrende Bild eines von seinen Kindern umgebenen Vaters ward damals zur glücklichen Wirklichkeit: heute würde er noch überall getreue Untertanen, aber von unverdientem Misstrauen schmerzlich ergriffene Herzen finden. Was hauptsächlich den Ruhm dieser Regierung ausmachte, was um den Thron die Herzen aller Franzosen vereinigte, war die Mäßigung in der Ausübung der Gewalt, die Mäßigung! heute ist sie unmöglich. Die, welche jetzt die Angelegenheiten leiten, — wollten sie auch gemäßigt seyn, sie könnten es nicht. Der Hass, den ihr Name in allen Gemüthern weckt, ist zu tief, um nicht zurückgegeben zu werden. Besiechtet von Frankreich, werden sie ihm furchtbar werden. Vielleicht in den ersten Tagen werden sie die Worte „Charte und Freiheit“ stammeln wollen; ihre

Ungefechtlichkeit, „diese Worte auszusprechen; wie sie verrathen; man wird darin nur die Sprache der Gewalt oder der Hauchelei erblicken. Welche Freiheit, großer Gott, die Freiheit nach ihrer Weise! Welche Gleichheit, die uns von ihnen läme! Was werden sie über uns gämen? Werden sie eine Brücke in der Gewalt der Vagonette suchen? Die Vagonette haben Intelligenz, sie kennen und achten die Gesetze! Werden sie, daß sie unsfähig sind, nur drei Wochen nach der Pressefreiheit zu regieren, sie zurückzuziehen wollen? Sie könnten es nicht, ohne das von den drei Gewalten angenommene Gesetz anzutasten, d. h. ohne sich außerhalb der Gesetze des Landes zu stellen. Werden sie diese Charta zerreißen, die Ludwig XVIII. die Unsterblichkeit und seinem Nachfolger die Macht verleiht? Sie mögen sich wohl bewußt sein! Die Charta hat jetzt eine Mündigkeit, an der alle Bemühungen des Despotismus scheitern würden! Dein Gesetz zahlt das Volk eine Milliarde; den Druckkosten eines Ministers würde es leicht zwei Millionen bezahlen! Mit den ungünstlichen Steuern würde ein Hauptmann entstehen, um sie zu brechen. Hauptmann! ist es noch nöthig, diesen Namen des Kampfes und des Krieges zurückzurufen? Unglückliche Frankreich, unglücklicher König!“

Herr Bertin, verantwortlicher Redakteur des Journal des Débats, welches diesen Aufsatz bekannt machte, wurde darüber angeklagt und bestimmt, sich bei der Bekleidigung gegen die Person und die konstitutionelle Autorität des Königes, Vergangen, die durch das Gesetz vorangegangen sind, schuldig gemacht zu haben.

Er wurde vor der ersten Instanz zu sechzehnmonatlicher Haft und 500 Francs Geldstrafe verurtheilt; allein der Königliche Gerichtshof, an den Herr Vertin appellirte, und bei welchem Herr Dupin der Lettere ihn vertheidigte, sprach ihn frei. Merkwürdig sind die Worte, mit welchen der Anwalt seine Vertheidigungrede schloß: „Was anders ist an diesem Processe schuld?“ rief er aus, „als der Ueberger der Minister, die unter dem Bonaparte, die Person des Königes, die beleidigt seyn soll, die Königliche Würde, welche verkannt, die Königlichen Prerogative, die bedroht seyn sollen, zu rächen, in der That nur ihre Muthsucht befriedigen, die konstitutionelle Presse einschüchtern und das Stillschweigen schaffen wollten, das ihnen allein als Freude erscheint.... Ehre sei aber dieser periodischen Presse!“....

Auch der Courrier français wurde wegen eines ähnlichen Vergehens angeklagt und freigesprochen.

Diese Processe und die darin gefällten Urtheile waren, zu ihrer Zeit höchst merkwürdig, weil daraus klar hervorging, daß die königlichen Gerichtshöfe durchaus nicht geneigt waren, sich dem angenommenen Regierungssystem anzuschließen. Dies war eine große Lehre für die Minister, denn bedenkt man, daß ein anticonstitutionelles System sich allein auf die Geschäftigkeit der Gerichtshöfe gründen kann; bedenkt man ferner, daß der Gerichtshof, vor welchem diese Processe verhandelt wurden, aus solchen Personen bestand, auf welche die konstitutionelle Meinung gar nicht zählte; das he, so zu sagen, in der Absicht gewählt waren, die Schriftsteller zu vertheidigen; so weiß man nicht, ob man mehr über die Rechtigkeit der Minister, die

die bei so vielen Hindernissen sich an der Spitze der Verwaltung zu behaupten gedachten, erstaunen, oder mehr die Thorheit bemitleiden soll, aus welcher sie nichts herauszureißen vermochte.

Nach und nach verließen alle gemäßigte Royalisten die ministerielle Parthei, und selbst Herr v. Chateaubriand nahm seine Entlassung als Botschafter am römischen Hofe. Nun wurde man immer gewisser, daß das Ministerium die Majorität nicht erhalten werde, und war auf Staatsstreichs gefaßt, d. h. man erwartete entweder die Auflösung der Kammern und die Einberufung neuer Wahl-Collegien, nachdem man durch Ordonnanzen das Wahlgesetz modifiziert, und durch Wiederherstellung der Censur die Presßfreiheit suspendirt hätte, oder die Erhebung der Steuern, auch ohne Bewilligung derselben von Seiten der Kammer. Von allen Seiten trafen die Bürger Vorkehrungen zur Vertheidigung ihrer Rechte. Unter diesen verdienten vorzüglich Erwähnung die Associationen, welche zur Verweigerung der Abgaben, falls die Regierung sie auf unconstitutionallem Wege einfordern sollte, zuerst in der Bretagne und dann auch in andern Provinzen geschlossen wurden. Die Vereins-Alte lautet folgendermaßen:

„Wir unterzeichnete Einwohner beiderlei Geschlechts in den fünf Departements der ehemaligen Provinz Bretagne, in dem Gerichts-Bezirk und unter dem Schutz des Königlichen Gerichtshofs zu Rennes, durch unsere eigenen Eide und durch jene unserer Familienhäupter an die Pflicht der Treue gegen den König, und der Unabhängigkeit an die Charta gebunden; in Betracht,

daß eine Handvoll politischer Unruhestifter damit umgeht, die Grundlage der durch die Charte geheiligen konstitutionellen Bürgschaften umzustürzen; in Betracht, daß die Bretagne in diesen Bürgschaften den Ersatz derjenigen findet, die der Vertrag ihrer Vereinigung mit Frankreich ihnen sicherte, und daß ihre Pflicht und ihre Interessen es erfordern, diese Ueberbleibsel ihrer Freiheiten und Vorrechte zu bewahren, so wie es auch in ihrem Charakter und ihrer Ehre liegt, den edlen Widerstand ihrer Vorfahren gegen die Eingriffe, die Läunen und den Missbrauch der ministeriellen Macht nachzuahmen; in Betracht ferner, daß der Widerstand durch Gewalt ein furchtbares Unglück wäre, und daß er ohne Motiv seyn würde, so lange der Weg zum gesetzlichen Widerstand offen bleibt; und daß das sicherste Mittel, der Zuflucht zu richterlicher Gewalt den Vorzug zu verschaffen, darin besteht, den Unterdrückten eine brüderliche Solidarität zu geben, — erklären bei Ehre und Recht: 1) daß jeder von uns für die Summe von 10 Francs, und diejenigen, welche auf die Wahl-Liste von 1830 eingetragen sind, auch noch für das Gehntel des Betrags ihrer Steuern subscribiren, welche Summe wir auf die Aufforderung der General-Procuratoren, falls sich zu deren Ernennung nach Artikel 3 Anlaß findet, zu bezahlen uns verpflichten. 2) Diese Summe wird einen der Bretagne gemeinschaftlichen Fonds bilden, der dazu bestimmt ist, die Subscribers für die Kosten zu entschädigen, die ihnen zur Last fallen könnten, in Folge der Weigerung, öffentliche Abgaben zu bezahlen, die ungesezlicher Weise ihnen auferlegt würden, sey es ohne die freie, regelmäßige und consti-

tutionelle Mitwirkung des Königes, und der in Ge-
mäßheit der Charte und der jetzigen Gesetze constituirten
beiden Kammern, oder unter Mitwirkung von Kam-
mern, die durch ein Wahl-System gebildet würden,
das nicht nach denselben constitutionellen Formen votirt
worden wäre. 3) Im eintretenden Falle des offiziellen
Vorschlags, entweder zu einer inconstitutionellen Ver-
änderung im Wahl-Systeme, oder zu der ungesetzlichen
Einführung der Abgaben, werden zwei Bevollmächtigte
von jedem Bezirke sich versammeln, und sobald ihrer
zwanzig beisammen sind, können sie unter den Sub-
scribers drei General-Procuratoren und Unter-Procu-
ratores in jedem der fünf Departements ernennen.

Der Artikel 4 betraf die Verrichtungen dieser Ge-
neral-Procuratoren, welche die Subscriptionen einzusam-
meln, die Entschädigung auszuzahlen, und auf Anrufen
eines jeden durch eine ungesetzliche Steuer beeinruhigten
Subscribers, in seinem Namen und mittelst der Un-
ter-Procuratoren die gesetzliche Klage gegen die Steuer-
Erheber zu betreiben, und außerdem noch die Civil-
Anklage gegen die Urheber und Mitschuldigen der
Steuererhebung anzustellen, haben. Der Artikel 5 bes-
traf die Ernennung dieser Procuratoren.

Die Nachricht von diesen Associationen war ein
Donnerschlag für die Minister, denn nur zu laut ver-
kündeten sie ihnen die Kraft der öffentlichen Meinung
und die Entschlossenheit der Liberalen. In der Be-
fürzung griffen sie zu verkehrten Maßregeln. Der
Courrier Français und das Journal du Commerce,
welche diesen Prospectus zuerst mittheilten und com-
mentirten, wurden schleinig in Beschlag genommen,

um die Publicität zu verhindern. Man zog ihre Geschäftsführer vor Gericht und beschuldigte sie, die Vereinigungs-Akte selbst gemacht zu haben, um dadurch die Conföderation hervorzurufen. Durch diese Prozesse wurde gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was man bezoeken wollte. Denn die Vertheidigungsreden gaben zur Entwicklung von Prinzipien Anlaß, welche eine weit gefährlichere Publicität erhielten, als die war, welche man vermeiden wollte. Die Geschäftsführer der Journale wurden zwar verurtheilt, aber in ihrer Entscheidung rechtfertigte die Magistratur den Widerstand selbst, welcher dadurch keine geringe Sanction erhielt.

Die ministeriellen Blätter nannten diesen Verein zur Verweigerung der Abgaben aufrührerisch; allein dieses wären sie nur in einem despotischen Staate, Frankreich ist aber eine constitutionelle Monarchie und hier haben die Kammern die Steuern zu reguliren, und ohne Zustimmung derselben soll und darf Niemand zur Bezahlung von Abgaben angehalten werden. Freilich ist kein Artikel in der Charte vorhanden, welcher dem Unterthanen das Recht einräumte, sich zu verbinden, um unbewilligte und dennoch verlangte Steuern zu verweigern, sie macht nur die Minister wegen gesündhafter Gewalt verantwortlich, und gibt der Kammer das Recht, sie in diesem Falle anzuklagen. Indessen lehrt die Erfahrung, daß es besser sey, einem ministeriellen Frevel zuvorzukommen, als ihn hinterher, wenn er begangen ist, zu bestrafen. Ohnehin war dieses ein unsträfliches Provisorium, dem ein widerrechtlicher Act von Seiten der Minister vorausgehen mußte, wenn es in's Leben treten sollte.

Dieses von der Bretagne ausgegangene Signal wirkte wie ein electrischer Schlag, und der Gedanke, sich zu conföderiren wurde immer allgemeiner. Nun sah die Regierung sich gendthigt, einzuhalten, und die Absichten zu läugnen, die man ihr zuschrieb. Die ministeriellen Blätter fingen wieder an, von Charte und constitutioneller Monarchie zu sprechen und die Versicherung zu geben, daß man an der Grund-Verfassung nichts ändern wolle. Da man aber wußte, wie wenig es mit diesen Versprechungen Ernst sey, so brachten sie keine Wirkung hervor. Die Conföderationen verbreiteten sich nur immer mehr über das ganze Reich, und der Anfang zu einem gesetzlichen Widerstande gegen künftige Gewaltstreiche war gemacht. Auch das Militär, auf das empfindlichste beleidigt, weil man ihm einen Ueberläufer zum Führer gegeben, theilte größtentheils die Gesinnungen der Bürger. Es erschienen Broschüren, von Offizieren des Generalstabs geschrieben, welche die Frage behandelten, ob die Armee ihren Chefs Gehorsam schuldig sey, wenn es sich davon handle, gegen die Gesetze des Landes und die Bürger zu ziehen. Die Frage wurde verneinend entschieden.

Dies war eine herbe Lehre für die Minister, denn auf was kann sich eine solche Regierung am Ende stützen, als auf die Gewalt, die in der bewaffneten Macht liegt? Daß sie auf das Militär nicht sicher rechnen konnten, war schon damals sichtlich, aber glänzender hat es der Erfolg von den letzten Tagen des Juli bewiesen. Dennoch wollte man das System nicht abändern. Man beschloß dadurch zu helfen, daß man alle wichtigen Aemter mit Männern der Partei und un-

bedingt ergebenen Menschen besetzte. Es sollte ein Netz von Creaturen über ganz Frankreich ausgebreitet werden, von deren Einfluß man hoffte, daß sie die Deputirten-Wahlen im Sinne der Regierung lenken würden. Um diesen Zweck zu erreichen, bediente sich der Minister des Innern einer ausgedehnten Spionerie. Es mußte ihm Bericht erstattet werden von der politischen Gesinnung der Ober- und Unter-Präfeten, der Maire, und aller Beamten von einem Einfluße. Wer unwürdig erfunden ward vor diesem neuen Inquisitions-Gerichte, wurde ohne Gnade abgesetzt; Creaturen traten an die Stelle der Entlassenen. Es wurde ein Aemter-Markt gehalten, in dem der Mangel an Charakter, an Geduldlichkeit, an Liebe für die Freiheiten des Landes den Ausschlag gab. Täglich enthielt der Moniteur Reihen von Ernennungen und Absetzungen, die in diesem Sinne geschahen. Das Publikum erfuhr nicht einmal Alles. Es wurden geheime Rundschreiben erlassen, welche dem Präfeten das Verhalten bei den Wahlen vorschrieben, den Dienstleistigen sichere Belohnung, den Säumigen Strafen vorhielten. Daß auch diese Schändlichkeit nichts nützte, hat der Erfolg bewiesen, aber Frankreich leidet noch jetzt an den Folgen dieses Systems. Denn die ganze Verwaltung ist in die Hände von schlechten Menschen gerathen, und um einem solchen Uebel zu steuern, wird mehr als sechsmonatliche Arbeit erfordert, so daß das Land jetzt noch an diesem Geschwüre frank ist. Das größte Vertrauen setzte jedoch die Regierung auf den Einfluß der Geistlichkeit, auf die Congregationen. Frankreich ist, wie unsere Leser wissen, beinahe ganz katholisch. Folglich hat seine

Geistlichkeit den rdmischen Zuschnitt. Nun ist es eine durch Jahrhunderte bestätigte Erfahrung, daß eine jede Regierung, die im Kampfe gegen die Civilisation und die Rechte des Volkes nach unumschränkter Macht strebt, sicher auf die catholische Geistlichkeit rechnen kann. Beide Gewalten, eine despotische Regierung und die Hierarchie, sind natürliche Verbündete. Denn beide haben einen und denselben Ursprung, es läßt sich kein vernünftiger Grund ihres Daseyns angeben, kein Zweck, den der Verstand begreifen, oder bei dessen Erreichung irgend ein glücklicher Erfolg für das öffentliche Beste abgesessen werden könnte. Deswegen haben beide das Aufglimmen des Lichtes, die Verbesserung der bürgerlichen Institutionen in gleichem Maße zu fürchten. Und da in einem Staate, dessen Regierung Gewalt statt Recht zu gründen strebt, die Volkspartei immer auf der Seite des Lichtes steht, so wird die Geistlichkeit es in einem solchen Kampfe um ihres eigenen Interesses willen immer mit der Regierung halten. Wir brauchen nicht nach alten Beispielen zu suchen. Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, in einem gewissen Sinne selbst England (wir meinen nemlich den Kampf der englischen Prälaten wider die Emancipation der Irlander) mögen genügen. Ueberhaupt hat der Clerus nie die Parthei des Volkes ergriffen, als entweder wenn die Regierung auf Seiten des Lichtes und der Aufklärung stand, wie in den österreichischen Niederlanden im Jahre 1788, wo die flämischen Priester mit dem Pöbel gemeinsame Sache gegen die wohlwollenden Absichten Kaiser Josephs machten, oder wenn zufälliger Weise

sich mit dem National-Interesse ihr eigenes augenblicklich verknüpfte, wie in Spanien, wo der Clerus mit dem Volke gegen Napoleon's Tyrannie focht; aber nicht um die Freiheit und eine bessere Verfassung des Landes zu erringen, sondern um die französischen Grundsätze, deren Sieg sie im Gefolge der Napoleoniden befürchten mußten, zu vernichten. Die Sachen standen nun im Beginne des Jahres 1830 in Frankreich so, daß die Regierung keinen treuen Freund, das Volk keinen heftigern Gegner als die Geistlichkeit hatte. Die Führer dieser seit dreizehn Jahren wieder reich gewordenen Parthei wußten wohl, daß, wenn die neuen Ideen zur Herrschaft kämen, ihr Reich vorbei sey. Die französische Geistlichkeit zerfiel übrigens ihrer Gesinnung nach in zwei große Hälften, Ultramontaner und Gallicaner, von denen letztere sich wieder in zwei Zweige theilten. Die einen hingen den Freiheiten der gallicanischen Kirche an; aber da dies bloß die Parthei der Ehre, und nichts dabei zu gewinnen war, so kann es nicht verwundern, wenn sie nur eine geringe Zahl von Anhängern zählte. Der andere Hauptzweig dieses Stammes schloß sich an den Erzbischof von Paris, Cardinal Latil, an. Der Name, den der französische Witz ihnen gab, bezeichnet die Eigenthümlichkeit dieser Parthei. Man nannte sie den Bauch der Kirche; sie bildeten die ministerielle Seite der Geistlichkeit. Von den Ultramontanern trieben nur wenige die Unabhängigkeit an ihre Grundsätze bis zu strenger Consequenz, die meisten suchten den augenblicklich für das Papstthum günstigen Wind zu benützen, um mit vollen Segeln auf den großen Raub von Pensionen, neugegründeten

Kirchengütern und Aemtern loszusteuern. Im Ganzen hatte der Clerus unter dem gemeinen Volke in den Süds-Provinzen, unter dem alten Adel und unter den Beamten in dem Kampfe seit dreizehn Jahren ziemlich viel Boden gewonnen. Aber ihr Einfluß war nicht groß genug, um die Deputirten-Wahlen, von denen Frankreichs Zukunft abhieng, zu lenken; denn der größte Theil der Wähler gehörte der denkenden Classe der Franzosen, d. h. denjenigen an, welche die Priester als Gottlose und Atheisten verschrieen. Folgender Ueberblick wird dieß zeigen.

Die ganze Kammer bestand aus 413 Mitgliedern. Von diesen ernannten die Departemental-Collegien, die aus einem Viertel der höchstbesteuerten unter den Wählern, mit einem Steuer-Betrag von 900 bis 2000 Francs, bestanden, und deren es 83 gibt, ein Drittel. Von dieser Anzahl konnte die royalistische Partei auf gute zwei Drittel rechnen. Obgleich die Revolution in Frankreich eine große Zerstückelung des Eigenthums bewirkt, und einen guten Theil des Bodens in die Hände des dritten Standes gebracht hat, so ist es doch der alten Aristokratie durch ihr Anschließen an das Kaiserreich und durch die Emigranten-Entschädigung gelungen, einen großen Theil des Grund-Eigenthums wieder an sich zu bringen. Die reichsten Guts-Besitzer gehören auch jetzt noch dem alten Adel an, der an den alten Ideen hängt, und nur einige Mäßigung durch den unwiderstehlichen Einfluß der Civilisation angenommen hat. Von 137 Abgeordneten, welche diese Departemental-Collegien zu ernennen hatten, konnte das Ministerium 85 für das rechte Centrum und die äußerste

Rechte, d. h. für sich rechnen; 30 davon gehörten dem linken Centrum (der gemäßigt liberalen Parthei) und 22 der äußersten Linken (ultraliberalen Parthei) an. Die übrigen zwei Drittel der sämtlichen Deputirten werden von den Bezirks-Collegien gewählt. Diese bestehen aus allen Wählern, die mehr als 300 Francs directe Steuern bezahlen, d. h. aus 83,000 Individuen. Von den 276 Abgeordneten, welche diese zu wählen hatten, gehörten, nach dem damaligen Verhältniß, kaum 70 der rechten Seite. Aus dieser Darstellung geht hervor, daß von einer aus 413 Mitgliedern zusammengesetzten Kammer für die ministerielle Parthei nicht mehr Hoffnung vorhanden war, als auf etwas über ein Drittel der ganzen Versammlung.

Wer sollte es glauben, daß der König unter diesen Umständen nicht nachgab? aber er durfte nicht, wenn er auch gewollt hätte; denn die Faction rief ihm unaufrichtig zu, er dürfe, er könne nicht nachgeben, ohne seinen Kopf und seine Monarchie auf's Spiel zu setzen, ohne eine Schwäche zu zeigen, die den Sturz des Thrones und die Zerstückelung der Nation nach sich ziehe. Man machte den schwachen Monarchen glauben, daß seine Unterthanen ihm vorwerfen würden, das Beispiel seines erlauchten Bruders unbefügt gelassen zu haben, der durch seine Nachgiebigkeit die Revolution und vierzigjähriges Leiden herbeigeführt habe, und daß er durch ähnliche Concessionen sich und das Reich denselben Gefahren ausseze. In diesen Gesinnungen wurde Carl X. auch noch durch die Missbilligungen gegen die Opposition bestärkt, welche die auswärtigen Mächte durch ihre Organe an den Tag legten. Der österreichische

Beobachter tabelte in heftigen Ausdrücken die Kühnheit der französischen Oppositions-Journale; die preußische Staats-Zeitung sprach ebenfalls das Verdammungs-Urtheil über sie aus, und selbst England, das Frankreichs Aufstreben zur Freiheit mit Scheelsucht wahrnahm, ergriff die Parthei des Ministeriums. Zugleich suchte man Gerüchte von Einmischung der fremden Mächte in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu verbreiten. In der That ließ das Ministerium kein Mittel unversucht, dem Ausland die Lage des Landes als höchst gefährdend darzustellen. Indem man Thatsachen entstellte und sich zu zeigen bemühte, wie von den verschiedenen freisinnigen Ministern allenthalben, in Italien und anderswo, die Revolutionen begünstigt worden wären, wollte man Europa zu einem neuen Kreuzzuge zur Unterstützung des Ministeriums Polignac aufrufen. So wie sie ihre eigene Existenz beständig mit der des Thrones identificirten, so sollten auch die auswärtigen Cabinets ihre Existenz bedroht glauben, wenn Frankreich nicht in jenen Zustand des Druckes und der Erniedrigung zurück geführt werde, in welchem es sich vor der Revolution befand. Man wollte Europa eine hohe Idee vom Ministerium beibringen, indem man die Restauration personifizirt in den Herren v. Polignac, Montbel, Bourmont, Chabrol u. a. darstellte. Und doch, während man von der einen Seite die Meinung zu verbreiten suchte, daß ohne diese Männer in Frankreich bloß eine demokratische Republik möglich sey, und die Monarchie so viel als nichts gelte, versicherte man auf der andern Seite, wenn es sich davon handelte, die Kammer aufzulösen,

ganz Frankreich sey royalistisch. Sie erreichten weder durch diese noch durch jene Vorstellungen ihren Zweck. Es war vorauszusehen, daß Europa sich nicht erhebe, um einer Handvoll Menschen ihre Macht zu erhalten, und so ließen sich auch die Franzosen nicht einschüchtern, indem man ihnen weiß mache, es rücke eine fremde Invasion vor die Thüre, wenn sie sich nicht entschließen, in dem Ministerium Polignac ein Musterbild von Genie, Loyalität und Patriotismus zu erblicken. Aber dazu reichten diese Scheingründe hin, daß Carl X. sich zu dem Entschluß bewegen ließ, lieber das Neuerste zu wagen, als abermals nachzugeben, und durch Einführung von Constitutions-Freunden in's Cabinet die Nation zu beruhigen, was doch das einzige Mittel war, seine Krone zu retten.

Bei diesem Kampfe, den das Ministerium nach Außen zu bestehen hatte, sollte man wenigstens im Innern Uebereinstimmung der verschiedenen Mitglieder erwarten, um durch diese Eintracht stark zu seyn und mit Entschiedenheit anstreten zu können; allein auch hier herrschte die unseligste Zwietracht. La Bourdonnaye, der heftigste von allen, rieth gleich Anfangs zu Gewalt, um mit Einem Streiche den Liberalismus niederschlagen, während Polignac, wie es bei Schwach-Köpfen gewöhnlich ist, Extreme vermeiden wollte, wo es keinen Mittelweg mehr gab; und nur für den äußersten Nothfall sich für Gewaltthat entschied. Er versuchte zu wiederholtenmalen, das Ministerium durch Mitglieder des linken Centrums zu modifiziren; allein es gelang ihm nie, weil er selbst nicht weichen wollte, und kein Mann von Ehre neben ihm einen Posten

übernehmen konnte, ohne in der öffentlichen Meinung zu fallen. Endlich erhob sich ein Streit zwischen Polignac und la Bourdonnaye über die Präsidentschaft im Conseil, in welchem ersterer den Sieg davon trug, worauf dann dieser seine Entlassung nahm. Polignac schmeichelte sich, durch die Entfernung des allgemein gehassten la Bourdonnaye in der öffentlichen Meinung gewonnen zu haben; allein er täuschte sich auch hierin, weil die Liberalen im Austritte des Einzelnen kein Heil sahen, so lange das anticonstitutionelle Prinzip fortdauerte. Ja eben der Haß und die Verfolgung, wodurch sich die Räthe des Königs selbst aufrieben, ohne sich den liberalen Grundsätzen im geringsten zu nähern, zeigte, wie tief die entgegengesetzten Ansichten bei denselben gewurzelt seyen.

Um la Bourdonnaye zu ersetzen, wurde Guérin von de Ranville, General-Procurator am königlichen Gerichtshofe zu Lyon, in's Ministerium berufen. Ein Mann, der weder durch parlamentarische Bildung noch sonstigen politischen Ruhm empfohlen war. Man wußte weiter nichts von ihm, als daß er früher den Vorsitz bei einem Wahl-Collegium hatte, worauf er schnell in der Magistratur vorrückte. Man mutmaßte daher nicht ohne Grund, daß er geheime Bürgschaften seiner Gesinnungen und seiner Mitwirkung gegeben haben müsse.

Eine solche Stellung hatten die beiden Partheien in Frankreich im Anfange dieses Jahres gegeneinander angenommen. Die eine, im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit und der Nation, mit den Interessen

der unermesslichen Mehrzahl, mit den Wünschen einer kräftigen Jugend und den Ansprüchen des Verdienstes, verfolgte rücksichtslos das vorgestecckte Ziel, unbedingte Herrschaft, nichtachtend auf die entgegenstehenden Hindernisse, die sie zu übersteigen, oder mit Gewalt aus dem Weg zu schieben hoffte. Die andere war fest entschlossen, die Grundsätze, von denen die französische Revolution ausgegangen, und die Interessen, die sie begründet, zu behaupten, und die durch einen vierzigjährigen Kampf errungenen Rechte und Freiheiten zu vertheidigen. Dadurch wurden die Gegebenheiten vorbereitet, welche dieses Jahr zu einem der merkwürdigsten in den Annalen der Völker machen, mit deren Erzählung aber wir der Geschichte nicht voreignen wollen. Hier bleibt uns nur noch übrig, Frankreichs Politik in Beziehung auf das Ausland zu betrachten, um die Stellung kennen zu lernen, die es um diese Zeit in dem europäischen Staaten-Verein einnahm. Drei Punkte sind uns hier von besonderer Wichtigkeit: sein Einfluß auf die Verhältnisse Griechenlands, sein Benehmen gegen Portugal, und seine Expedition nach Algier.

Durch die Schlacht bei Navarin und die Expedition nach Morea hatte die französische Regierung einen thätigen Anteil an der Befreiung Griechenlands genommen, und wäre sie vollkommen Herr ihrer Bewegungen, und über ihre Absichten im Klaren gewesen, so wäre der Heereszug nach der Halbinsel Morea nicht innerhalb des Isthmus geblieben. Die Franzosen wären die wahren Befreier Griechenlands geworden, Bedürfnis und Daukbarkeit hätten dieses neue Land an

seine Schuttherren gefesselt, und das griechische Reich wäre vielleicht der Mittelpunkt eines französischen Systems geworden, das in Toulon und Marseille seine Basis und in Alexandria seinen Schluß gehabt hätte. Allein schon das Ministerium Martignac wich vor seiner eigenen That zurück, und seine Nachfolger bemühten sich, den Engländern auf die erste Mahnung aus dem Wege zu gehen. Der griechische Thron wurde mit einem Prinzen besetzt, den Bande der Verwandschaft und Dankbarkeit an das englische Interesse knüpfsten, und die ganze Monarchie unter Englands Protection gestellt; es fehlte nicht an Gründen dafür. Das Protectorat über dieses Land, sagte man, bringe nur Nachtheile, und setze in Verlegenheiten, vor welchen Frankreich bewahrt bleiben müsse. Griechenland sey ein beschrankter, verheerter, unbewohnter Landstrich, der kein Einkommen gewähre. Solle es eine Monarchie werden, die im Stande sey, einem mächtigen Nachbar zu widerstehen, so gehören ungeheure Opfer dazu, und Frankreich habe mehr als genug gethan. Wenn die Griechen in Bürgerkrieg gerathen, so habe man Truppen zu transportiren, um sie wieder zur Ruhe zu bringen; wenn sie ihre Nachbarn angreifen, so müsse man ihren Ausschweifungen einen Zaum anlegen; wenn sie angegriffen werden, so müsse man sie verteidigen; wenn sie, ihrer Gewohnheit nach, den dritten und vierten auf der See ausplündern, so müsse man aller Welt Genugthuung geben. Kurz diese Erwerbung würde eine beständige Quelle von Opfern und Zwistigkeiten seyn. Und der Lohn für dies Alles? Das Verdienst, eine gute Handlung gethan zu haben? Dieses Verdienst habe Frankreich be-

reits in den Tagen der Gefahr erworben; sein Blut und seine Schäze haben Griechenland unterstützt. Jetzt sey seine Aufgabe erfüllt. Frankreich stehe den Völkern in ihrem Unglücke bei, und achte ihre Unabhängigkeit, wenn sie von den Gefahren befreit seyen. Und was den freien Zutritt in Griechenlands Häfen betrefse, so werden alle Freunde dieses Landes denselben Vortheil genießen, und Frankreich gehöre nicht zu den Feinden desselben.

Was endlich die Wahl des Prinzen Leopold für den griechischen Thron betrefse, so schade diese Frankreichs Interessen gar nicht. Griechenland bedürfe eines Monarchen, der reich genug wäre; sich selbst frei zu halten. Keiner von den Prinzen, die sich gemeldet, sey im Stande, dieses zu thun; man brauche einen Prinzen, der von einer Seemacht unterstützt werde u. s. w. So klang das lange Lied, womit das Cabinet von St. James das französische Ministerium, und dieses wiederum die liberale Parthei einzuschlummern suchte. Doch hören wir hierüber das Urtheil eines der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, der wegen seiner Treue gegen diese Dynastie keiner Partheilichkeit bezüchtigt werden kann. Chateaubriand sagte in einer, in Beziehung auf die griechische Frage in der Pairs-Kammer gehaltenen Rede: „Das Londoner Protokoll enthielt die Bestimmung, daß der Souverän Griechenlands aus keiner Familie der unterzeichnenden Mächte genommen werden sollte. Man hat das innige Band des Prinzen von Coburg mit dem Hause Braunschweig nicht als eine Verwandtschaft angesehen. Dieser Prinz genießt durch eine Par-

Iaments-Alte die Ehren-Bezeugungen der Königlichen Familie; er genießt überdies eine von dem englischen Volke bezahlte Rente. Man hat das Protokoll buchstäblich genommen; nun es sey! Aber es ist darum nichts desto weniger wahr, daß wir unsere Soldaten anstrecken, unsere Kriegsschiffe auf den Wogen sich umtreiben, unsere Schäze fließen lassen, um den Thron Griechenlands dem Tochtermann des Königs von England zu geben. Und was hat England gethan, um im Namen jenes Mandatars über die Hellenen zu herrschen? Es hat, sich so lange es konnte, ihrer Freiheit widersezt; es hielt auf den Gewässern der Themse einige unbedeutende Schiffe an, die, um den Preis der letzten Geldanstrengung der Griechen erkaufst, von den Subscriptionen, in welchen der Christ den Obolus des Mitleids niedergelegt hatte, bezahlt waren. Es drückte öffentlich seine Wünsche für den Sieg derer aus, welche die Väter erwürgt und die Kinder verkauft hatten. Die Freiheit Griechenlands ward unter den Schutz der Kanonen von Corfu gestellt, die diese Freiheit zu Parga so gut vertheidigt hatten. Sollte sich etwa der Krieg im Orient wieder entzünden, so dürfen wir sehen, wie die Besatzung von Gibraltar, Malta, den ionischen Inseln, die Festungen besetzen wird, die unsere Soldaten räumen sollen. Welchen Widerstand könnte der Rebate Sherif den Zahlmeistern seiner Pensionen, dem Monarchen, dessen Tochter er gesheirathet hat, leisten? Die Griechen werden die Matrosen der britischen Flotte werden; wir dürfen uns damit begnügen, glanzvolle Reisende an berühmten Ufern gewesen zu seyn, einem englischen Prinzen das Geschenk eines Scepters ge-

macht zu haben, der durch einige Tropfen unseres Blutes geweiht, und durch unser Geld geschmiedet ward: der Roman ist ritterlich, aber die Minister sind angewiesen, Geschichte zu machen.“

Die Angelegenheiten Griechenlands nahmen zwar durch die Weigerung des Prinzen Leopold, den griechischen Thron anzunehmen, eine ganz andere Wendung; indessen geht aus dem Ganzen klar hervor, was auch allgemein anerkannt ist, daß das französische Ministerium unter Einfluß des englischen Cabinets, also nicht in Frankreichs Interessen gehandelt hat.

Dasselbe Hinneigen zum englischen Interesse, daß selbe Anschließen an Wellington's Politik finden wir auch in den Angelegenheiten Portugal's wieder. Hier herrscht seit mehreren Jahren der Usurpator Don Miguel mit eisernem Arm. Nachdem er der legitimen Erbin des portugiesischen Thrones, Donna Maria, die Krone vom Haupte gerissen und sich aufgesetzt, nachdem er die Constitution, die er vorerst beschworen, gestürzt hatte, wagte es derselbe, im neunzehnten Jahrhundert, der Civilisation zum Hohne, die Thaten eines Nero und Caligula zu wiederholen. Alles was noch Gefühl für Freiheit und Recht hat, schmachtet im Kerker oder besiegt das Schafot, von welchem das Blut in Strömen fließt. Die Mächte von Europa sahen es und schwiegen. Dass man die Gesandten zurückberief und die diplomatischen Verhältnisse abbrach, war Alles, was von ihrer Seite zu Gunsten der Legitimität und der Constitution geschah. Das Interventions-Recht, welches angewendet wurde, den Freiheitsstraf der Spanier und

Neapolitaner zu ersticken, blieb mit einem Male verschlossen. Die Tyrannie feierte ihren leicht errungenen, und noch leichter zu behauptenden Triumph. England rief seine Truppen, welche Cauning zum Schirm der Constitution an den Tajo gesendet, heim, um Don Miguel freies Spiel zu lassen. Von Handels-Interessen geleitet, machte es Niene, denselben anzuerkennen. Hierauf wartete Polignac, um diesem Beispiel zu folgen, obwohl das französische Cabinet ein ganz entgegengesetztes Interesse hatte. Chateaubriand sagte in der oben angeführten Rede: „Die Regierungen sind, wie ich wohl weiß, nicht berufen, eine sentimentale Politik einzuführen. Vorzüglich in den auswärtigen Angelegenheiten ist ein Cabinet, das nicht allein handelt, in Bezug auf die Bewegung der andern Cabinets nur dazu verpflichtet, die beste Stellung einzunehmen; in dem gegenwärtigen Falle aber ist Frankreich so glücklich, seine Interessen in Einklang mit seinen Grundsätzen zu sehen; das Recht fällt mit der Thatprobe in Eins zusammen: England meint, es müsse sich, wegen seiner Handels-Interessen mit Portugal verbinden; wir aber müssen anerkennen, daß die Allianz Brasiliens unserem Handel nützlich ist. Unsere Einfuhr beträgt kaum über zwei Millionen aus den Staaten Don Miguel's, besonders für Seifensiederei; und diese wird noch durch englische Küstenschiffer besorgt; sie beträgt aber mehr als dreißig Millionen aus dem, Don Pedro unterworfenen Reiche. Warum ist übrigens Don Miguel, der illegitime Souverän, ein legitimer Prinz in den Augen derer, die sich die einzigen Vertheidiger des Thrones und des Altars nennen?

Darum, weil Don Miguel die Constitution seines Vaterlandes umgeworfen hat. Sollte es ihm eiamal einfallen, Portugal eine Charte geben zu wollen, so wird man bald gefunden haben, daß er nur ein Usurpator sey."

Die Expedition nach Algier, welche im Frühling 1830 unternommen wurde, war schon im Anfange dieses Jahres beschlossen, und muß deshalb hier erwähnt werden. Veranlassung gaben bekanntlich hiezu die Beleidigung des französischen Consuls, der von dem Dey von Algier einen Schlag mit dem Fliegenwedel bekam, und die Beschimpfung der französischen Flagge, auf welche geschossen wurde. Für diese Schmach gab der Dey Genugthuung und war bereit, auch das erste Unrecht wieder gut zu machen; allein das Ministerium wollte keinen Frieden. Man muß daher gestehen, daß die Ursachen nicht ganz genügend waren, und die Beschuldigungen der Liberalen, daß der ganze Krieg nur in der Absicht unternommen werde, um Polignac populär zu machen, und Bourmont von den Flecken bei Waterloo zu reinigen, allerdings einige Wahrscheinlichkeit für sich haben. Nichts desto weniger war die Unternehmung ein Verdienst. Denn die von den Barbaren geplünderten Schiffe der Europäer, die Sklavenketten, welche die Gefangenen auf der afrikanischen Küste erwarten, der Tribut endlich, den seit Jahrhunderten die gebildeten Europäer diesen Barbaren bezahlten, sind ein Schandfleck in der neuern Geschichte, dessen Tilgung jeder Freund der Civilisation und der Humanität wünschenswerth finden mußte. Fehlte es daher dem Krieg gleich an einer Ursache, so mangelte

doch der Zweck nicht. Dieses ist aber nur der Fall, wenn Frankreich im Besitze des Landes bleibt, und dort ein Reich europäischer Besitzung errichtet wird. Alsdann hat der Krieg, außer diesem allgemeinen Vortheile noch für Frankreich den besondern, daß diese Besitzungen ihm den Verlust seiner Colonien ersparen können. Behält aber Frankreich Algier nicht, dann erwangelte dieser Krieg außer der Ursache und des Zweckes auch noch des Rechts; denn er wurde ohne Einwilligung der Nation unternommen, eine Beleidigung, die Frankreich selber empfand, als den Schlag mit dem Fliegenwedel auf die Wange des Consuls. Beleidigend für Frankreich war übrigens der Ausdruck, mit dem der Minister die Ansichten des englischen Cabinets von der Expedition nach Algier ankündigte: „er habe die Erlaubniß erhalten, Soldaten nach Afrika überzusetzen“, als ob Admiral Duperré sich seine Seepässe von England hätte visieren lassen müssen! Man ersieht aus dieser Darstellung: Frankreich spielte die Rolle auf dem politischen Schauplatze Europa's nicht, die ihm vermagte seiner Verfassung, der Bildung und des Charakters seines Volkes, seines Reichthums und seiner Industrie gebührt, und es mußten mächtige Schritte geschehen, wenn sich die Nation wieder als eine der ersten in Europa geltend machen will.

Engl. a n d.

Wenden wir uns von einem Volke, das um seine Freiheiten einen Kampf auf Leben und Tod besteht,

zu einem andern, das schon seit Jahrhunderten im Besitze dieser Freiheiten ist, zu dem britischen. Eine höchst merkwürdige Erscheinung bietet sich uns hier dar. Eine Nation, unabhängig, mächtig, reich, rüstig, betriebsam, der unzählige Colonien, unermessliche Auswege zu Gebote stehen, der man weder Verfall der Sitten noch Erschlaffung zum Vorwurf machen kann, die bisher immer von den Weisesten und Besteu des Volkes geführt wurde, ohne ein bedeutendes Symptom der Vernachlässigung und des Verfalls, diese Nation klagt — klagt nach fünfzehnjährigem Frieden bitter über Mangel, Notstand und Darben von innen, über Abnahme ihrer politischen Wichtigkeit nach außen. Von allen Seiten laufen diese Klagen, diese flehentlichen Bitten um Untersuchung des unbehaglichen Zustandes, um Abhülfe bei der Regierung, bei dem Parlamente ein, und freisinnige Männer erheben laut ihre Stimme, den Verfall ihres politischen Ruhmes zu beklagen.

In der That enthält dieses Reich, trotz der Fülle seiner Kraft und seiner Herrlichkeit, in seinen hochgefeierten Institutionen den Keim der Zwietracht und des Unglücks. England ist, mit Einem Worte, eine Oligarchie. Zwar besteht die höchste Macht aus drei Gewalten: dem Könige, dem Oberhaus und dem Unterhaus; allein in der Wirklichkeit steht die Herrschaft der, aus Guts-Besitzern und altem Adel bestehenden, Aristokratie allein zu, während der König und die Nation nichts als mäßige Zuschauer sind. Die Politik des Königes besteht darin, daß er sich beständig zur stärksten Partei schlägt; das Volk fürchtet beide und hat übrigens nicht mehr Freiheit, als geradezu hin-

reicht, die Einkünfte derer zu vermehren, die zum Herrn
schen und zum Vorzüchten geboren sind.

Es ist in England Grundsatz, daß Güterbesitz etwas ganz anderes, etwas weit vorzüglicheres sey, als der Besitz eines jeden andern Vermögens. Vor dieser Macht beugen sich alle Knie, selbst der König muß ihr weichen. Diese auf materiellen Besitz gegründete Autorität, und nur diese hat entscheidenden Einfluß auf die wichtigen Staats-Angelegenheiten. Zwar wird der größte Theil der Geschäfte im Hause der Gemeinen verhandelt, aber eben jene begünstigten Geschlechter sind es, welche hier den Vorsitz führen, die wichtigsten Fragen entscheiden, und durch den Ton, den sie angeben, die Geschäfte leiten; denn die Ernennung der meisten Mitglieder des Unterhauses ist in ihren Händen. So erbt sich mit dem Grund-Eigenthum auch die Gesetzgebung und Verwaltung bei einer geschlossenen Anzahl von Besitzern fort, und die größere Masse des Volkes ist durchaus nicht vertreten. In Frankreich ist es gerade umgekehrt; hier ist das Erstgeburtsrecht längst abgeschafft, und der Adel besitzt auch nicht ein ausschließliches Privilegium. Die französische Pairs-Kammer ist in der That nur ein Noth-Behelf, ein überflüssiges Rad in der politischen Maschine, das ihren Gang nur verwickelter macht, ohne etwas zu nützen. Umsonst bemühten sich die Bourbonen, neue Pairs, dem Dutzend nach, zu schaffen, sie mit Titel und Rang auszustatten, und ihnen einen Theil der gesetzgebenden Gewalt zu übertragen, sie wurden dadurch weder ihren Gesinnungen noch ihrem Interesse nach  geschieden, und die 

Freiheit erbt eben so kräftig in der Erb-Kammer, als in der Kammer der Abgeordneten. Dieses ist eine natürliche Folge des tief gewurzelten Gefühls für allgemeine Gleichheit, das sich, seit der Revolution, mit Ausnahme des emigrirten Adels, der Herzen aller Franzosen bemächtigt hat; eine Folge des Hasses gegen das Feudalwesen, dessen Nachtheile für allgemeines Wohl man aus tausendjähriger Erfahrung kennt. Dieses Gefühl verdankt man in Frankreich den weisen Gesetzen über Erbschafts-Verhältnisse, denen zufolge die großen Besitzungen getheilt wurden, und die, indem sie das individuelle Interesse bei öffentlichen Missbräuchen vernichteten, alle Classen in dem Wunsch einer gerechten und freien Verfassung vereinigten.

Die Vortheile, welche eine solche Ordnung der Dinge gewährt, sind zu handgreiflich, als daß sie je der Aufmerksamkeit des Volkes entgehen könnten. Daher auch alle Anstrengungen Napoleon's, einen neuen Adel zu schaffen, so wie die Bemühungen der Bourbonen, den alten in seine Rechte wieder einzusetzen, vergeblich waren. Alle Versuche, das Erstgeborenens-Recht wieder einzuführen, scheiterten an der allgemeinen Verachtung gegen eine solche Kasten-Eintheilung, und merkwürdig genug, die ältesten Söhne der Familien sprachen sich am heftigsten gegen dieses Ausinnen aus, als ob dessen Annahme nicht sie begünstigt, sondern enterbt hätte.

Der einzige Act der Boden-Vertheilung vereinigt alle Wohlthaten der Revolution in sich, und sichert die allmäßige Entwicklung einer vollkommen constitutionellen Verfassung. Die gemeinschaftliche Theilnahme an den

Glücksgütern und an der Industrie ist das kräftigste Mittel, Licht zu verbreiten und den Volksgeist herzorzuführen. Das Andenken des Zustandes, in welchem der Bauer vor der Revolution sich befand, verglichen mit der gegenwärtigen Lage der kleinen Grund-Eigentümmer, liefert ein Argument für die allgemeine Gleichheit und Freiheit, das kein Sophismus widerlegen und keine Macht auf Erden zum Stillschweigen bringen kann.

In einem jeden Lande, wo das Erstgeburts-Recht Statt findet, müssen die nachgebornen Kinder der großen Grund-Eigentümmer dem Staate zur Last fallen; so war es ehemals in Frankreich, so ist es noch jetzt in England. Diese jüngern Söhne der Familien, die mit ihrem künftigen Oberhaupte zugleich erzogen werden, teilen auch seine Gewohnheiten und Vorurtheile, seinen Hang zur Verschwendung und zum Nichtstun, und seine Verachtung bürgerlicher Gewerbe. Um diese Herrn nun auf eine, ihrer Erziehung entsprechende Weise zu versorgen, müssen die Chefs der Familien über alle Civil- und Militär-Stellen verfügen können, und um diesen Einfluß zu behaupten, müssen sie eine, der wahren Freiheit höchst schädliche Macht im Staate ausüben. So wie bei diesen Geschlechtern das Interesse unverändert, der Zweck immer derselbe bleibt, so erbt sich auch der selbe Geist in ihnen fort. Das Ziel unverrückt im Auge haltend, lösen sich die Generationen ab, und jede führt eine erneuerte junge Kraft in's Feld, um den Preis, den die Väter errungen haben, zu sichern, oder, wo er verloren gehen könnte, zu behaupten. In den

Händen dieser bevorrechteten Familien nun häufte sich im Laufe von Jahrhunderten das Vermögen auf eine solche enorme Weise, daß daraus eine Spaltung des Volkes in zwei Theile entstand, von welchen der eine unermesslich reich, der andere sehr arm ist; der unglücklichste Zustand, in dem sich ein Staat befinden kann.

Die furchtbarsten Folgen dieser Aristokratie sind die Getreide-Gesetze. Es darf kein fremdes Korn nach England eingeführt werden, als bis der Marktpreis daselbst eine ungeheure, durch das Gesetz bestimmte Höhe erreicht hat. Durch diesen Zwang besteht in England fortwährend eine künstliche Theurung, und die Getreidepreise sind dort seit 15 Jahren so hoch als im Jahre 1817 auf dem Continente. Das Interesse der Grund-Besitzer, d. h. des Adels, hat diesen unnatürlichen Zustand herbeigeführt, denn da der Boden unter eine kleine Zahl von Familien (36,000 für England, Schottland und Irland) vertheilt ist, und kaum so viel hervorbringt, als die große Bevölkerung jährlich verzehrt, so steht es in der Gewalt der Grund-Besitzer den Preis zu bestimmen, und das Brod so theuer zu verkaufen als es ihnen beliebt.

Fast alljährlich erfolgen von der Volks-Partei Angriffe auf diese heillose Gesetzgebung, aber sie sind noch jedesmal von dem Adel mit großem Eifer abgeschlagen worden. Indesß selbst die Industrie ist in dem gepriesenen Lande nicht frei. Zünfte und Gremien bilden wieder für sich eigene Körperschaften, die durch Privilegien begünstigt sind, Manufakturen und Fabriken erfreuen sich ausschließlicher Rechte, vortheilhafter Verbote und Prohibitiiv-Maßregeln jeder Art,

wie die Guts-Besitzer. Eine strenge Mauth ist ganz im Interesse der Producenten. Dagegen seufzt die arbeitende Classe unter der drückendsten Willkür, und wenn ihr Taglohn nicht ausreicht, um sie und die Thrigen zu ernähren, wenn sie eine Bezahlung verlangen, die mit dem Preise der Lebensmittel mehr im Verhältniß steht, dann brandmarken Gesetze und Gewalt das billige Verlangen als Rebellion, und die Unglücklichen werden mit dem Schwerdt dem Willen ihrer Herren wieder unterworfen. Kein Jahrzehnt vergeht, in dem sich dergleichen Auftritte nicht einigemale wiederholen.

Indessen hat in England Industrie und Unternehmungsgeist einen wohlhabenden dritten Stand hervorgebracht, der doch einigermaßen ein Gleichgewicht gegen den gütterbesitzenden Adel bildet. Irland hingegen erliegt ganz den schädlichen Folgen dieser ungleichen Güter-Vertheilung. Hier findet sich außer der Hauptstadt kein bemittelster Bürgerstand. Allenthalben gewahrt man nur herrliche Schlösser, die über elende Hütten herrschen; man findet nur Adel und Bauern, der Kopf steht in einem monströsen Verhältniß zum Körper des Staats. Die Bettelei, greift wie ein Krebsschaden, von Tag zu Tag weiter um sich.

Daraus ist nun der Zustand hervorgegangen, der dem Irlander es unmöglich macht, sich Vermögen zu erwerben. Alle Classen ohne Unterschied sind unsorgfältig und verschwenderisch, und eine jede Generation vermehrt die Bevölkerung, aber auch das allgemeine Eland. Tausend Versuche, diesem Uebel abzuhelfen, schlügen schon fehl: Auswanderung, Colonisirung,

Dazwischenkunst der Regierung, waren gleich unzureichend. Man muß das Uebel bei der Wurzel angreifen. Nur eine gleichmäßigerer Vertheilung des Grund-Eigenthums könnte die Armut verschaffen, den Unterricht und die Sitten verbessern, die Industrie beleben und die National-Dekonomie empor heben.

Allein, so gewiß dieses Mittel das einzige wirksame ist, so wenig kann es ausgeführt werden, denn seine Anwendung würde ja die Aristokratie vernichten, und dem Reichthum der Kirche den Todesstoß geben. Und was würden hiezu der legitime Adel und die frömmen Priester sagen? Darum wird das einzige Mittel, welches das Uebel von Grund aus heilen könnte, wohl das letzte bleiben; erst alsdann, wenn wieder eine lange Reihe von Palliativ-Mitteln fehlgeschlagen hat, wird man vielleicht zu demselben greifen.

Dieser elende Zustand der untern Volks-Classen nun ist der erste Grund des Geistes der Unzufriedenheit mit Regierung und Verfassung, der von Jahr zu Jahr immer drohender um sich greift. In jedem Parlamente verlangte die Opposition eine Untersuchung des Zustandes der Nation, und die Parthei, welche die radicale Reform der ganzen Staats-Verfassung absichtigt (radical reformer), breitet sich auf eine sehr bedenkliche Weise aus. Zu wiederholtenmalen kam es zu offenen Unruhen, die Castlereagh durch Hinrichtungen dämpfte, ohne jedoch den Geist der Unzufriedenheit zu vernichten. Wäre Canning nicht so früh vom Schauspieldreieck abgerufen worden, England erfreute sich vielleicht jetzt mancher zeitgemäßen Verbesserungen; allein diese Hoffnung ist, seitdem Wellington an der

Spitze der Geschäfte steht, auf lange hinaus geschoben, und so dauert der alte Zustand fort.

Ein zweiter Grund zur Unzufriedenheit, der bei einem großen Theile der Unterthanen Englands statt fand, die Ausschließung der Katholiken vom vollen Genusse des Bürgerrechts, wurde endlich in der letzten Parlaments-Sitzung beseitigt. Jahrhunderte lang hielt ein Volk, das sich allein für frei und aufgeklärt hält, einen großen Theil seiner Mitbürger in grausamer Unterdrückung. Vier Fünfttheile der irischen Bevölkerung bekennen sich zur katholischen Religion; und auch in England selbst gibt es viele Katholiken; diese ganze Masse von Menschen mußte auf den Genuss aller politischen und vieler bürgerlichen Rechte völlig verzichten.

Weder die häufigen Auswanderungen, noch die Aufstände, durch die Verzweiflung erzeugt, und im Blute ihrer Schlachtopfer erstickt, weder das Interesse des Vaterlandes, noch das Gefühl von Recht, konnten die Gesetzgebung zur Nachgiebigkeit bewegen. Vergebens hatten sich die Katholiken bei jeder Sitzung an das Parlament gewendet, um von ihm den Genuss der Rechte zu ersuchen, die ihnen nur die grausamste Willkür versagen konnte. Vergebens erhoben die Weisesten und Edelsten ihre Stimmen für dieselben; was alle diese vergebens wünschten, würde endlich im Jahre 1829 von einem Ministerium in's Werk gesetzt, das nichts weniger als liberal ist, das sich aber in der Nothwendigkeit befand, einmal populär zu erscheinen. Aber eben darum, weil die Emancipation der Katholiken nicht ein Sieg der Volks-Parthei, sondern nur ein Gnaden geschenkt war, die sie bis jetzt aus

allen Kräften verhindert hatten, verursachte sie bei den Liberalen keine vollkommene Freude. Wäre diese Befreiung aus Ueberzeugung und Achtung der Menschenrechte hervorgegangen, so könnte sie allerdings als ein Triumph der guten Sache, als ein erfreuliches Zeichen der fortschreitenden Civilisation, angesehen werden; nun aber wurde sie von einem ganz antiliberalen Ministerium als ein Mittel gebraucht, um seine Macht dadurch zu festigen und andere, eben so dringende Anforderungen des Zeitgeistes abweisen zu können.

Merkwürdig bleibt es aber immerhin, daß während die Regierung die Emancipations-Bill im Parlemente durchzusetzen suchte, sich von allen Seiten Stimmen dagegen erhoben. Nicht nur Lords, Prälaten, und von manchen Gegenden die entschiedene Mehrheit des britischen Volkes, auch die Lehrer an der Universität Oxford gaben eine Petition gegen die Annahme der Bill ein. Im Parlamente selbst wurden die heftigsten Reden gegen das Gleichstellungs-Gesetz gehalten, und bilden ein Denkmal der Rechts-Verhöhnung von Seite freier, aufgellärter Menschen.

Die Beschränkungen, welche die Bill noch enthält, können weniger Gegenstand des Tadels seyn, weil diese nicht sowohl in der Intoleranz der englischen Gesetzgeber, als vielmehr in dem Charakter der irändischen Katholiken ihren Grund haben. Eine Menschen-Klasse, die seit langer Zeit unter dem härtesten Drucke lebte, kann nicht mit einem Male einem Volke vollkommen gleich gestellt werden, das schon seit Jahrhunderten im Besitz aller Freiheiten ist. Daher die Ausschließung

der Katholiken von verschiedenen Staats-Aemtern, besonders von den höchsten Verwaltungs-Stellen in England, eben so von allen Lehr-Anstalten und Hoch-Schulen, da diese in England kirchliche Stiftungen sind; auch haben sie kein Präsentations-Recht zu Pfarreien; in der Kirche darf Niemand von ihnen in der Tracht des bürgerlichen Unites erscheinen; auch ihre politische Wahl-Berechtigung ist in manchen Städten sehr beschränkt, u. s. w.

Die furchtbare Ursache der unbehaglichen Lage Englands ist jedoch nicht in den Mängeln der Verfassung, noch in den Fehlern einzelner Staatsmänner, sondern außerhalb zu suchen. Dieselbe kann auch, was noch trauriger ist, nie weggeräumt werden, sondern wird immer verderblicher wirken. England verdankt seine Größe, seine Reichthümer, und die Meeres-Herrschaft dem Handel und der Industrie; diese beiden mächtigen Hebel haben es bewirkt, daß das Gold aus den Bergwerken im spanischen Amerika, durch Spanien, wie durch eine Minne, nach England abfloss, daß alle Nationen der Erde ihren Überfluß den stolzen Insulanern bezahlen mußten; sie haben bewirkt, daß die englischen Minister eine Staats-Schuld aufnehmen konnten, welche groß genug ist, um den Erdball (wenn man jene Tausende von Millidnen in Metall verwandelt) mit einem silbernen Ring zu umspannen. Daß aber der englische Handel eine so ungeheure Ausdehnung gewinnen konnte, daran ist nur in einem gewissen Grade die treffliche, insularische Lage des Landes, am allermeisten aber die Thorheit der andern Regierungen Schuld, welche den Handel in ihren Ländern entweder gar

nicht, oder nicht recht unterstützten, und wenn er auch aufzublühen begann, wieder durch die ewigen Kriege im letzten Jahrhundert vernichteten. Seit dem Jahr 1810 ist dieß anders geworden. Durch das Continental-System hat Napoleon gewaltsam die Industrie hervorgerufen, und wie eine Pflanze, die anfangs nur ärmlich fortkommt, bald aber gesunde Wurzeln treibt, ist diese emporgewachsen. Die Engländer haben seit zehn Jahren auf allen Märkten eine furchtbare Concurrenz zu bestehen. In Europa, in Amerika, Afrika, selbst in Indien, bietet ihnen die französische, deutsche und nordische Industrie die Spitze. Sie sahen diese Gefahr, und wollten durch Maschinen helfen; wir haben es ihnen nachgemacht: sie haben ungeheure Capitalien zusammengeschossen, um die Concurrenten zu drücken, allein es ist zu spät. Wenn sie auch größere Reichthümer und den Schutz ihrer Marine voraus haben, so bleibt uns ein ungeheurer Vorzug, nämlich das wohlfeilere Brod. Während bei ihnen der Arbeiter am Hungertode ist, gedeiht er bei uns mit demselben, oder noch mit geringerem Lohne. So rächt sich denn die abscheuliche Getreide-Gesetzgebung an ihnen selbst.

Man kann sich nicht täuschen, England hat seine höchste Stufe erreicht; und ist bereits im Abnehmen, eine Catastrophe kommt immer näher heran. Zwar besitzt dieses Reich noch immer seine außerordentlichen, beneidenswerthen Vorzüge. Es hat seine Herrschaft zur See und seine Handels-Präpotenz bis jetzt glücklich bewahrt, und gebietet unumschränkter auf den Meeren, als je eine Landmacht auf dem Continente gebot. Durch das Bedürfniß überseesischer Pro-

ducte, welche kein Land mehr entbehren kann, ist ganz Europa von ihm abhängig geworden, und alle Staaten müssen seine H: undschafft suchen. In seiner glücklichen Lage, als Insel; hat es keinen Nachbar zu fürchten, während es selbst einem jeden Staate gefährlich werden kann, der in Conflict mit ihm gerath; denn das bewegliche Element, auf dem seine Flotten herrschen, macht es leicht zum Nachbar eines jeden Landes. Das bei ist die bürgerliche Gesetzgebung in den wesentlichsten Punkten vortrefflich. Die Geschworenen-Gerichte sichern einen jeden Unterthan vor den Missbräuchen der richterlichen Gewalt, die überall, wo man nicht von Seinesgleichen gerichtet wird, mehr oder weniger statt finden. Eben so wenig ist der Engländer der Willkür der Minister ausgesetzt, da diese unter der Controle des Parlamentes stehen; die Presse erfreut sich einer größern Freiheit als in irgend einem andern Lande. Endlich besteht die Verfassung selbst aus einem glücklichen Gemische von Monarchie, Aristokratie und Demokratie, und man kann mit Recht behaupten, daß ein Mann, der Einkommen genug besitzt, um neben Bezahlung der ungeheuren Staats-Abgaben gemächlich zu leben, nirgends besser und freier lebt als in England.

Allein diese Vorzüge kommen nur dem kleinsten Theile der Nation, etwa einem Zwanzigtheil der ganzen Bevölkerung, zu gut. Die unendliche Mehrzahl des Volkes besteht aus Heloten. Seit dem Jahre 1817 ist die Armen-Zare in einem furchtbaren Verhältnisse gestiegen, und beträgt im gegenwärtigen Augenblick für England und Schottland allein (denn in Irland läßt man die armen Leute geradezu verhungern), mehr als 60 Millionen Thaler,

also mehr als das ganze Einkommen der preußischen Monarchie. Alle Gegenstände, welche der Luxus oder die Nothwendigkeit braucht, sind unmäßig besteuert, die Luft und das Licht (in der Fenster- und Thüren-Steuer) Brod, Fleisch, Holz, Steinkohlen, Taback, Colonial-Waaren, Gemüse, Wein, Bier, Brandwein, Leder, Bediente, Wagen, Pferde, Hunde und dergl. Wer noch zahlen kann, unterliegt beinahe diesen unerträglichen Lasten, täglich verliert der arbeitsame Bürgерstand von seinen Mitgliedern, welche durch Bankrotte, durch fortwährende Abnahme der Geschäfte zu Grunde gehen, und nun die ungeheure Masse des Pöbels vermehren. Und wie werden erst diese Abgaben verwendet? Zwar bekommt der König nur eine Million Pfund, was bei der künstlichen Theurung in England vielleicht nicht zu viel ist; die Marine mit sieben Millionen, die Armee mit vier, die Staats-Schuld mit 30 Millionen (360,000,000 fl.), will und muß bezahlt seyn. Aber ein großer Theil der öffentlichen Gelder wird auf die empörendste Weise verschleudert. England hat eine zahllose Menge von Aemtern, die mit keinem Geschäfte, aber mit ungeheurem Einkommen verbunden sind, und den Freunden der Minister, gesälligen Parlaments-Gliedern, und nachgeborenen Söhnen der Adeligen zu Theil werden. Diese Sinecuren, (so nennt man solche Aemter) sind, neben dem fehlerhaften Wahl-Gesetze, die ewige Klage der Reformer. Bis jetzt hat der active Theil der Nation geduldig bezahlt; man wollte eine Verfassung, deren Trefflichkeit zwei Jahrhunderte erprobt, nicht ändern, aus Furcht, es möchte Schlimmeres an die Stelle des

alten treten; und die Verbesserer gehörten bei weitem dem größten Theil nach dem Pöbel an, der von einigen ehrgeizigen Kämpfern, wie Cobbet und Hunt, angeführt ist. Aber seit einigen Jahren ändert sich dieses Verhältniß, jedes neue Parlament sah mehrere Mitglieder, welche Reformen verlangen, und der Bürgerstand neigt sich sichtbar auf diese Seite. Auch ist der Anfang zur Nachgiebigkeit bereits durch die Emancipation der Katholiken gemacht. Bei diesem einen Schritte wird es nicht stehen bleiben, da noch so vieles zu bessern ist. Aber die Verbesserungen selbst sind ungeheuer schwierig; denn durch jede neue Concession wird die Kraft der Regierung geschwächt, die in einem Lande, wo alles auf unnatürliche Weise gesteigert ist, allein die Ordnung erhalten kann. Wer bürgt nun aber dafür, daß auf der entgegengesetzten Seite, auf der Partie der Reformer lauter Freunde des Vaterlandes stehen, daß kein Ehrgeiziger von großem Talente sich eindringen werde, der auf den allgemeinen Schiffbruch seine eigene Größe bauen will? denn man muß nicht vergessen, daß England einen Pöbel enthält, der an Blutdurst, an Gleichgültigkeit gegen göttliche und menschliche Gesetze das gemeine Volk in aller Welt weit übertrifft. Wenn dieser je durch irgend eine Wendung der Umstände das Messer in die Hände bekommt, so ist es um das Glück und den Ruhm der stolzen Nation geschehen. Und dieser Fall wäre gar nicht unmöglich, eben weil der furchtbare Abstand zwischen Armut und Reichtum alles auf die Spitze getrieben hat. Wir wiederholen es: England geht einer Krisis entgegen; denn die Steuer-Gesetzgebung und das Wahl-System muß nothwendig in

Kürzer Zeit abgeändert werden, weil der bestehende Zustand immer unerträglicher wird. Wenn die englische Verfassung diese Katastrophe überlebt, und ohne Ruin verjüngt wird, so hat sie die Feuerprobe bestanden, und der Beweis ist geliefert, daß sie die trefflichste auf Erden ist.

Wenden wir uns von dieser düsteren Betrachtung hinweg auf Englands äußere Verhältnisse.

Mit dem Anfang dieses Jahres ist eine bedeutsame Veränderung in der Politik des Cabinets von St. James eingetreten. Denn seitdem Wellington am Staatsråder steht, hat England, aus Widerwillen gegen die Griechen, oder vielmehr aus Besorgniß vor Russland, die Entwicklung der griechischen Sache aus allen Kräften gehemmt. Was Mißgunst, Eifersucht und Argwohn ohne offbare Gewalt vermochte, war geschehen, um Griechenland unter täuschenden Formen in die alte Unterwerfung zu bringen, und durch Befestigung derselben das Daseyn der erschütterten Pforte zu sichern, oder doch zu fristen. In den ersten Monaten dieses Jahres aber ist eine völlige Umänderung des Verfahrens eingetreten, und England scheint die Absicht zu haben, den Griechen eine unabhängige Existenz zu verschaffen. Rücksichten der Humanität, überhaupt Fremdlinge im Gebiete der Politik, können es wohl schwerlich seyn, welche der so tief berechnenden und beharrlichen Handlungsweise des englischen Cabinets eine andere Richtung gegeben haben. Die Beweggründe, die England bisher in seinem Verfahren gegen Griechenland bestimmten, waren vorzüglich folgende drei: Die Besorgniß, daß durch Erhebung dieses Landes zu einem

freien Staate seine ionischen Besitzungen im adriatischen Meere gefährdet werden; die Ueberzeugung, daß die Unabhängigkeit von Griechenland das Vorspiel des Untergangs der türkischen Macht in Europa wäre, und endlich die Besorgniß, daß der junge, durch innere Neigung und politische Hoffnung an Russland geknüpfte Staat der Macht des Nordens als Werkzeug und Hülfe diesen würde, die Plane der großen Catharina endlich auszuführen. Alle diese Beweggründe bestehen noch, keine einzige jener Besorgnisse ist gehoben, ja die Furcht vor der Auflösung der Türkei mußte durch die Siege der Russen und den Frieden von Adrianopel noch gepeigert werden; allein eben dieser Friede hat die Sachen anders gestaltet, und somit auch die englische Politik verändert. In den Friedens-Vertrag wurde das Londoner Protokoll mit aufgenommen, dem zu Folge Griechenland zwar frei erklärt, aber unter die Ober-Lehens-Herrschaft der Pforte gestellt wurde. England mußte geschehen lassen, was nicht zu ändern war, Die Dinge abzu nehmen, wie sie sind, und den möglichst besten Vortheil daraus zu ziehen, riech die Klugheit. Die Frage für England konnte nur diese seyn: welche Vorkehrungen man treffen müsse, daß die Türkei fortbestehen könne, und daß das englische System im Mittelmeere durch die Errichtung des neuen griechischen Staates nicht gestört oder aufgelöst würde. Offenbar dadurch, wenn dieser Staat unter seine Protection gestellt und der Thron mit einem Prinzen besetzt werde, der seinem Interesse zugeht ist, und auf dessen Gesinnungen es bauen kann. Zu diesem Ende wurde Griechenland vollends der Bande

entledigt, die es an die Pforte knüpfsten, der Großherr aber dadurch entschädigt, daß Alkarnanien und die Insel Candia nicht zu Griechenland geschlagen werden, sondern unter türkischer Botmäßigkeit verbleiben sollten. Dadurch wurde nun der doppelte Zweck erreicht, den England nie aus den Augen verlor, nemlich die Erhaltung der Pforte und die Sicherstellung seiner ionischen Besitzungen. Wäre Griechenland, wie es der Londoner Vertrag verlangte, auf irgend eine Weise der Türkei unterthan geblieben, so würde es von Neuem der Schausplatz politischer Factionen und Leidenschaften geworden, und russischem Einflusse stets offen geblieben seyn. Russland hätte dadurch fortwährend Anlaß gehabt, die Angelegenheiten seiner Schützlinge zu leiten, und also auch Constantinopel mit seinen Heeren, den Archipelagus mit seinen Flotten zu bedrohen. Einem solchen Zustande und seinen Folgen vorzubürgen, gab es kein anderes Mittel, als Griechenland wahrhaft zu beruhigen, d. h. seinen innern Frieden auf seine Wohlfahrt zu gründen; Friede und Wohlfahrt sind aber nicht möglich ohne Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Es war also bloß ein Act der Klugheit, wenn sich Se. Herrlichkeit, der Herzog Wellington, der Sache im Interesse Griechenlands selbst annahm, und wenn Lord Aberdeen sich rühmte, daß man für die Griechen mehr erlangt habe, als die Urheber des Vertrags von London geträumt hätten. England hörte dadurch keinen Augenblick auf, sein Interesse, und nur dieses allein, zu berücksichtigen. Daß Griechenland eine bessere Existenz zugesichert wurde, als anfangs im Plane der Großmächte lag, war bloßer Zufall.

Indessen gab man noch einen andern Grund an, der das Cabinet von St. James zur Aenderung seiner Politik in Beziehung auf Griechenland bewogen habe. Durch die Emancipation der Katholiken hat Lord Wellington mit der hoch-tory'schen Partei und dem anglicanischen Clerus gebrochen, mußte also, um die Majorität im Parlamente zu erhalten, sich mehr der entgegengesetzten Partei nähern, welche die GröÙe Englands nicht bloß auf Erleichterung und freien Verkehr, sondern vorzüglich auf eine, der Zeit und ihren Bedürfnissen zusagende äußere Politik gegründet wissen will. So kann das Gefühl, daß England durch sein Betragen gegen Griechenland und Portugal an seiner Achtung verloren habe, das Ministerium bestimmt haben, einzulenken, und hier von seinen früheren Grundsätzen abzugehen. In dem Maße aber, in welchem sich das Ministerium der Politik eines Brougham und Grant näherte, mußte es auch den Einfluß der Ansichten empfinden, welche ein Vermächtniß des edlen Canning sind, der den Aufschwung der Griechen benützen wollte, um der Civilisation im Morgenlande einen Weg zu bahnen.

Möge nun dem seyn, wie ihm wolle, England hat sich einen Einfluß über Griechenland verschafft, der stark genug ist, um die Nebenbuhler und Widersacher zu überwiegen, und den neuen Staat in der ihm angewiesenen Bahn festzuhalten. Frankreich ward, wie wir schon oben gezeigt haben, durch die Gesälligkeit Polignacs leicht aus dem Spiele gesetzt, und mit diesem auch der Einfluß Russlands, das sein Vorrecht an Frankreich abgetreten hatte. Graf Capo d'Or-

stri a, dem man als ehemaligem russischem Minister nicht traute, sollte entfernt werden. Mit Beharrlichkeit wurden alle Vorschläge, nach denen er zum Wohle des Landes entweder auf Lebenslang oder noch für eine Reihe von Jahren in seiner Würde bleiben sollte, verworfen. Kaum konnten die Mächte erlangen, daß derselbe als Rathgeber des neuen Souveräns in den Geschäften gelassen wurde. Unsere Leser wissen, daß dieses sein gesponnene Gewebe durch die unvermuthete Weisgerung Leopolds zerrissen worden ist; daher auch der unversöhnliche Haß Wellingtons gegen diesen Prinzen.

Eine noch weit engherzigere Politik wurde von diesem Cabinet in den Angelegenheiten Portugals beobachtet. Doch um diese würdigen zu können, müssen wir die politische Lage dieses Landes, die wir oben nur mit wenigen Worten berührt haben, genauer betrachten.

Portugal.

Durch die Restauration vgn 1814 kam Portugal wieder unter die Herrschaft des Hauses Braganza, welches seit der Invasion Napoleons in Brasilien seinen Sitz hatte. Allein statt daß dieses Land früher nur eine Colonie von Portugal war, wurde jetzt das Mutterland von Brasilien abhängig. So wie nun seine Einkünfte theils von Brasilien, theils von England, dessen Einfluß unumschränkt herrschte, verschlungen wurden, entstand eine allgemeine Unzufriedenheit, die im Jahre 1821 zur Revolution ward. Es wurde

von den Cortes eine Verfassung entworfen, die der König auch beschwore. Allein Brasilien blieb unabhängig, und die neue Verfassung fand keinen Eingang bei dem rohen Volke. Diese Stimmung benützte die Priesterschaft, um eine Contre-Revolution zu bewirken. In derselben Nacht, da der König eine Proclamation erlassen hatte, worin er sein Leben der Verfassung zu opfern versprach, fuhr er nach Villa franca, und vereinigte sich mit den Empörern gegen die Cortes. Am folgenden Morgen erschien eine Proklamation, worin er die Constitution vernichtete, und seinen Sohn Don Miguel, der sich zuerst gegen die Verfassung empörte hatte, als Ritter des Vaterlandes begrüßte, und zum Generalissimus der Armee ernannte. Allein diese Reaktion ließ ohne Blutvergießen ab, womit die Verkünder des Friedens, die Priester, nicht zufrieden waren. Sie zeddelten eine Verschwörung an, um die Regierung Don Miguel zuzuwenden. Diese Intrigue mislang, und der Infant wurde aus dem Reiche verbannt. Im März 1826 starb der König. Sein Sohn, Don Pedro von Alcantara, Kaiser von Brasilien und Kronprinz von Portugal und Algarbien, war sein natürlicher Nachfolger. Er wurde auch, obgleich abwesend, allgemein anerkannt. Seine Mutter, sein Bruder (der sich damals in Wien aufhielt), seine ganze Familie, die Geistlichkeit, der Adel, das Volk, die Richtshöfe, die Land- und Seetruppen, kurz alle Stände und Körperschaften des Staats begrüßten ihn als König. Eine Deputation, den Herzog von Lafões, Bruder des Herzogs von Cadaval, ersten Pairs des Königreichs und nahen Verwandten des Königes, an

der Spitze, fuhr über's Meer, und legte dem Souverän die Huldigung des portugiesischen Volkes zu Füßen. Allein noch ehe diese Deputation nach Brasilien kam, am 2. Mai, hatte Don Pedro die Krone von Portugal zu Gunsten seiner Tochter, der Prinzessin Donna Maria da Glória, niedergelegt. Als die Abgeordneten von Lissabon bei ihrer Ankunft dieses erfuhrten, dankten sie dem Kaiser in folgenden Ausdrücken: „Wenn die portugiesische Nation nicht, wie sie innig wünschte, dazu gelangen könnte, daß Eure Majestät sie in Person regierte, so haben Sie ihr wenigstens eine große Wohlthat vergönnt, indem Sie ihr als Königin die älteste Ihrer Tochter, Donna Maria II., überschicken, in deren Person die erlauchte Dynastie des Hauses von Braganza fortdauern wird.“ In demselben Monate, nur zehn Tage später, schrieb der Infant Don Miguel von Wien aus an seinen Bruder Don Pedro: „Sire, die Reise, die der Gesandte Eurer kaiserschen und königlichen Majestät bei diesem Hofe nach London zu machen gesonnen ist, bietet mir die Gelegenheit dar, die ich mit Vergnügen ergreife, Eurer Majestät von Neuem die Versicherung des unvergleichlichsten und aufrichtigsten Gehorsams, der Ehrfurcht und Ergebenheit darzubringen, die in dem Schreiben enthalten ist, das ich die Ehre hatte, Ihnen am 6. d. M. zu senden, auf das ich mich beziehe, und gegenwärtig nur den Ausdruck der reinsten und loyalsten Gesinnungen wiederhole, die ich für die erlauchte Person Eurer Majestät, als meinen einzigen legitimen Souverän, empfinde.“ Zu derselben Zeit versuchte die apostolische Partei, der sich viele Uebelgesinnte an-

schlossen, die Krone Don Miguel zu verschaffen. So gleich schrieb dieser an seine Schwester, die Prinzessin Isabella Maria; „daß er weit entfernt sey, mittelbar oder unmittelbar die übelgesinten Personen zu autorisiren, die es versuchen möchten, die Ruhe des Staates zu stören, oder es wagen sollten, sich seines Mannes zu frevelhaften Absichten zu bedienen, und daß er nicht aufhören werde, mit Missbilligung und Unwillen Alles dasjenige anzusehen, was nicht den Verfügungen des Königes, seines Vaters, gemäß wäre, bis daß der legitime Erbe und Nachfolger, unser geliebter Bruder und Herr, der Kaiser von Brasilien, Maßregeln getroffen haben würde, die Seine hohe Weisheit ihm eingegeben haben dürste.“

Durch diese erhöhten Gesinnungen getäuscht, verlobte Don Pedro seine Tochter mit seinem Bruder, und am 29. October ward die Verlobungsacte zwischen der jungen Königin und ihrem Oheim, dem Infanten Don Miguel, zu Wien unterzeichnet. Einen Monat später empfing Don Miguel den Glückwunsch der Pairskammer. Am 25. Februar 1827 dankte ihnen der Infant von Wien aus; er sprach von seiner Verlobung mit der Prinzessin von Portugal als von einem glücklichen Vorfall, und namte sie eine Verbindung, „welche durch fortdauernde Erhaltung der königlichen Autorität in der erlauchten Familie Braganza die väterlichen Absichten seines erlauchten Bruders und Sohnes verans, so wie seine eigenen Wünsche erfülle.“ Don Pedro ging noch weiter, und ernannte seinen Bruder zum Stellvertreter in dem Königreiche Portugal wäh-

rend der Minderjährigkeit der Königin Donna Maria. „Mein theurer Bruder,” schrieb der Kaiser an den Infanten, „ich habe das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß ich, in Erwägung Ihres regelmäßigen Betragens und Ihrer Loyalität, Sie zu meinem Stellvertreter in dem Königreiche Portugal ernannt habe.“ Don Miguel dankte seinem Bruder für diese Ernennung, und verpflichtete sich, in Allem den souveränen Entschließungen Don Pedro's nachzukommen. Zu derselben Zeit benachrichtigte er das englische Cabinet von der ihm von seinem Bruder und König erwiesenen Vergünstigung, und versprach, unumstößlich die gute Ordnung in Portugal aufrecht zu erhalten. Mittlerweile hatte Don Pedro den Portugiesen eine Constitution verliehen, welche von dem englischen Botschafter zu Rio Janeiro, Sir Charles Stuart, nach Europa gebracht und unter dem Schutze englischer Truppen in Portugal eingeführt wurde. Don Miguel versprach dem englischen Cabinette auf's feierlichste, nach dieser Verfassung zu regieren, und wiederholte diese Versicherung auch seiner Schwester der Prinzessin Regentin.

Bald darauf versuchten portugiesische Flüchtlinge von Spanien aus Uruhen in Portugal zu erregen, welche die absolute Herrschaft Don Miguel's zur Absicht hatten. Sogleich schrieb der Infant an den König von Spanien, und beschwerte sich hart über diese Störung der öffentlichen Ordnung in Portugal. „Ich wünsche,“ sagte er, „daß man ihnen meine vollständige Missbilligung bekannt mache, da ich fest entschlossen bin, solche Versuche zu unterdrücken.“ Diese Versicherung wiederholte er allen Cabinetten.

Nun ging Don Miguel nach Portugal. Englische Schiffe trugen ihn nach Lissabon. Hier schwur er den versammelten Cortes Treue für J. J. Majestäten Don Pedro und Donna Maria, die legitimen Könige von Portugal, und verpflichtete sich, die Regierung des Königreiches der Königin Donna Maria II., so wie sie das Alter der Volljährigkeit erreicht, zu übergeben. Doch dieser Eid war kaum geschworen, als er schon wieder gebrochen wurde. Don Miguel löste schnell die gesetzmäßigen Cortes auf, stürzte die Verfassung um, berief, unter dem Titel der alten Lasmego'schen Stände, eine hochverrätlerische Versammlung, und ließ sich als unumschränkten König von Portugal ausufen. Ganz Europa war über diese gränzenlose Bosheit empört. Die Mächte brachen die diplomatischen Verhältnisse ab. Weiter geschah nichts bis auf diese Stunde. Gräueltaten wurden verübt, welche die Zeiten der finstersten Barbarei übertreffen. Vergebens wässneten sich die constitutionell Gesinnten für die Sache ihrer rechtmäßigen Königin; kaum geordnet und schlecht angeführt, unterlagen sie den Schergen des Tyrannen. Die despotische Herrschaft Don Miguel's festigt sich, und Blut bezeichnet noch immer jeden seiner Schritte; die Edelsteu und Besten der Nation füllen die Kerker von Lissabon und Oporto, und noch schweigen die Mächte Europa's. Eigenthum und Personen sind einer tyrannischen Polizei preisgegeben, die Gerichtshöfe werden durch barbarische Dekrete gezwungen, dem Despotismus zu dienen, und fröhnen der Blutgier des Ungeheuers, und noch schweigen die euro-

päischen Mächte. Don Pedro erklärte sich auf's heftigste gegen die Verbrechen seines Bruders, wird aber die Hoffnung zur Erlangung seiner Rechte so lange aufgeben müssen, als er von den übrigen Mächten nicht unterstützt wird. Unter diesen hätten besonders England, verindge seiner politischen Verhältnisse mit Portugal, die Pflicht gehabt, die rechtmäßige und von ihm anerkannte Königin in ihren Rechten zu schützen, die von ihm gebilligte und unter seinem Schutze eingeführte Constitution aufrecht zu erhalten, und die Ruhe und Ordnung im Lande zu sichern; allein von schmählichen Interessen geleitet, zog Wellington die englischen Truppen aus dem Lande, und überließ es seinem Schicksal. Indessen kann dieses Alles doch keine Verletzung des Völkerrechts genannt werden; daß er aber die treuen Portugiesen, die unter Palmella's Führung nach Terceira, der im Gehorsam gegen die legitime Königin, Donna Maria, treu gebliebenen Insel, schiffsten, mit Kanonen zurückwies, so daß sie den Wellen zur Beute geworden wären, oder unter dem Henkerbeile Don Miguel's hätten bluten müssen, wenn Frankreich (unter Martignac's Verwaltung) ihnen nicht ein Asyl gewährt hätte, das war ein Treuschub gegen Völker- und Menschenrecht, und ist bezeichnend für Wellington's Regierung. Vergebens entschuldigte sich dieser dadurch, daß er behauptete, Marquis v. Palmella habe die englische Regierung getäuscht, und sey, statt nach Brasilien, wie er versprochen hatte, nach Terceira gesegelt; denn, dieses auch zugegeben, hatte England kein Recht, Waffen-Gewalt gegen die Untertanen der Königin Donna Maria zu

gebrauchen. Eben so wenig kann die Behauptung, daß England strenge Neutralität gegen Portugal zu beobachten hatte, das englische Cabinet entschuldigen, da eben diese Neutralität gegen die legitime Königin verletzt wurde. Das ganze Verfahren des Ministeriums in den portugiesischen Angelegenheiten ist von einem der ausgezeichnetsten Mitglieder des Parlaments so klar und unpartheiisch dargestellt worden, daß es am besten ist, diese Männer sprechen zu lassen. „Natürlich war es,” sagte Huskisson, „daß die Portugiesen England als die Schutzwehr ihrer Constitution betrachten mußten. Als sie von einer, durch Spanien unterstützten Faktion bedroht waren, sendete Großbritannien ein Armee-Corps zu Hülfe. Von diesem Augenblicke an war unsere Verbindung mit Portugal identisch mit der Erhaltung seiner freien Institutionen, und als unser Botschafter ein darauf bezügliches Protokoll in Wien unterzeichnete, waren wir durch diesen Act so sehr verbunden, als wenn die Regierung ihm specielle Vollmacht dazu übersendet hätte. Der erste Zweck der britischen Regierung war, unter den verschiedenen Zweigen des Hauses Braganza den Frieden herzustellen, und Don Pedro's Constitution aufrecht zu erhalten. Niemand läugnet, daß die Constitution einen Vertheidiger bei den Unterhandlungen in Wien hatte; war es Fürst Metternich oder Sir Henry Wellesley? Wenn ich höre, unser Botschafter sey bloß passiv, nicht aktiv bei jenen Verhandlungen gewesen, so will ich nur an das Protokoll vom 23. October erinnern, worin es heißt: „der britische Botschafter kam

digt an, daß er eine vertrauliche und wichtige Mittheilung zu machen habe.“ Es war der in Madrid entdeckte Plan, wodurch Don Miguel von der Constitution abwendig gemacht werden sollte. Kurz in jedem Theile jener Conferenzen nahm England die Rolle des Vertheidigers und Unterstützers der Constitution an. Man erinnere sich der Schreiben Don Miguel's an seinen Bruder und seine Schwester, seiner Proclamation an das portugiesische Volk, und endlich seines Schreibens an unsern eigenen Souverän — ein im Angesichte Europa's mit dem englischen Volke durch seinen Monarchen geschlossener Vertrag. Dann denke man an das Protokoll vom 12. Januar, dessen contrahirende Partheien Österreich und England waren. Don Miguel verließ dieses Land, begleitet von einem britischen Botschafter, und unterstützt von einer britischen Kriegsmacht, und ehe sechs oder sieben Tage vergingen, zeigte er unverhohlen seine Absicht, die Constitution zu stürzen, und alle Eide mit Füßen zu treten. Am 13. Juli erhielten die Minister die Notification, daß Don Miguel den Thron usurpiert habe, und ich will das Haus erneuern, daß erst drei Tage nach Empfang dieser Depesche der Staats-Secretär des auswärtigen Departements (Aberdeen) erklärte — sein Bedauern über die Usurpation? oder seine Sorge um das Schicksal der Personen, deren Leben und Eigenthum von dem Usurpator geopfert wurde? Keineswegs! — er erklärte, die Freunde Don Miguel's sprachen die Gesinnungen des portugiesischen Volkes aus, und seine Gegner wären nicht Englands Freunde! So ward es klar, daß unsere Freundschaft, unsere Beis-

hülfe bloße Schatten waren. Wohl mag der Portugiese, wenn ihm ein englischer Minister wieder Hülfe verspricht, eingedenk des Spruches, *noscitur a sociis*, antworten: „der Himmel bewahre uns vor solchen Freunden.“

Nach einem bittern Ausfalle auf Don Miguel fährt der Redner so fort: „Die Geschichte Portugal's ist nichts als eine Geschichte britischer Einmischung. Seit Jahrhunderten bestehen unsere Verträge zum Schutze dieses engbegrenzten, schwachen Staates. Nur das hohe Interesse, das England für die Unabhängigkeit Portugal's hat, konnte zu diesen Verträgen führen. Blicken wir besonders zurück auf die letzten dreißig Jahre. Verschwenderisch eilten wir dem Lande mit Geld, Truppen, Schiffen, Unterstützung jeder Art zu Hülfe. Stärkten wir nicht seine Regierung und stößten wir dem ganzen Volke nicht einen energischen Geist für die Erhaltung seiner Rechte ein? Und was ist es jetzt? Alles, was wir gethan, ist über den Haufen geworfen, und in unbestrittener Herrschaft befindet sich wieder allgemeines Verderbniß, Überglauben, Schwäche und Unsittlichkeit. Portugal ist wieder kraftlos, wie es 1796 war, rein unfähig, sich selbst zu vertheidigen. Ich aber behaupte, daß es die gebieterische Pflicht Englands ist, jenem Lande solche Institutionen zu sichern, daß es nicht bei jeder Gefahr abhängig von Außen wird. Schon ehe die Constitution aus Rio kam, lag eine britische Seemacht im Tajo. Und als Don Miguel den Verrath versuchte gegen seinen König und Vater, wie ward er daran verhindert? Durch die Interventen.“

tion des britischen Botschafters, der den bedrängten Monarchen an Bord eines englischen Schiffes nahm, und den verrätherischen Sohn aus dem Lande schickte. Nehmen wir an, zur Zeit von Don Miguel's Usurpation wäre die junge Königin in Lissabon gewesen, was würde dann den britischen Botschafter gehindert haben, 1828 eben so zu handeln, wie der britische Botschafter 1824 gehandelt hat? Welchen Unterschied aber macht es, daß die Königin abwesend war? Wie ich glaube, keinen. Man sagt, das portugiesische Volk lege keinen Werth auf die Constitution, sie sey seinem Geiste und Charakter nicht angemessen; ich aber bin überzeugt, wenn das freie Urtheil des portugiesischen Volkes befragt werden könnte, würde man keine kleine Majorität zu deren Gunsten finden. Man wirft ihr vor, sie sey von Don Pedro in der kurzen Zeit einer Woche entworfen worden. Ich frage, in wie viel Tagen Ludwig XVIII. die französische Charte entwarf? Die Charte Frankreichs — und ich hoffe, sie wird keines zu frühzeitigen Todes sterben — ward in drei Tagen abgefaßt, nachdem man die Nothwendigkeit dieser Maßregel eingesehen hatte. Die Constitution Portugals ist so legitim als die französische Charte; sie wurde von allen Legitimitäten Europa's anerkannt; der Grund — warum man sie haßt und verfolgt, ist ein anderer. Seit 1815 erfuhrn alle Verbesserungen in der Lage der Nationen, die sich auf die Volksstimme stützten, die einstimmige Opposition jedes Hofes in Europa, und die nächste Macht, welche die nöthige Kraft besaß, ward mit militärischer Execution gegen sie ausgesendet. Nicht England ziemt es, Rath

zu halten mit denen, die solche Lehren über die Pflicht der Souveräne predigen. Was war der Grund der athemlosen Hast, mit der wir die Blokade von Oporto anerkannten? Ganz Europa ward von unwilligem Staunen ergriffen, als es sah, wie England schon so früh seinen großen Einfluß in die Waagschale der Usurpation warf. Aber erwiedert man, wollt ihr Krieg anfangen? Hätte England sich offen vor aller Welt erklärt, so würde schon dies den Usurpator gestürzt haben. Und selbst wenn Krieg das Resultat gewesen wäre, so würde kein Mensch geläugnet haben, daß ein Krieg gegen einen Usurpator, einen Rebellen, einen Meisniger seines Volkes ein gerechter Krieg wäre. Hätten wir blos eine Erklärung erlassen, oder höchstens den Tajo blokirt, so wäre dies hinreichend gewesen, mit einem Schlag der Usurpation ein Ende zu machen. Aber hat doch selbst der Minister-Präsident erklärt, wir hätten uns im Gegentheile bemüht, Don Miguel den Besitz selbst der Theile des portugiesischen Gebiets zu verschaffen, die ihrer legitimen Königin getreu blieben; in Terceira stehe es nicht, wie es stehen sollte und stehen würde, wenn andere Mächte ihre Pflicht gethan hätten, wie Großbritannien! Was soll dies heißen? Ist es eine Beschuldigung gegen den König der Niederlande, daß er nicht mit uns gemeinschaftliche Sache machte, die Portugiesen und den tapfern Grafen von Villaflor zurückzuhalten, und Terceira in Don Migueles Hände zu liefern? Der König der Niederlande hatte nicht, wie wir, die Verpflichtung für die portugiesische Constitution, aber er handelte so, weil er das

Büllerrecht ehrte, das Unglück achtete, und fühlte, was einem Souverain gezieme. Giust stand der Herzog von Wellington allein in den Linien von Torres Vedras, nur dieser eine, kleine Fleck war noch von dem Feinde frei, den das ganze übrige Europa von Veneditig bis zur Mündung der Weichsel trug. Wenige Jahre später wehte die Fahne von Torres Vedras auf dem Gipfel der Pyrenäen und ward siegreich aufgespflanzt auf den Thürmen von Toulouse. Graf Villafior in Terceira ist, was Wellington in Torres Vedras war, und ich möchte lieber Graf Villafior seyn, als der Premier-Minister irgend eines Landes, wenn diesen seine Stelle nothigt, Terceira's Unabhängigkeit, Portugals Hoffnung zu vernichten."

Eine solche Veränderung war mit der Politik Englands vorgegangen, daß die gemäßigtsten Männer solche Vorwürfe erheben konnten, während unter Cannings Leitung Englands Name mit Beifall wiederhallte von einem Ende Europa's bis zum andern, denn seine eigenen Interessen waren wohl berathen, und dabei die Fortschritte und Freiheiten anderer Nationen geförderd und beschützt. Ganz anders ist es jetzt.

Unterdessen dauert der alte Zustand in Portugal fort. Der Druck der despotischen Regierung hat eine Höhe erreicht, daß selbst die Miguelisten aufzagen zu klagen. In dem Gefängnisse von Oporto allein schmachten über viertausend Personen. Bereits sind alle Kerker im Lande überfüllt und es fängt an, an Raum für die Schlachtopfer zu mangeln. Die barmherzigen Geistlichen haben ihre Gefängnisse angeboten. Der Tyrann

wird ihnen Dank dafür wissen. Dessen ungeachtet hat Don Miguel die förmliche Anerkennung nicht bloß des geistesverwandten Spaniens, sondern auch des Nordamerikanischen Freistaates erlangt. Auch in der politischen Welt berühren sich die Extreme; doch wenn Don Miguel's Stunde schlagen wird, so wird er weder an Amerika einen Hütten finden, noch Spanien ihn retten können.

Spanien.

Wir geben zu dem benachbarten Spanien über. Seit Philipp II. Tode hatte dieses Land, früher unter Carl V. der Schrecken Europa's, im Schooße der allein-seligmachenden Kirche fortgelebt, bis die französische Revolution diesen Schlummer-Zustand aufrüttelte. Ferdinand VII. wurde durch eine Reihe von Schwächen, und durch französische Arglist vom Throne verdrängt, aber, nach einem beispiellosen Kampfe, durch die Beharrlichkeit seines Volks wieder eingesezt. Während seiner Abwesenheit waren die alten Cortes wieder ins Leben gerufen und eine Verfassung begründet worden, welche bei manchen Patrioten Hoffnungen für eine bessere Zukunft erweckte. Sie sind schnell vernichtet worden. Die erste Handlung Don Ferdinands nach seiner Rückkehr war, daß er sich mit der Geistlichkeit gegen die Constitution verbündete, und die neuen Freiheiten des Landes über den Haufen warf. Nie ist der Patriotismus einer Nation furchtbarer bestraft worden. Wäre Ma-

poleons Bruder Joseph König von Spanien geblieben, so würde vielleicht die Zukunft des Landes gesichert worden seyn. Aber unter Ferdinand VII. kehrte alles wieder in den alten Stand zurück, nur daß sich mit der Schwäche auch Grausamkeit verband, denn es wurde gegen die Häupter der Patrioten gewüthet, welche Spanien vom französischen Yoke befreit hatten. So gieng es bis zum Jahre 1820, wo die Verfassung der Cortes von dem Heere, das von Cadix aus nach Amerika übergeschifft werden sollte, ausgerufen wurde. Der König sah sich bald gezwungen, die verhasste Constitution zu beschwören. Die Cortes versammelten sich in Madrid, und begaunen ihre Thätigkeit auf eine etwas ungelenke Weise. Man mußte vor allem die furchtbar verwirrten Finanzen des Staats in Ordnung bringen, und zu diesem Zwecke da nehmen, wo allein Geld zu finden war, nemlich bei der Geistlichkeit. Ein Drittheil der Kirchengüter wurde vorerst secularisiert und zum Verkaufe bestimmt. Nun brach aber auch die Reaction dieses mächtigen Standes aus: an der französischen Grenze bildete sich unter dem Namen Glaubens-Armee ein Hause von Empörern, die, von dem spanischen Cles-
rus und mit französischem Gelde unterstützt, einige Plätze, wie das Fort Seo d'Urgel einnahmen, und weit nach Aragonien herein streiften. Die Patrioten waren vielleicht mit dieser Glaubens-Macht fertig geworden, aber nun legte sich auch die heilige Allianz ins Mittel, deren Häupter, erschreckt durch die Nachahmung des spanischen Vorbilds in Italien, einen allgemeinen Brand fürchteten.

Frankreich wurde das leichte Stück Arbeit aufgetragen, die legitime Monarchie in Spanien wieder herzustellen. Die französische Armee, in einem Zustande volliger Entbehrung, welchem nur das Genie Davyards abhelfen könnte, drang dennoch unaufgehalten bis Cadiz vor, und befreite den König, der zum drittenmale in Gefangenschaft gerathen war, und der nur durch beschworene Concessions sich das Leben hatte retten können. Man erklärte nun alle konstitutionellen Handlungen des Königes für erzwungen.

Hätte indessen die französische Intervention Spanien wirklich beruhigt, hätte sie eine starke und geachtete Regierung eingesetzt, die verderbliche Priesterherrschaft vernichtet, hätte sie Ordnung in die Finanzen und die Organisation eines disciplinirten Heeres zu Stande gebracht, so wäre wenigstens der Erfolg dieses Schritts heilsam gewesen; allein man glaubte genug gethan zu haben, nachdem die Macht der Cortes in den Staub getreten, die Verfassung von Cadiz umgestürzt und die Revolution scheinbar unterdrückt war. Noch während die französischen Truppen auf spanischem Boden sich befanden, trat wieder die entschiedenste Anarchie ein, welche die letzten Überreste von Gehorsam vernichtete, und Regierung und Volk in die furchtbarste Verwirrung stürzte. Die Armut des Staates erreichte den höchsten Gipfel, und die nicht bezahlten Beamten trockten den Beschlgen der Regierung. Die Priester benützten den Sieg der Franzosen zu ihrem Vortheile, und zwar auf Weise, die ihr künftig die Hülfe der Fremden entbehrlich macht. Sie organisierten nehmlich eine be-

waffnete Macht, scheinbar, um die königliche Autorität aufrecht zu erhalten, im Grunde aber, ihre Herrschaft nach innen und außen zu sichern. Während der Staat keine Mittel hat, Truppen zu werben und zu bezahlen, Schiffe zum Schutze der Küsten auszurüsten, kann die Geistlichkeit ohne Mühe ein Corps von 100,000 sogenannten Milizen bezahlen und mit allem Nöthigen versehen. Die Regierung horcht auf jeden Wink der Cabinetts, und fügt sich in ihren Willen, während die Apostolischen nach keinem Menschen etwas fragen, die flüchtigen Portugiesen zur Empörung reizen und sie reichlich mit Geld und Waffen versehen. Bedenkt man noch, daß die Priesterschaft für das leibliche Wohl ihrer eigenen Mitglieder, für den Schmuck und Glanz der Kirchen und des Gottesdienstes reichlich sorgt, und daß ihr dennoch noch genug übrig bleibt, den König und den Hof zuweilen mit einem Almosen zu unterstützen, und jenem einen ansehnlichen Preis für die Einführung der Inquisition zu bieten, so kann man sich von der Macht derselben eine Vorstellung machen.

Ein Ministerium nach dem andern wird vom König berufen und wieder entlassen, und noch keinem ist es gelungen, sich die Achtung und den Gehorsam der Partheien zu erwerben. Nur so lange kann sich ein Ministerium halten, als es den Apostolischen gehorcht; zeigt es sich als ihr Gegner, so ist sein Fall gewiß. Dieses Schicksal hatten die Grafen Ofalia, Santa Cruz, und eine Menge anderer ausgezeichneter Männer, denen man kein anderes Vergehen zur Last legen konnte, als daß sie der Mönchs-Parthei nicht huldigen wollten.

Der ganze spanische Staatskörper ist krank, und hat kaum einen gesunden Fleck. Vom Bürgerstande kann die Rettung nicht wohl kommen, er ist unter dem Joche der Priester gefangen, und hat großen Theils nicht einmal das Bedürfniß des Besseren. Duval sagt in seinen Memoiren (Band II, S. 128): „Die Masse des Volks kennt weder Ueberflüß noch Mangel, die Mittelklassen in den Städten haben ein hinreichendes Auskommen, um ihre mäßigen Bedürfnisse von einem Tage zum andern zu bestreiten, der hohe Adel kann noch Jahre lang mit dem Ertrage des Grund-Eigenthums vegetiren, das Militär wird durch Natural-Lieferungen ernährt, die Beamten leben vom Verkaufe ihres Einflusses und der Gerechtigkeit, die Ausgaben für die Königliche Familie und den Hof werden mit den Einkünften einiger Domänen und den Almosen der Geistlichkeit bestritten!“

Indessen irrt eine Menge spanischer Flüchtlinge, worunter treffliche Generale, wie Mina, im Auslande umher, und leben von dem Gnadenbrode fremder Nationen, auf die nächste Gelegenheit lauernd, um in ihr misshandeltes Vaterland einzuziehen. Aber es ist in hohem Grade unwahrscheinlich, daß ein Vorhaben gelingen werde, gegen welches zugleich der Thron, die Kirche, die Thorheit der eigenen Landsleute und die Vorrechte der biscayischen Provinzen sich erheben, welche bei dem gegenwärtigen Zustande weniger gedrückt sind, und bei einem Rechte und einer Verfassung des Landes zu verlieren fürchten.

Woher soll aber die Rettung für das misshandelte

Wolft kommen? Vielleicht, aber auch nur vielleicht, von der größten Lehrerin, von der Noth und von der schwierigen Stellung des Thrones gegen die Geistlichkeit: Spanien hat alle Besitzungen in Amerika (das einzige Cuba ausgenommen, das auch nicht mehr lange treu bleiben wird), und somit seine Goldquellen verloren. Der Ackerbau liegt darnieder, die Industrie ist noch in der Kindheit, das Land ist so verarmt, daß man in ganzen Provinzen nur noch Kupfergeld findet. Die Klugheit des spanischen Banquiers in Paris, Aguado, und die Unterstützung Polignacs hat seither noch durch Papier-Machinationen, durch Verschreibungen auf das große Buch Spaniens, Geld verschafft, aber die fremden Capitalisten werden zuletzt müde werden, ihre Schäke in einen Abgrund zu werfen, wird auch diese letzte Quelle wird versiegen. Man kann die spanische Nation mit einem verlumpten Edelmann vergleichen, der Nichts gelernt hat, um sein Brod zu verdienen, und sich zuerst sehr ungeschickt in der neuen, sauren Laufbahn benimmt, aber doch zuletzt arbeiten mäß. Man wird sich gezwungen sehen, neue Hülfsmittel im Lande zu schaffen, und die Industrie zu erwecken. Dies wird aber auch eine Veränderung im Systeme herbeiführen: Schon ist der Anfang gemacht. Cadiz ist zu einem Freihafen erklärt worden; im Jahre 1829 wurde eine Amnestie erlassen, nicht aus Mäßigung, sondern um zu verhindern, daß mit den letzten Liberalen auch noch die letzten Capitalien aus dem Lande wandern; die Bergwerke, früher wegen der reicherem amerikanischen verlassen, werden wieder bebaut. Dies ist der Anfang

eines neuen Systems, das gewiß mächtiger um sich greifen wird, weil das Bedürfniß des Geldes alle andern Rücksichten überwindet. Freilich geschahen mitunter auch Rückschritte. So hat der König im Anfange dieses Jahres in Sevilla die nautische Schule geschlossen, und dafür eine Unterrichtsanstalt für — Stierskämpfer eröffnet. Auch an die Verbesserung des Ackeraubues, der ersten Grundlage alles National-Wohlstandes, muß zuletzt die Reihe kommen.

Zu diesen, obwohl noch schwachen Anfängen einer bessern Verwaltung kommt nun noch die besondere Lage des Thrones. Die Geistlichkeit ist in Spanien so mächtig, oder noch mächtiger als der König. Dieser unnatürliche Zustand kann nicht fort dauern. Notwendig muß eine neue Reaction eintreten, und die eine oder die andere Macht das Uebergewicht erringen. Dieser Kampf hat bereits begonnen. Die sogenannten königlichen Freiwilligen, ein Corps, das aus dem Pöbel besteht, und den Priestern unbedingt ergeben ist, sind der Regierung längst zur Last geworden. Man geht damit um, sie zu entwaffnen, und eine gut disciplinirte Armee an ihre Stelle zu setzen. Über die Geistlichkeit will dies nicht; daher die Spannung zwischen dem Throne und der Kirche, und jene verbrecherische Partei, welche dem Bruder des Königes, Don Carlos, das Scepter zuwenden will. Ferdinand VII. ist ihnen zu liberal, sie möchten einen Mönchs-König haben.

Unsere Zeit hat die sonderbarsten Glücksswechsel erlebt: wer weiß, ob Ferdinand, wenn der Kampf volendt zum Ausbruche kommt, nicht zuletzt durch die

Macht der Unistände getrieben, sich den Constitutionellen in die Arme werfen wird, welche ihm allein den Ausschlag geben können! Dann, in diesem günstigsten und nicht unwahrscheinlichen Falle, wird wohl auch ein Pombal auftreten und seinem lange mißhandelten, tief herabgesunkenen Volke wieder eine ehrenvolle Stelle unter den Nationen geben. Gewiß würde diese Wendung der Dinge mehr nützen, als alle Einfälle der Ausgewanderten, welche, selbst wenn sie vorwärts dringen, die Sachen wieder auf den Punkt zurückwerfen, auf dem sie im Jahre 1820 standen.

Italien.

Furchtbar hat das schärfste der europäischen Länder das traurige Vorrecht gebüßt, Häufigkeit der katholischen Kirche seit Jahrhunderten gewesen zu seyn. Italien ist von der gütigen Natur zur Einheit, zum Handel, selbst zur Herrschaft bestimmt. Von drei Seiten vom Meere umflossen, und mit den schönsten Häfen ausgerüstet, ist es gegen Norden durch das Wallwerk der Alpen geschützt, und an Abgeschlossenheit einer Insel vergleichbar. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist außerordentlich, und dieser Vorzug wird durch die trefflichen Aulagen, den gesunden Verstand, und den Frohsinn seiner Bewohner erhöht. Eine Sprache herrscht in dem schönen Lande, und die Natur scheint Alles gethan zu haben, um es zu einem mächtigen Staate zu machen. Aber alle diese Vorteile hat die Herrschaft des Papstes

vernichtet, wenigstens ist dies die Meinung des größten unter den italienischen Historikern, Machiavelli's, der in seiner Florentiner-Geschichte (welche sonderbar genug dem Papste Clemens XIII. dedicirt ist), sagt: „Alles Unheil meines Vaterlandes kommt von der heiligen römischen Kirche her. Zu meiner Zeit ist die Schweiz der wohlgeordnetste unter den europäischen Staaten, aber wenn Seine Heiligkeit nur zwei Jahre in Bern oder Zürich residiren würde, so ist kein Zweifel, daß Helvetien ruinirt wäre!“ Die Päpste haben die Gewalt der Kaiser gebrochen, und später die Viel-Herrschaft begünstigt, um in der allgemeinen Unmacht das Uebergewicht zu führen. So ist das unglückliche Land unter viele kleine und große Gewalthaber zertheilt, und mit Deutschland der Schauplatz fast aller europäischen Kriege geworden. Besonders in Ober-Italien kann man kaum ein Dorf auffinden, das nicht mit teutschem, französischem und italienischem Blute gedüngt wäre. Napoleon hatte die Macht, diesen unseligen Zustand zu beenden; er that es nicht; jetzt besitzt Österreich das Uebergewicht, und wenn es nur das Ganze in seinen Schoos aufnehmen würde! die hergestellte Einheit müßte bald die übrigen Bedingungen des Glückes nach sich ziehen.

Aber die Zerrissenheit umfaßt noch lange nicht das gegenwärtige Elend des Landes. Der katholische Glaube ist zu einer bloßen Comödie herabgesunken, die selbst der Masse lächerlich ist. Im Kirchenstaate sieht man nur Weiber in den Tempeln. Dieser Uebergang zum Unglauben in einem Lande, wo die Religion bloßer Wahnsinn ist, wäre ein Fortschritt zu Besserem, wenn nur eine tüchtigere Ueberzeugung an die Stelle der alten

trate. Aber dieß ist nicht der Fall. Die öffentliche Moralität ist in diesem Lande furchtbar gesunken; wenn man einem Italiener sagt, die Regierungen seyen deswegen da, um für das Wohl der Völker zu sorgen, so lacht er euch in's Gesicht, als einem Träumer, denn eine lange blutige Erfahrung hat sie eines Bessern belehrt. „Das schönste Land, das schönste Haus, das schönste Weib gehört den Priestern,” sagt das italienische Sprichwort. Das Schlimmste ist noch, daß die Heilmittel ebenso schlecht sind, oder noch schlechter, als der bestehende Zustand. Die französische Revolution hat nemlich auch in dieses Land die Fackel geworfen, und mit Entzücken lauschten die italienischen Welt-Besserer in den 90ger Jahren des vergessenen Jahrhunderts den französischen Theorien. Napoleon's eiserner Arm hielt sie später darnieder. Aber nach der italienischen Restauration, d. h. nachdem Alles wieder auf's Haar genau in den Zustand vor 1790 zurückgeworfen war, nur daß Venedig an Österreich, und Genua an Sardinien fiel, breitete sich die revolutionäre Lehre insgeheim aus, und gewann eine Menge Anhänger. Aber welche Menschen waren dieß? Ein Haufe von Thoren, die nichts verstanden; denn wo hätten sie politische Weisheit lernen können in einem Lande, wo beinahe Alles verkehrt ist! Die neapolitanische Revolution hat dieß Verdammungs-Urtheil nur zu sehr ge-rechtfertigt. Oder sind es Völker, die mit dem Dolche ihr Vaterland befreien möchten? Wir wollen ein Beispiel erzählen, das in Deutschland wenig bekannt ist. Im Jahre 1823 bestand in Rom eine Verschwörung von etwa zwanzig Menschen aus den untern

Classen, die sich durch die furchtbarsten Eide gegenseitig verpflichtet hatten. Ihr Plan war, bei einer festlichen Gelegenheit, wo sich der Pabst in die französische Academie begeben sollte, in der Nähe dieses Pallastes Feuer einzulegen. Sie erwarteten, daß der Pabst mit den Cardinalen herbeieilen werde, um die Lösch-Anstalten zu leiten. Hierauf war ihr Anschlag gebaut; denn sie gedachten dann im Gedränge den Pabst mit sammt seinem Generalstabe, wie man dort die Cardinale nennt, zu ermorden, den Pöbel zur Freiheit aufzurufen, und dann ein allgemeines Gemetz mit den Priestern anzurichten. Kurze Zeit vor der Ausführung wurde einer der Verschworenen ängstlich, und verlangte vom Bunde zurückzutreten, jedoch unter den heiligsten Versicherungen, Nichts zu verrathen. Die übrigen nahmen sein Verlangen mit erheuchelter Freundlichkeit auf und verhießen ihm alles Gute. Aber sogleich wurde sein Verderben beschlossen, und auf folgende Weise vollführt: zwei der Verschworenen luden das arme Schlachtopfer an einem Sonntage ein, mit ihnen auf's Land zu fahren. Er nahm dies an, um sie nicht zu beleidigen. Sie aßen und tranken dort mit der größten Fröhlichkeit; aber auf der Heimfahrt, als es Nacht geworden war, packt ihn einer pötzlich an der Kehle, der andere stößt ihm den Dolch in die Brust, ehe er einen Laut von sich geben konnte. Sofort stiegen die Mörder aus, und befahlen dem Kutscher, der nichts von allem gemerkt hatte, den Dritten, der noch im Wagen sey, in sein Haus zu führen, das sie ihm bezeichneten. Dies geschah. Beim Deffnen des Wagens fand das Weib des Gemordeten ihren Mann im Blute schwimmen, aber

er war nicht ganz todt, und hatte, in sein Haus gebracht, noch Kraft genug, um den Geistlichen seines Stadtviertels zu fordern, dem er den ganzen Vorgang, und zugleich den Plan der Verschworenen verrieth. Sie wurden noch in derselben Nacht festgenommen, die beiden Mörder zur Guillotine verdammt, und dieses Urtheil nach einigen Wochen vollzogen. Sie starben mit einer gränzenlosen Hartnäckigkeit, die Katholischen Sterbe-Gebräuche und die Buße ablehnend. Als das Haupt des ersten schon auf dem Blocke lag, trat der dienstthuende Priester noch einmal hin, und beschwor ihn, seine ewigen Interessen zu bedenken und zu bereuen. Selbst das versammelte Volk, vielleicht 40,000 Menschen, fielen auf Aufforderung des Geistlichen auf die Knie nieder, und flehten zum Himmel, daß er sich des verstockten Sünders annehmen möchte. Aber vergeblich. Das letzte Wort des Carbonaro war ein mit aller Gewalt der Stimme ausgerufenes niente (Nichts.) Ganz so starb auch der andere. Ihre Leiber wurden an der Stadtmauer verscharrt: am andern Tage fand man Blumen auf ihrem Grabe. Die übrigen Verschworenen mußten lebenslänglich auf die Galeere wandern. Eine sehr bedeutende Anzahl solcher Staats-Gefangenen füllt die Gefängnisse im Kirchenstaat, so wie in den andern Provinzen Italiens. Auf der Insel Misida im Golf von Neapel wird gegenwärtig an einem solchen Kerker gebaut, der eine ganze unterirdische Stadt enthält. Nur wenige sind hingerichtet worden, wie wir glauben, weil die italienischen Regierungen die Privatrache der Angehörigen fürchten, die weniger gereizt wird durch langsame Martern und Gefängniß,

als durch schnellen Tod. Sollt ein solches Opfer für besonders gefährlich, so hat man andere Mittel in Bereitschaft. Es gibt gewisse Festungen in Italien, wie das Fort St. Leo im Kirchenstaate, und andere, deren Lage so ungesund ist, daß der gesündeste Mann es kaum ein Jahr aushält; dort sterben Leute der Art am langsamem Fieber ab. Wir haben jene Geschichte erzählt, um zu beweisen, von welcher Art die italienischen Carbonari sind; sollten sie je das Heft in die Hand bekommen, so wäre eine furchtbare Mezelei der Priester und Beamten die unausbleibliche Folge. Uebrigens würde man sehr irren, wenn man glaubte, daß sie durch den Sieg der Österreicher vernichtet seyen; noch jetzt bestehen sie, nur im größten Geheimnisse.

Nach diesen nöthigen Vorbemerkungen gehen wir zu der Darstellung der einzelnen Staaten Italiens über, und beginnen mit Neapel. Wie die Franzosen die spanische Constitution umstürzten, so machten es die Österreicher mit der neapolitanischen. Nur ging es hier noch schneller, weil die Hauptstadt des Feindes näher lag. Die Pässe in den Abruzzen, die ein guter Offizier mit 100 Mann und 2 Kanonen gegen ein Heer verteidigen konnte, wurden von den Throlern im Fluge genommen. In etlichen Tagen war das Trauer- oder Lustspiel vorüber, der König nahm seinen Eid zurück; die Deutschen rückten in Neapel ein; und ehe man es sich versah, war die gute alte Ordnung wieder hergestellt. Neapel gewann durch diese schnelle Revolution nichts als 100 Millionen Gulden Schulden, eins-mehrjährige Occupation, vier

Schweizer-Regimenter im Dienste des guten Ferdinand, und den Entschluß von Seiten der Regierung die Zügel der Gewalt noch viel straffer anzuziehen. Für diese Verluste dürfte wohl die Verschwägerung mit der katholischen Majestät von Spanien kein hinreichender Ersatz seyn. Zum Glück stehen die Finanzen, trotz der großen Kosten, nicht abel, sonst hätte der König auf seine Reise nach Spanien keine zwei Millionen Gulden verwenden können; denn man versteht auch dort die Kunst, den letzten Heller aus der Tasche des Volkes herauszuholen.

Die Geschichte Sardinien's seit der Restauration fällt mit der von Neapel in Eink zusammen. Das Streben dieser Regierung ist dasselbe, nur wehrt sie mit einer noch weit ängstlicheren Sorgfalt Licht und Aufklärung ab. Ein königliches Decret, welches die Druckereien unter die strengste Aufsicht stellt, und ein Verbot aller fremden Zeitungen, selbst die ultraroyalistische Gazette de France nicht ausgenommen, weil sie durch ihre Auszüge aus andern, zum Theil freisinnigen Blättern, dem Sauerteig des Liberalismus verbreiten könnte, sind die neuesten Beweise hieben. Das Streben einer solchen Regierung kann vielleicht nicht unpassend mit dem eines Hausherrn verglichen werden, der selbst blind ist, und nun durchaus haben will, daß alle seine Angehörigen und Hausgenossen ebenfalls blind seyn sollen, und zu diesem Behufe sein Haus mit einer dichten Mauer umgibt, um kein Licht hinein zu lassen. Der gute Mann hätte es nur in einem Punkte versehen, daß nämlich die Sonnenstrahlen von Oben kommen. Über die Unmaßung, den Geist der Freiheit und der Forschung, der sich der europäischen

Menschheit bewächtigt hat, zu unterdrücken, könnte man lachen, wenn man nicht über die unglücklichen Folgen trauern müßte. So lange es dem Despotismus nicht gelingt, Einficht und Verstand völlig zu vernichten, so lange kann es ihm auch nicht gelingen, das Streben nach Verbesserung seiner politischen Lage zu unterdrücken. Wohl kann die Tyrannie die menschliche Forschung hemmen, Wahrheit und Lüge, wie den Gehalt der Metalle der Prüfung eines Münzmeisters unterwerfen, nur solchen Lehren und Meinungen, die, gleich den Münzen, sein Gepräge tragen, die freie Circulation gestatten; sie kann aber nicht die Vernunft aus dem Menschen-Geschlechte verbannen, nicht die Geschichte vernichten. Und gesetzt, es gelänge ihr, die Menschheit in ihrem Streben aufzuhalten, ja, es gelänge ihr, sie gar in den Zustand des vierzehnten Jahrhunderts zurückzuversetzen; hat nicht das vierzehnte Jahrhundert das fünfzehnte mit seinem Schießpulver und seiner Buchdruckerkunst geboren? Werden nicht dieselben Ursachen dieselbe Wirkungen haben, nicht dieselben Eltern dieselben Kinder zeugen? Wie lange noch wollen diese Herren mit schwachem Menschenarme das Schicksal meistern? Wie lange noch wollen sie so weit hinter europäischer Civilisation zurückbleiben, und das stehen, als die Reliquien einer gestorbenen Zeit?

Im übrigen Italien herrscht derselbe Geist. Das Großherzogthum Toscana erfreut sich zwar einer väterlichen Verwaltung, die aber weit entfernt ist, eine Volksmündigkeit anzuerkennen.

Im Kirchenstaate folgte Cardinal Castiglioni unter dem Namen Pius VII., dem am 10. Februar

1829 verstorbenen Leo XII. auf dem päpstlichen Stuhle. Er begann seine Verwaltung mit einem Inquisitions-Manifeste! Auch sorgte er für das Wohl seiner ihm anvertrauten Schafe dadurch, daß er die Füden wieder in ihr Quartier zurückwies, und wiederum für das Seelenheil der letztern durch eine Verordnung, der zufolge eine gewisse Anzahl derselben jeden Sonntag eine christliche Predigt anhören muß. — Erbauliche Auspicien! —

Der übrige Theil von Italien ruht im Schooße der österreichischen Herrschaft, von welcher weiter unten die Rede seyn wird.

Schweiz.

Dieses Land, an das sich so große Erinnerungen knüpfen, nimmt in dem Staaten-Verbande von Europa, in welchem es durch seine republikanische Verfassung eine wahre Anomalie ist, eine sehr untergeordnete Stelle ein. Das Volk, noch immer brav, ist nach außen ohne Ansehen und Stärke. Die Spaltung durch Religion und Verfassung von der einen, die veränderte Politik und Kriegskunst von der andern Seite zogen es von der Stellung herab, die es sonst einnahm. Im Innern werden von den Cantonen die verschiedenartigsten Principien befolgt. Werden an einem Orte die Jesuiten gehetzt, Verfinsterung und Schwärmerie beginnstigt, so befördert ein anderer die Aufklärung, und schützt die Freiheit; vertreibt die eine Stadt Lehrer, die den Übergläubiken zu verbannen sachen, so nimmt sie eine

andere desto freundlicher auf, und verleiht ihnen das Ehren-Bürgerrecht; hier verbannt man Schriftsteller, welche dem Absolutismus und der Willkür verdächtig scheinen, dort ladet man sie ein. So stehen sich in allen Verhältnissen die Contraste gegenüber.

Das Land treibt auch noch Handel mit seinen Kindern, und der republikanische Schweizer steht Wache an der Thüre fremder Monarchen.

In der Tagsatzung vom Jahre 1829 wurde im Allgemeinen der Preßzwang, der bis dahin noch immer bestanden, abgeschafft, bei welcher Gelegenheit sich kräftige Stimmen für Freiheit und Recht erhoben.

Uebrigens sucht auch hier die Aristokratie sich nicht nur auf ihrem Boden zu behaupten, sondern auch noch weiter auszubreiten, und die größere Masse des Landvolks lebt auf ihren Bergen in großer Dürftigkeit. Daher noch immer wahr ist, was Goethe schon vor Jahren sagte: „Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man den Menschen nicht alles weiß machen kann!“ Besonders wenn man so ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los, und kounten sich für einen Augenblick frei denken; man aber erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Uase des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; und doch erzählen sie das alte Mährchen immer fort. Man hört bis zum Ueberdruß: Sie hätten sich einmal frei gemacht, und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingesangen von ihren Gewohn-

heiten und ihren Gesetzen, ihren Graabasereien und Philistereien; — und da draussen auf dem Felsen ist's auch der Mühe werth, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schuee wie ein Murmelthier gesangen gehalten wird."

Die Niederlande.

Hätte man im Jahre 1814 auf die Stimme und die Neigung der Völker gehört, Belgien und Holland wären gewiß nicht in ein Reich vereinigt worden; denn für diese Vereinigung sprach nichts als die Localität, und daß man gegen Frankreich ein Gegengewicht haben wollte, sonst aber waren die Interessen der beiden Völker, ihre Sitten, ihre Sprache und Religion entschieden dagegen. Diese Verschiedenheiten haben über dieselb schon frühzeitig eine wechselseitige Abneigung zwischen beiden Völkern hervorgebracht, von welcher bestimmtlich nur ein Schritt bis zum Hass ist, und dennoch sollten sie Einem Scepter gehorchen, in Eine Nation verschmelzen, und sich lieben lernen, als ob Hass Liebe erzeugen könnte. König Wilhelm von Preußen, dem die schwierige Aufgabe geworden ist, über einen aus so heterogenen Theilen zusammengesetzten Staat zu herrschen, that Vieles, um die verschiedenen Interessen auszugleichen, und die Gemüther einander näher zu bringen; allein in diesem Kampfe gegen die Natur der Dinge mußte er unterliegen. Die Verhältnisse dieser beiden Länder sind von der Art, daß der Vortheil des einen nur mit dem Nachtheil des andern

erlaubt und befriedert werden kann. Holland, als ein Staat, der seinen Wohlstand dem Handel verdankt, verlangt unumschränkte Handels-Freiheit; es muß England seine Häfen, allen Nationen der Erde seine Märkte öffnen. Belgien kann wegen seiner Fabriken und seines Landbaues diese Nebenbuhler nicht dulden, und muß Handels-Beschränkung wünschen. — Sucht der Holländer, als der Spediteur Englands, dessen Freundschaft, so richtet der Belgier seine Blicke sehnsuchtsvoll nach Frankreich, das ehemals seiner Fabrik-Thätigkeit einen so ausgedehnten Markt eröffnet hatte. So erscheint kein Gesetz, keine Verordnung, welche nicht für einen Theil Schadenbringend wäre, und hier oder dort Unzufriedenheit erregt.

Ebenso störend wirkte die Sprachverschiedenheit. Diese kann in einem großen Staate, besonders wo eine Sprache von der größeren Masse des Volkes vorzugsweise gesprochen wird, und die andern Zungen gleichsam unterordnet sind, sehr gut bestehen; ta den Niederländern gab sie zu beständigen Reibungen Anlaß. Hier konnte keine Sprache die andere verdrängen, da der Nordländer ehr so stolz auf seine Muttersprache ist, als der Südländer auf sein gebildetes und wohltönendes Französisch. Daher selbst in den Generalstaaten von den verschiedenen Abgeordneten bald die eine, bald die andere Sprache gesprochen wird. Das Mißverständnis und die Verwirrung, die hieraus entstehen, unterhalten das wechselseitige Misstrauen, und vergegenwärtigen jeden Augenblick den trennenden Gegensatz, der eine Vereinigung nimmermehr gestattet. Es empört sich der Holländer gegen den französischen Rechtsspruch in den Gerichtshöfen des Südens, so wie der belgische

Soldat das holländische Commandowort im Norden nur mit Abscheu vernimmt.

Die Verschiedenheit der Religion, die auch in andern Staaten öfters zu Reibungen Anlaß gibt, wurde in Belgien von fanatischen Priestern dazu benutzt, den Haß gegen die protestantische Regierung und Alles, was von derselben ausging, noch mehr zu steigern. Es ist nicht anzunehmen, daß bei der Geistlichkeit oder bei dem Volke dem Widerstreben gegen allgemeine Staats-Verordnungen wahrer Glaubenseifer zum Grunde lag; vielmehr war die Tendenz immer rein politisch und revolutionär; nichts desto weniger erweiterte sie die Kluft, welche den protestantischen Holländer vom katholischen Belgier schied.

Selbst die Wahl einer Hauptstadt veranlaßte heftige Streitigkeiten. Historisches Recht, Gewohnheit und Unabhängigkeit der Holländer sprachen für Haag; Lage, Reiz der Neuheit und Verlangen der Belgier für Brüssel. Der Ausweg, den der König eingeschlagen, indem er einen Theil des Jahres im Haag, den andern in Brüssel zubringt, befriedigt keinen Theil, und verursacht einen größern Kosten-Aufwand.

Unter solchen Umständen, wo an eine Vereinigung des Getrennten, an eine Verschmelzung des Entgegengesetzten durchaus nicht zu denken war, mußte sich die Regierung für einen Theil entscheiden. Welche Wahl sie treffen würde, war leicht vorauszusehen. Das Haus Oranien datirt seinen Ruhm von der Befreiung Hollands vom spanischen Yoke, und seit dieser Zeit war es ununterbrochen mit demselben vereinigt, und theilte seine Schicksale; ihr Belgien hingegen ist die Dynastie

neu. Historische Erinnerungen und eine durch Jahrhunde
derte hindurch bewährte Treue führte den König den
Holländern zu. Diese wurden durch verschiedene Ver-
ordnungen und Gesetze begünstigt, alle hohen Stellen, so-
wohl in der Militär- als Civil-Verwaltung, mit Män-
nern aus ihrer Mitte besetzt, und Holland ein ent-
schiedener Vorzug vor Belgien eingeräumt. Wie weit
diese Begünstigung ging, läßt sich daraus ersehen, daß
seit der Vereinigung des Südens und Nordens bis zum
Jahre 1829 von fünfzehn Ministern und Verwaltungs-
Chefs nur drei, und von sieben Staatsministern ohne
Portefeuille nur einer aus den südlichen Provinzen
war. Von den Staatsräthen, Referendären und Se-
cretären in der höhern Verwaltung waren 213 aus Hol-
land, und nur 61 aus Belgien; in der Armee waren
auf 129 höhere Officiere nur 22, im Geniecorps auf
120 Officiere 10, und in der Diplomatik auf 36 aus-
wärtige Minister, Geschäftsträger und Consuln nur 8
Belgier, obgleich dem Verhältniß der Bevölkerung nach
auf zwei Holländer drei Belgier kommen müßten.
Freilich behauptet Holland an politischer Bildung und Fä-
higkeit den Vorzug vor Belgien, sein ehemaliger Anteil
an den großen Welthändeln hat ihm den umfassenden
Gesichtskreis, seine Menge durchgebildeter Anstalten die
practische Geschicklichkeit zurückgelassen, welche für die
höheren Staatsgeschäfte vorzugsweise befähigen; allein
diese Umstände können unmöglich das grelle Mißver-
hältniß ganz rechtfertigen. Eben so wenig läßt es sich
entschuldigen, daß die meisten bedeutenden Anstalten
und General-Verwaltungen ihren Sitz ausschließlich im

Morden haben, und daß die meisten Lehrstellen, selbst in den südlichen Provinzen, mit Holländern besetzt sind.

Diese Bevorrechtung der nördlichen Provinzen bildet eine der Beschwerden der Belgier, welche unter dem Adel, den sie vorzüglich traf, eine mächtige Opposition hervorrief. Eine zweite bildet die unumschränkte Freiheit der Religion und des Unterrichts, welche von der Regierung unvorsichtiger Weise in dem päpstlichen Concordat zugestanden war, dessen Vollziehung von den Katholiken des Südens und Mordens unbedingt verlangt, von der Regierung aber nie ganz bewilligt wurde, noch bewilligt werden konnte, ohne daß die Hierarchie die völlige Herrschaft über den katholischen Theil des Landes an sich gerissen hätte. Die Regierung ließ alle möglichen Freiheiten im Unterrichte eintreten, und beschränkte denselben nur in so weit, als sie ihre und ihrer Unterthanen Rechte gegen die Anmaßungen römischer Hierarchie wahrte. Allein da der Clerus bei dieser Forderung den Schein des Rechts für sich hatte, so gelang es ihm auch die freisinnigsten Anordnungen als Despotismus zu verschreien, und die Opposition der Aristokratie erhielt nun eine Stütze an der Geistlichkeit. Keine Sitzung verging, wo nicht das Geschrei erschallte: „Liberté religieuse, liberté illimitée de l'enseignement et exécution franche et entière du concordat.“ („Religions-Freiheit, unumschränkte Freiheit des Unterrichts, freie und vollständige Vollziehung des Concordats.“)

Das Volk selbst wurde leicht in die Faktion gezogen, und gegen die Regierung gestimmt, da schwere Abgaben auf ihm lasteten, wovon der größte Theil

zur Tilgung der ungeheuren Staatsschuld, die Belgien bei der Vereinigung mit übernehmen mußte, verwendet wurde. Namentlich war die Mahlsteuer, die im Norden von jeher bestand, im Süden ungemein verhaft.

Endlich zogen die Ausschweifungen und die Zügellosigkeit der Presse Abhandlungen des Gesetzes und Reaktionen der Regierung nach sich, und veranlaßten eine neue Beschwerde: „Unumschränkte Freiheit der Presse.“ Obwohl die Regierung dieser Beschwerde dadurch abzuhelfen suchte, daß sie den Generalstaaten vom Jahre 1829 ein sehr mildes Presßgesetz vorlegte, so wie auch noch andere Gesetzes-Vorschläge von ihrer versöhnlichen Gestaltung zeugten, so befriedigte dieses dennoch die Mißvergnügten nicht, welche sich vielmehr jetzt in constitutionelle Associationen vereinigten, die nichts anderes, als den Umsturz der bestehenden Verfassung zum Zwecke hatten. Diese Verbindungen veranlaßten Petitionen um Abhülfe der Volksbeschwerden von 200,000 Unterschriften und Gegenvorstellungen (*répétitions*), und der Factionsgeist und die leidenschaftliche Verblendung gingen so weit, daß freisinnige Institutionen, als die Freiheit des Unterrichts u. a. sogar von den Feinden des Lichtes, und Unterdrückung derselben von den Freunden der Außklärung verlangt wurden. Diese Union, die sich ironisch, nach dem Ausdrucke des Königes, den Namen infames beilegte, versuchte in Vereinigung mit den Holländern, die sich in Finanzsachen gegen die Regierung erhoben, in derselben Sitzung der Generalstaaten das Budget zu verwirfen, um die Regierung zur Verzweiflung und dadurch zum völligen Nachgeben oder zu Gewaltstreichen zu zwingen. Dieser Sieg der Opposition

hatte eine Revolution und in deren Folge eine Trennung Belgien's von den nördlichen Provinzen hervorgebracht. Indessen wußte der König diesem vorzubeugen, und das Budget wurde angenommen. Aber ein zur Strenge zurückkehrendes Presßgesetz, so wie eine höchst ungünstige Erklärung des Königes (vom 11. Febr.) gegen die Oppositions-Partei, nebst strengen Verfügungen wider die auf ihrer Seite gestandenen Beamten erbitterte die Faktion auf's Neue. Den Zündstoff vermehrte endlich noch die Verbannung De Potter's und Genossen, die wegen Presßvergessen und staatsgefährlicher Umtriebe angeklagt waren.

Uebrigens ist der Wohlstand in den Niederlanden, so wie Schifffahrt, Handel und Fabrikwesen im Steigen, und der Besitz der Rheinmündungen, von denen sie durch eine arglistige Deutung der Wiener Congress-Akte die Deutschen verdrängt haben, ist ihnen eine unversiegbare Quelle des Reichthums. Auch zeugte der fortwährend hohe Cours der Staatspapiere von dem guten Zustande des öffentlichen Credits und der geregelten Finanzen.

S c h w e d e n.

In Schweden findet ein ähnliches Verhältniß statt, wie in den Niederlanden. Auch hier ist dem Kerne des Reichs Norwegen zugetheilt, wie dort Belgien dem alten Batavien. Aber so wie hier die Interessen beider Völker nicht schurstracks einander entgegengesetzt sind, gelang es auch der Klugheit des Königs eher, die zwei Theile, wenn auch nicht zu einem Ganzen zu verbinden,

doch ruhig nebent einander zu regieren. Schon die getrennte Verfassung des Reiches, und daß Schweden seinen Reichsrath und Norwegen seinen Storthing fortbehält, vermied mancherlei Reibungen, welche der öffentlichen Ruhe hätten gefährlich werden können. Die Erfahrungen eines geprüften Lebens, welche der König mit auf den Thron brachte, den er übrigens mehr ziert, als dieser ihn zieren kann, benützte er redlich, um das Glück seines Volkes zu befördern und den Staat emporzubringen. Was zur Wohlfahrt desselben geschehen konnte, hat Carl Johann gethan, und thut es noch. Zwar macht man ihm den Vorwurf, daß er den Adel begünstige; allerdings erfordert es seine Lage, daß er diesen Stand für sich zu gewinnen sucht, indessen kann in den politischen Grundsätzen des Königes so wenig als in den Erinnerungen seines früheren Lebens die Neigung liegen, einen Stand über die Nation zu setzen. Auch darf man nicht vergessen, daß der schwedische Adel sich noch keiner freisinnigen Anordnung widersetzt hat. So verlangte er noch bei dem letzten Reichstage, in Ueber einstimmung mit der Geistlichkeit und dem Bürgerstande, Preßfreiheit, welches Begehren die Vertreter des Bauernstandes ablehnten. Doch wurde ein im Sinne der liberalen Parthei abgefaßtes Preßgesetz von dem Verfassungs-Ausschuß genehmigt. Auch auf Deffentlichkeit der reichsständischen Berathungen wurde vom Adel angetragen. Andere zeitgemäße Einrichtungen im Innern, namentlich Verbesserung des Unterrichts, beurkunden eine weise Verwaltung, und erwarben dem Könige die Liebe seines Volkes, die ihm in reichem Maße das erseht, was ihm an Legitimität abgeht.

Leider sind die Abgaben bei drückender Schuldenlast sehr hoch und der Handel nimmt ab. Diese Verhältnisse, nebst religiöser Schwärmerei, veranlassen häufige Auswanderungen von Norwegen nach Nordamerika.

D a n e m a r k.

Der König von Dänemark besitzt eine unumschränkte Gewalt, und die Regierung ist hier sogar vertragsmäßig absolut. Dennoch ist das aufgeklärte dänische Volk keiner gewaltsamen Veränderung geneigt, noch schaut es sich nach einer anderen Verfassung. Dies kommt daher, weil eine weise und milde Verwaltung dem Dänen das von selbst gab, auf was der Bürger allenthalben den grössten Werth legt, und was er in vielen Staaten vergebens durch Constitutionen zu garantiren sucht: Sicherheit des Eigentiums und der Person. Zu den früheren Zeiten geriet die königliche Macht oft mit dem Adel in Conflict, und die Fehden, die daraus entstanden, verwüsteten das Land. Um nun nicht länger dem aristokratischen Unwesen und der Willkür unzähliger kleinen Tyrannen ausgesetzt zu seyn, übertrug das Volk dem Monarchen absolute Gewalt, damit sie stark gegen den Adel sei. Dieser Act der Verzweiflung hätte die schlimmsten Folgen nach sich ziehen können, allein ein gutes Geschick bewahrte Dänemark vor demselben. Was andere Nationen mit ihren Grundgesetzen und Repräsentativ-Verfassungen nicht haben und sich vergebens wünschen, was selbst England mit seinen uralten Freiheiten nicht besitzt, völliche Gleichheit der verschiedenen Stände, das hat Dänemark seit langer Zeit.

Auch die Presse ist vollkommen frei. Dabei zeigt das Volk große Unabhängigkeit an sein Fürstenhaus, die es vorzüglich in den Unfällen der neuern Zeit standhaft bewährte. Ein Beweis mehr, wie es immer an der Regierung liegt, wenn das Volk gehorsam und zufrieden, oder aufrührerisch und missvergnügt ist.

Deutschland.

Wir gehen zu Deutschland über. Napoleon hat sich um unser Vaterland, freilich ohne es zu beabsichtigen, die größten Verdienste erworben, die erst jetzt anfangen fühlbar zu werden. Er hat die alte Reichsverfassung, die an langamer Verwesung abstarb, ver nichtet und die Vielherrschaft bis auf 34 Familien beschränkt. Kräftigere und bessere Regierungen sind an die Stelle der alten getreten, der Volksgeist ist reger geworden, kein deutscher Fürst wird es in Zukunft mehr räthlich finden, seine Unterthanen an fremde Mächte zu verhandeln, und der Deutsche braucht sich seines Mannes im Auslande nicht mehr zu schämen. Die Einheit Deutschlands soll der deutsche Bund darstellen, aber dieses hohe Institut scheint in vielen Stücken an ähnlichen Widerwärtigkeiten zu leiden, wie das ehemalige Reichs-Kammer-Gericht zu Wetzlar; noch ist es ihm nach fünfzehnjährigen Sitzungen nicht gelungen, die Sache der westphälischen Domänen-Käufer zu entscheiden und den wahren Sinn der Worte „jusqu'à la mer“, welche in der Wiener-Congress-Akte die Rheinschiffahrt reguliren, herauszubringen und den Holländern begreiflich zu machen. Glücklicher war der hohe

Bund in solchen Dingen, welche das reine Interesse der contrahirenden Monarchen betreffen. Zweimal wurden die süddeutschen Fürsten geadtigt, die Preßfreiheit, die in ihren Staaten durch die Landes-Verfassungen verbürgt ist, auf Ansinnen des deutschen Bundes zu suspendiren. Ueberhaupt hat dieser Bund nur die Fürsten vereint, nicht die Völker, und nach unten zu sogar die Annäherung der deutschen Stämme verhindert. Man durfte von ihm mit Recht Aufhebung oder Erleichterung der Zölle im Innern und Förderung des Verkehrs erwarten, damit Deutschland wenigstens in commerzieller Hinsicht eine Einheit bilde. Aber gerade das Gegentheil geschah. Die Zölle wurden erschwert, jeder Kleine Staat in Deutschland wollte es machen, wie die Grossmächte Frankreich, England und Russland. Das Volk klage laut und eine Menge Stimmen in den öffentlichen Blättern erhoben sich für die gute Sache. Aber die Herrn Diplomaten betrachteten diese Klagen und Vorschläge im Anfange als Träumereien, und verachteten sie, denn es braucht lange, bis die Vernunft von unten heraus diese hohe Sphäre erreicht, obgleich der entschiedene Wille der Nation doch am Ende durchdringt. So auch hier. Man zog die Vorschläge zuletzt in Erwagung, aber gewiß wäre es noch lange bei solchen Deliberationen geblieben, wenn nicht zwei edle deutsche Fürsten für sich gehandelt hätten, — der König von Württemberg unterhandelte mit der bairischen Regierung wegen volliger Aufhebung der Zölle zwischen den betreffenden Ländern. Dieser Plan ist bereits ins Leben getreten, und hat schon Folgen gehabt, es ist ein Vertrag zwischen beiden letzteren Ländern und Preussen geschlossen

worden, der für den Augenblick bloß Herabsetzung der Zölle bestimmt, aber mit voller Aufhebung derselben enden wird. Der Anfang zu einem ganz neuen System ist gemacht, der edle König, der jenen ersten Schritt gethan hat, ist dadurch zum Wohlthäter nicht nur seines Staates, sondern von Deutschland geworden! Denn, wir sprechen dies aufs bestimmteste aus, das Beispiel, das der König von Württemberg gab, wird, ehe zehn Jahre vorüber sind, von allen deutschen Staaten nachgeahmt seyn, freilich von einigen wider ihren Willen, die Macht der Umstände wird sie dazu zwingen. Aber die Gleichheit im Zollwesen wird bald Aehnlichkeit in den Finanzen, in der Steuer-Gesetzgebung, im Münzwesen und bald auch im Civilrechte nach sich ziehen, und die Weilheit der Regierungen wird dann der Einheit des deutschen Vaterlandes nicht mehr schaden. Was die einzelnen Staaten betrifft, so weilt der Blick des Freiheitsfreundes abermal mit besonderer Vorliebe auf denselben beiden Ländern, die wir in anderer Beziehung hervorgehoben. Württemberg besitzt ohne Zweifel die trefflichste Verfassung unter den deutschen Staaten, eine Verfassung, die, auf einen historischen Grund gebaut, schon ins Volksleben aufgenommen ist, und dasselbe täglich mehr durchdringt. Dieser kleine Stamm hat vor ganz Europa den Werkampf gekämpft um sein politisches Recht, und die Verfassung ist hier, nicht wie anderswo, geschenkweise empfangen, sondern auf dem Wege des Vertrags abgeschlossen worden. Dem Volksgeste fehlt es nicht an Regsamkeit; — indeß, was in der parlamentarischen Geschichte Europa's eine merkwürdige Erscheinung bildet, die Regierung ist populärer als die

Landstände; die sich durch ein unglaubliches Zuvorkommen, selbst durch Ueberbietung der königlichen Ansinnen, keinen Zuwachs in der öffentlichen Achtung verschafft haben. Der König besitzt die Liebe des Volks, die er durch freie Beschützung der liberalen Ideen verdient. Selbst seine Liebhabereien sind dem Volke nützlich. Sie betreffen den Ackerbau, die Hebung der Landwirthschaft. Wäre nur die Presse wenigstens für innere Angelegenheiten in die Freiheit wieder eingesetzt, welche ihr die Verfassungs-Urkunde zusichert, aber die Beschlüsse des deutschen Bundes entzogen, so könnten die vor kommenden Mängel leichter geheilt werden, und es ließe sich dann nicht leicht ein anderes Volk nachweisen, das so vollkommen wie das Würtembergische im Besitz aller politischen Rechte und Freiheiten wäre.

Auch Baiern ist ein Lichtpunkt in Deutschland. Sein König hat mit kräftigem Urme die Missbräuche der alten Regierung vernichtet, die Finanzen geregelt, den Beamten-Druck gemäßigt und der Verschwendug Einhalt gethan. Für Künste und Wissenschaften ist in kurzer Zeit außerordentlich viel geschehen, und München wird in der deutschen Kunstgeschichte bleibende Epoche machen. Gelingt es König Ludwig I., sich von dem verderblichen Einflusse der Priester und ränkevoller Schmeichler, welche wohlwollenden Fürsten so gefährlich sind, frei zu halten, so wird Baiern in ihm einen seiner edelsten Fürsten segnen, die je den Thron der Wittelsbacher zierten.

Für Baden begann mit dem Tode des alten Großherzogs Ludwig, eine neue Epoche. Der gränzenlose Jubel über die Erhebung des neuen Herrschers

aus der Oitem-Linie, beweist, daß das Volk sich unter dem früheren Regiment nicht besonders glücklich fühlte. Die Steuern sind etwas größer als in Württemberg; kleiner als in Bayern; über den Gang der Gerechtigkeit sind wohl begründete Klagen geführt worden. Die Presse ist auch hier in Folge der Beschlüsse des erhaltenen deutschen Bundes sehr beschränkt. Die bairischen Ansprüche auf einige Landstriche in der ehemaligen Pfalz, sind nicht, wie man anfangs fürchtete, mit Gewalt zur Sprache gebracht worden, sondern sollen schiedsrichterlich beigelegt werden. Die Zukunft wird lehren, was der neue Großherzog für sein Volk zu thun beabsichtigt.

In Rhein-Hessen bezahlt das Volk eine unverhältnismäßig größere Steuerlast als je anderswo. Ganze Strecken, wie die Gegend um Mainz, wo unter Napoleon der höchste Wohlstand herrschte, sind in bitteres Elend versunken, und die Provinz Starkenburg könnte man mit dem Capuciner in Wallensteins Lager eine Provinz Armentzburg nennen. Auch hier traf vorne im Jahre Regierungswechsel ein. Eine der ersten Handlungen des neuen Großherzogs war die, daß er von dem getreuen Landtage die Uebernahme von zwei Millionen Gulden Privat-Schulden forderte, die er als Erb-Prinz bei einer Apanage von 100,000 fl. in sechs Jahren contrahirt hatte. Sehr friedliebende Berichte in der allgemeinen Zeitung bewiesen die Nothwendigkeit, dieses billige Gesuch zu befriedigen. Wahrscheinlich um dem Bürgerstand diese schwere Ylle zu versüßen, erschien zugleich ein Mandat von Seiten der

Regierung des Inhalts: daß an dem Herzogshofe zu Darmstadt hinführ nur Adelige zugelassen werden sollen!! Andererseits muß man es den Landständen des braven rhein-hessischen Volkes zur Ehre nachsagen, daß sie, Emil Hoffmann an der Spitze, kräftige Stimmen für Recht und Freiheit erhoben und die Achtung Deutschlands erworben haben.

Das Königreich Sachsen seufzt noch immer unter einer mittelalterlichen Verfassung voller Mängel, die ein kühner Patriote in einer (angeblichen) Adresse des sächsischen Volkes an den König eben so freimüthig als wahr schildert. Dieser Aufsatz war in der „Biene“ abgedruckt, und wir glauben hier einige Auszüge aus demselben geben zu müssen. Nach einem schmeichelhaften Eingange, worin von der (theoretischen) Zufriedenheit des Volkes die Rede ist, fährt der Verfasser so fort: „Allerdurchlauchtigster König, allergnädigster Herr! so sehr diese Zufriedenheit des größeren Theiles der sächsischen Nation Eurer Königlichen Majestät selbst zur Befriedigung und den Sachsen zur Ehre gereichen muß, so wenig schließt sie den Wunsch Allerhöchstes Dero getreuen, und unter den Völkern deutscher Zunge auf Bildung und Bildsamkeit vorzugsweise Anspruch machenden Volkes aus, diese Zufriedenheit erhöht und von Eurer Königlichen Majestät, so wie von dem Vaterlande Alles das entfernt zu sehen, was den glücklichen innern Frieden, wenn auch nur theilweise, stören kann; und diese Störung ist, — vergönnen Eure Königliche Majestät es uns freimüthig auszusprechen — in allen Ländern un-

vermeidlich, wo man stillstehen zu dürfen glaubt, während die Zeit, in der man lebt, mit Miesenkraft vorwärts schreitet, und gebieterisch Folgsamkeit heischt. Wenn Allerhöchst-Dieselben den Blick auf den Zustand Europa's zu richten geruhen, wird sich Eurer Königlichen Majestät alsbald und in allen Ländern der einhellige und kräftige Sinn der, vorzüglich durch die Landes-Bewaffnungs-Anstalt mit militärischer Eigenschaft ausgerüsteten Nationen entweder in erreichten Resultaten, oder in dem, seinem Ende sich nähernden Kampfe mit Verfassungen, Meinungen und Ständen, die als Kinder der Zeit sich selbst überlebt haben, zeigen. Was die Völker wollen und erstreben, ist — so vielseitig es auch betrachtet werde — nichts, das ein Kluger und guter Regent ihnen nicht gewähren könnte, ist ein mittelbarer Einfluß auf die wichtigsten Angelegenheiten und Beschlüsse des Staats durch ächte Volks-Repräsentation, und eine gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Lasten unter die privilegierten und nicht-priviligierte Classen der Staatsgesellschaft." — — „Auch glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir Allerhöchst-Dero preiswürdige Gerechtigkeit und unverbrüchliche Treue gegen die einmal ertheilte Zusicherung als einen Grund betrachten, der Eure Königliche Majestät abhalten könnte, vorbereitende Maßregeln zu Entwerfung einer zeitgemäßen Constitution zu treffen. Wir kennen den Inhalt der Neversalien, welche die Ritterschaft bei Annahme des als Uiversalitäts Beitrag zu den Grundabgaben zu betrachtenden, sogen.

nannten Donatius Allerhöchst Denselben zur huldvollen Unterzeichnung vorzulegen pflegt, und wie Eure Königliche Majestät zu versprechen pflegen, die Ritterschaft bei ihren wohlhergebrachten Rechten zu schützen. Es gehört aber unter die so zu nennenden Rechte und jedenfalls zu dem Herkommen nicht nur die Steuerfreiheit der Rittergüter, sondern auch das dem alten Adel zeither lediglich zugestandene Recht, den Städten gegenüber das platt Land und die zahlreiche Classe der besteuerten Grundeigenthümer ausschließend zu repräsentiren, so wie andertheilig Steuern zu bewilligen, bei deren Aufbringung sie (die Repräsentanten) nur nach einem willkürlichen Maßstabe concurriren. Mit Recht erwarten daher Eure Königliche Majestät von Allerhöchst Dero getreuer Ritterschaft, daß diese Allerhöchst Dieselben einer von Eurer Königlichen Majestät ihr als einem einzelnen Stande gegebenen Zusicherung entbinde, und, bei dem schönen Bewußtseyn, nicht ihr eigenes, sondern das Interesse der gesammten, das platt Land bewohnenden steuerbaren Unterthanen vertreten zu sollen, zu Entschädigungen für Befreiungen und Vorrechte, deren Aufrechthaltung bei den vermehrten Staats-Bedürfnissen und den gegen frühere Jahrhunderte, ja gegen die letzten Jahrzehnte so ganz umgestalteten, und von der so unendlich vermehrten Cultur des Mittelstandes und zum Theil selbst der niedern Volksklasse bedingten Zeitschärfen geradehin der ruhigen Vernunft entgegen ist, Mittel und Wege an die Hand gebe. Aber, allerdurchlauchtigster König und Herr! es ist schwer für einen Privatmann zu thun, was dem Staat als solchem nicht einmal zu thun erlaubt ist, eines Vorzugs oder

Wortheits aus Freiunigkeit sich freiwillig zu begeben) und es ist noch schwerer, daß eine ganze Classe der Gesellschaft sich vereinige, einen und denselben, ihr Interesse scheinbar beeinträchtigenden Wunsch einhellig aussprechen. Hier bedarf es des Entgegenkommens, eines Impulses, wohl auch einer kräftigen Hinweisung auf unzweideutige Erscheinungen in der Gegenwart und auf unverkenbare Zeichen der kommenden Zeit." — — „Was aber den auf Landtägen jetzt berechtigten Personen der gestrake Sinn in den Mund legt, das widerrath ihnen auszusprechen die Klugheit. Der Ritter, welcher zugleich Welt- und Staats-Bürger und ein beobachtender Mann, aber arm ist, fühlt es zwar tief, wie die Verminderung des stehenden Heeres bis zu dem, von dem Königreiche Sachsen zu stellenden Bundes-Contingente, eine der größten Wohlthaten seyn würde, die dem, seiner ganzen geographischen Lage und politischen Stellung nach zum gewerbtreibenden und producirenden Handelsstaate mehr als zum militärisch imponirenden Staate sich eignenden Königreiche Sachsen angedeihen könnte, und er wagt es, sein Votum für eine Schrift abzugeben, in der auf Verminderung des Militär-Etats und auf Ersparnisse bei demselben kräftig und entschieden bei Eurer Königlichen Majestät angetragen wird. Über da erinnert ihn ein anderer vom Adel, der einen hohen militärischen Rang hat, daran, daß er der Söhne mehrere habe, und daß bei einer Reduction der Armee der eine der Söhne mit reducirt werden, der andere um seine Exspectanz auf eine Stelle in der Ritter-Academie kommen würde; oder es klagt ihm der schlecht

berchnende Abgeordnete einer kleinen Stadt, wie diese bei einer Reduction der Armee ruinirt wäre, wenn sie die Garnison verlore, welche den Bürgern jetzt manchen kleinen Zugang gewähre, und er schweigt seufzend! Ein Mitglied des ritterschaftlichen engen Ausschusses trägt den Wunsch auf dem Herzen, daß Ew. Königl. Majestät huldreichst Einschränkungen in den Hofhaltungs-Bedürfnissen eintreten lassen möchten, und ist entschieden, in seinem ständischen Collegium darüber einen Vortrag zu halten; aber da fällt es ihm bei, daß seine in der römisch-katholischen Kirche getaufte Tochter Hoffnung hat, einst eine Stelle als Hosdame zu erhalten. — und er schweigt kopfshüttend.“ —

„Ew. Königl. Majestät sind das Haupt, wir sind die Glieder des Staatskörpers; aber wie durch die Menschenstructur über lang oder kurz im Menschen das Haupt schmerzlich afficirt wird, wenn die Glieder leiden, und eines dem andern die Leistung zuweist, die es antheilig nach dem von dem ewig Weisen kund gegebenen Plane zu übernehmen hat, so können auch wir Allerhöchstdieselben nur chrfurchtsvoll bitten, uns kräftig und muthvoll zu erhalten, damit wir stets gehorchen können, wenn das Haupt über uns verfügt. Ist Friede und Zufriedenheit unter uns, dann ist auch der Herr der Heerschaaren mit uns, die Waffen klirren oder ruhen; ist der viel beneidete, treue Sachse im Besitze des einen, um was er allein den Bayer, Württemberger, Weimarer &c. beneidet, im Besitze einer freisinnigen Constitution, dann ist er unbedingt glücklich zu preisen, und Lehr-, Wehr- und Mährstand, und Adel, Bürger und Bauer bilden ein rundes, sich fröhlich um seine Achse bewegendes Ganzes.“ —

Diese eindringlichen Vorstellungen, diese bescheidenen Bitten und Hoffnungen waren vergebens ausgesprochen. Der Landtag verging, ohne auch nur einen einzigen der vielen Wünsche der treuen Sachsen zu erfüllen, und König und Adel achteten wenig auf die Voraussagungen, welche die Zeit nur allzubald in Erfüllung gehen ließ.

Auch der Churfürst von Hessen gefällt sich noch in seiner unumschränkten Gewalt, und glaubt, er müsse besser wissen, was seinen Unterthanen frommt, als sie selbst.

Vor allen andern Fürsten zog der Herzog von Braunschweig in diesem Jahre die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Während seiner Minderjährigkeit wurde von der vormundschaftlichen Regierung eine zeitgemäße Landschafts-Ordnung eingeführt. Diese, dem Eigenwillen des Herzogs beschränkende Verfassung verwarf er durch einen Machtsspruch, und berief statt der verfassungsmäßigen Volks-Repräsentanten die alten Landstände, nachdem im Jahre 1770 bestandenen Gesetze. Allein die neuen Stände, eingeladen von ihrem Ausschusse, versammelten sich dennoch, und zeigten dieses der Regierung an. Zugleich ging eine Botschaft an den Bundestag nach Frankfurt ab, um von dieser Aufrechthaltung und Wahrung ihrer Rechte zu verlangen. Noch ist keine Entscheidung erfolgt. Unterdessen fährt der junge Herzog fort, nach launenhafter Willkür zu herrschen, ungesetzliche Abgaben zu erpressen, und den Schweiß seiner Unterthanen in Paris und London zu vergeudet.

Bon dem großen österreichischen Staate läßt

sich im Ganzen nur wenig sagen. Seit dem Frieden von 1815 beobachtet das Wiener Cabinet bei allen europäischen Angelegenheiten die strengste Neutralität. Nur als die Unruhen in Italien ausbrachen, und daß durch seine eigenen Besitzungen in diesem Lande bedroht waren, ließ es seine Truppen marschiren, und stellte dort die Ruhe wieder her. Seit dieser Zeit hieß es sich von allen Welthändeln so ferne als möglich, und trat höchstens als Vermittler in den griechischen Angelegenheiten auf.

Was das innere Leben dieses Staates betrifft, so läßt sich kaum mehr davon sagen, als daß im letzten Jahre eine heftige Viehseuche in den österreichischen Provinzen wütete. Sonst ist alles beim Alten. Eine politische Presse existirt noch gar nicht. Wechselseitige Sperrungen der verschiedenen Provinzen hemmen den Handels-Verkehr; Niederhaltung des Zeitgeistes verhindert die geistige Entwicklung. Ein Verbot, das Studieren österreichischer Jünglinge im Auslande betreffend, war daher nicht auffallend. Man kann nicht sagen, daß Künste und Wissenschaften in Österreich nicht befördert werden; allein nur solche, und nur in dem Maße, als sie die Regierung ihrer Ruhe und dem Glücke ihres Landes zuträglich findet. Was überhaupt die österreichische Regierung charakterisiert, ist die Beharrlichkeit und Consequenz, mit welcher sie ihr System seit Jahrhunderten befolgt. Daher auch kein Sturm so leicht sie aus dem Gleichgewicht bringen, oder ihre Bahn verändern kann.

Die Course der österreichischen Staats-Papiere bilden den Barometer der politischen Atmosphäre. Ihr

Steigen und Fallen zeigt die Hoffnung des Friedens und die Furcht vor Krieg, die Siege und Niederlagen der liberalen und antiliberalen Parthei, auf's zuverlässigste an.

Eine hohe Stellung im europäischen Staaten-Bunde nimmt Preußen ein, nicht sowohl durch die Größe seiner Bevölkerung — obschon auch diese nicht unbedeutend ist, als vielmehr durch seine Militärmacht. Dieser verdankt es seine Entstehung und seine Erhaltung, daher es sie auch in Friedenszeiten zu vermehren und zu befestigen sucht. Ueber die Hälfte seiner Staats-Einkünfte verwendet es auf den Heeres-Stand. Viele wollen denselben unnatürlich groß finden; indessen so lange Preußen bei dieser Bevölkerung und diesem Gebiete das Gleichgewicht in Europa erhalten will, muß es an künstlichen Kräften ersezten, was ihm an natürlichen abgeht. Aber auch abgesehen von dem allgemeinen europäischen Standpunkte, erfordert die große Ausdehnung seines Gebietes eine bedeutende Truppenzahl. Ueber 400 Stunden dehnen sich seine Besitzungen, und erstrecken sich von der einen Seite bis nach Memel, von der andern bis nach Thionville. Was die innere Verwaltung betrifft, so ist solche vorzüglich. Künste und Wissenschaften werden beschützt und erhalten Aufmunterung. Die preußischen Hochschulen sind in einem blühenden Zustande. Die Stellen werden nach Leistungen und Verdienst, nach einer wohlgeordneten Stufensfolge verliehen. Alle Unterthanen sind vor dem Gesetze gleich, und alle tragen verhältnißmäßig zu den öffentlichen Lasten bei. Der dritte Stand ist längst von Erbunterwerfung und Trohnden befreit, und kann

auch den Grundzins ablösen. Ein großer Theil des brandenburgischen Adels leistete noch vor Kurzem auf seine Patrimonial-Gerichtsbarkeit Verzicht. Die Regierung zeigt sich überhaupt der Civilisation günstig. Die Verträge, die sie zur Erleichterung des Handelsverkehrs mit den kleinen deutschen Staaten geschlossen, sind ein lobblicher Beweis von Sorgfalt.

Das Versprechen einer volksthümlichen Verfassung, das in Zeiten der Noth gegeben wurde, ist in dem Geschenke der Provinzialstände nur dem Worte, nicht der That nach, erfüllt worden. Indessen läßt sich die Regierung deshalb einigermaßen entschuldigen, weil die vollständige Erfüllung des gegebenen Wortes nicht möglich war, denn wie soll ein Staat, der aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen, aus Wallonen, Franzosen, Rheinländern, Westphalen, Märkern, Schlesiern, Altpreußen, Polaken; aus Ländern von den verschiedensten Interessen, aus Nationen besteht, die auf sehr verschiedene Art erworben wurden, die einen durch Eroberung, andere durch Erbschaft u. s. w., — wie soll ein solcher Staat eine gleichförmige ständische Verfassung bekommen! Zudem besteht die Lebenskraft der preußischen Monarchie nur in einer militärisch geregelten Genauigkeit der ganzen Staatsmaschine, und diese würde durch eine ständische Verfassung nur verwickelter, und so auch an Energie verlieren. Auch kann man nicht sagen, daß der preußische Staat aller Garantien der bürgerlichen Freiheit ermangle; denn ein Volk, das ganz bewaffnet, und in Soldaten umgewandelt ist, kann in die Länge nicht ungestraft mißhandelt werden, weil es die Mittel der Mache in den Händen

den hat; und mit Recht konnte daher jener Preuße sagen: unsere Deputirtenkammer ist die Landwehr, unsere Pairie die Armee. Aber ein Punkt ist denn doch hies bei zu bemerken. Der preußische Staat gleicht durch die Militär-Organisation einem trefflich gearbeiteten Schwerdt. Alles ist auf diesen Zweck berechnet; der Bürger trägt sehr schwere Lasten, und muß sich die größten Unbequemlichkeit gefallen lassen, um des Kriegsstandes willen. Er that dies seither gutwillig, weil er einsah, daß nur auf diese Weise die erkünstelte Größe Preußens erhalten, daß nur auf diesem Wege mit der Zeit eine wahrhafte gegründet werden möge, daß also auch jener Zustand des Zwangs ein vorübergehender, kein bleibender sei. Soll nun dies geschehen, so wird vor Altem ein treffliches Haupt erforderl., das jenes gute Schwerdt gut führen kann; mit andern Worten, die Regierung muß eifersüchtig jede Gelegenheit benützen, um den Staat zu vergrößern, und ihm eine wahrhafte Existenz, statt jener Schein-Größe, zu verschaffen. Sollte aber die Regierung auf ihren Vorbeeren schlafen wollen, sollte sie die furchtbare Landes-Bewaffnung nur als ein Vergnügensspiel für den Herrscher behandeln, so dürfte der Zwang, ohne den das preußische Militärsystem nicht möglich ist, bald uns erträglich werden. Und wirklich will es uns bedenken, daß die preußische Regierung ihre wahre Stellung seit einigen Jahren aus den Augen verliert, und wieder in die alten Sünden zurückversäßt. Der Adel greift gewaltig um sich; der Bürgerstand, der allein im Jahre 1813 die Monarchie gerettet hat, ist aus der Garde vertrieben, und lebhaftin wurde es als ein hoher Bes-

weis von Freisinnigkeit in Berichten aus Berlin ange-
rechnet, daß ein Bürgerlicher Minister geworden sey.
Als ob sie denn doch eigentlich zu solchen Stellen kein
Recht hätten!! Feile Schriftsteller, wie Ancillon,
suchten die Vorzüge des Adels selbst auf wissenschaftliche
Weise darzuthun, und geduldige Philosophen aus der
Berliner Universität braucht man dazu, um das Be-
stehende mit einem Schwall von logischem Unsinn zu
preisen und Neuerungen zu verdammen. Ueberhaupt
ist ein Symptom in dem preußischen Staatsleben sehr
bedenklich. Das öffentliche Leben in jedem gesunden
Lande gibt sich durch eine gewisse Opposition der Par-
theien, durch einen Kampf im Innern kund, der neben
der allgemeinen Sicherheit und der Kraft des Gesetzes
sehr gut bestehen kann; in Preußen ist es anders. Alle
öffentlichen Berichte, z. B. in der allgemeinen Zeitun-
g oder in den eigenen Journalen des Landes, die Staats-
schriften, selbst die Bücher, die in Preußen über die ei-
genen Angelegenheiten des Vaterlandes erscheinen, sind
voll der gränzenlosesten Bewunderung der Grundsätze
ihrer Regierung, und strömen von eitler Schmeichelei
über. Was soll man dazu sagen? Kein Mensch wird
so einfältig seyn, um zu glauben, daß in Preußen al-
lein keine Unterdrückung durch Beamte, kein Mangel
irgend einer Art stattfinde. Wenn dies nun wahr ist,
und es ist gewiß wahr, so läßt sich jener Geist der
Schmeichelei und Selbst-Bergötterung des Staates nicht
anders erklären, als durch die Voraussetzung, daß bei
dem Bürger des Staates die Ueberzeugung herrsche,
daß man nur durch jene Lobsprüche steige, und im
Gegentheil durch Freimuth schlimmen Dauf davon trage.

R u s s l a n d.

Rußland ist die größte europäische Macht. Ueber fünfzig Millionen Seelen gehorchen hier dem Wort eines Einzigen, der alle bürgerliche, militärische, politische und religiöse Gewalt in sich vereinigt, und dessen Wille höchstes Gesetz ist. Der Reichsrath, der Senat, die Synode sind in Russland nur dem Willen des Selbstbeherrschers unbedingt unterworfsene Körper, und die größere Masse seiner Völker stimmt in dem Glauben überein, daß der Kaiser ihnen Stellvertreter Gottes auf Erden sey. Um von diesem kolossalen Staate eine richtige Vorstellung zu bekommen, müssen wir seine Bestandtheile einzeln betrachten.

Den Kern bildet eine Masse von beinahe vierzig Millionen leibeigener Bauern; denn ob schon die persönliche Knechtshaft durch Urfasen abgeschafft wurde, so erhält sie sich dennoch aus Gewohnheit und aus Unwissenheit. Diese machen kein Bewegungsglied in der Politik aus, sondern sind ein blindes Werkzeug in der Hand des Adels und des Herrschers; das reiche Magazin für die Armeen und den Landbau. Sie stehen unter der willkürlichen Gewalt ihrer Gebieter, der Adeligen, die sie als Rekruten abgeben, oder zu einem Handwerke gebrauchen können. Sie machen ihre Herren stark, haben aber für sich durchaus keine Kraft. An die Scholle gebunden, können sie weder das Gut, an dem sie hängen, verlassen, noch für eigene Rechnung arbeiten, noch Handel treiben; ja nicht einmal betteln, ohne Erlaubniß des Gutsherrn. Auch fehlt es ihnen durchaus an Unterricht und Kenntnissen, daher sie auch

dem Staate nicht so leicht gefährlich werden können. Die Krone besitzt übrigens sechs bis sieben Millionen männlicher Leibeigenen, der Adel den Ueberrest.

An diese Classe schließt sich der Bürgerstand an, der aber ebenfalls noch in halber Sklaverei lebt. Dieser Stand enthält drei abgesonderte Elemente. In den vornehmsten Städten gibt es eine Classe von Bürgern und Kaufleuten, die nach dem Betrage ihres Vermögens eingetheilt sind; sie wohnen beisammen, genießen aber keine besondere Privilegien; das Kopfgeld, der Militärdienst, die Notwendigkeit, den Namen eines Edelmannes zu leihen, wenn sie Güter oder Leibeigene besitzen wollen, erhalten sie in der Abhängigkeit. Den zweiten Bestandtheil dieser Classe bilden die freien Bauern auf dem Lande, die entweder von ihren Herren die Freiheit erhalten, oder den Militärdienst überstanden haben; denn jeder Soldat hört auf, leibeigen zu seyn; aber ihre geringe Anzahl in den Ortschaften, ihre beschränkte Lage und ihre Unwissenheit verhindern bei ihnen die Entwicklung der Wohlthaten der Freiheit. Endlich gibt es einige Völkerstämme, die ehemals unabhängig waren, und bei ihrer Unterwerfung unter den russischen Scepter einen Schatten von Freiheit sich erschielten. So die Zaporoger-Kosaken an den Ufern des Dnieper, in Klein-Rußland, in der Ukraine und Podolien. In dem Zustande vollkommener Freiheit wählten sie ihre eigenen Oberhäupter, und bauten das Land in Gemeinschaft. Peter I. unterdrückte sie zuerst, um sie dafür zu strafen, daß sie Carl XII. wider ihn beigestanden. Catharina II. unterwarf sie hierauf völlig, nahm ihnen das Recht, ihre Häupter zu wählen,

und setzte denselben Edelleute vor. Trotz diesen strengen Maßregeln wußte eine große Anzahl dieser Kosaken einen Schein von Unabhängigkeit zu behaupten.

Die eigentlichen Bewegungs-Glieder des russischen Reiches bildet der Adel und die Armee. Die Adeligen, ehemalige Knesen und Bojaren, waren im Besitz ansehnlicher politischer Vorrechte. Sie nahmen Theil an den öffentlichen Angelegenheiten, wählten Czaare und bildeten kleine, sehr stürmische Republiken. Auf den Trümmern ihrer Macht erbaute sich nach und nach der Absolutismus der russischen Kaiser seinen Thron. Peter I. war es vorzüglich, der ihnen ihre politischen Vorrechte entriß, und ihnen nichts ließ, als den Besitz ihrer Güter und ihrer Sklaven; zugleich aber eröffnete er ihnen die Bahn der Anstellung in der Verwaltung und in der Armee. Die großen Familien nahmen Platz in dem Senate, der in Moskau und in Petersburg die Uksen einregistriert, und Recht spricht, sich aber keineswegs in die Regierung mischt. In jeder Provinz, die wieder in Kreise eingetheilt ist, gibt es außer den Gouverneuren und Kreis-Hauptleuten, die vom Kaiser ernannt werden, eine gewisse Anzahl Stellen, die der Adel besetzt. In jedem Districte hat der Adel seinen Marschall, seinen Richter und seine verschiedenen Beamten.

Einsluß auf die Regierung übt der Adel nur in so fern, als er Inhaber aller Grade in der Armee ist, die an die Stelle seiner früheren politischen Vorrechte gekommen sind. Die Rang-Ordnung und Stellen im Civil werden nach diesen Graden geschäzt, so daß, von

politischen Standpunkt aus betrachtet, die Armee die eigentliche Nation bildet, so wie sie auch der Mittelpunkt der Meinung geworden ist, welche das Reich regiert. Sollten daher je politische Bürgschaften in diesem Lande entstehen, so müßten sie nothwendig aus der Armee hervorgehen.

Auch ist es in Russland der Adel allein, welcher Bildung und Kenntnisse besitzt. Stetes Reisen, natürliche Gewandtheit des Geistes und Geschicklichkeit, Alles zu lernen; haben in vielfacher Rücksicht die russischen Edelleute auf eine Stufe der Bildung emporgehoben, auf welcher sie den Aufgeklärten der civilisierten Nationen nicht nachstehen. Ihre Anstrengungen in den Jahren 1812 und 1813 zur Rettung des Vaterlandes, ihre Verbindung mit andern Völkern, in einem Augenblicke wo diese sich bemühten, ihre Freiheiten durch constitutionelle Bürgschaften zu sichern, und noch viele andere Ursachen mußten den Geist des russischen Adels aufregen, sie auf ihren Zustand aufmerksam machen, und den Wunsch einflößen, dem Despotismus, der sie beherrscht, gesetzliche Schranken zu setzen.

Aus diesem Gesichtspunkte hat man sich die Verschwörung zu erklären, die bei dem Tode des Kaisers Alexander ausbrach. Trotz der Dunkelheit, welche über dieser ganzen Begebenheit schwebt, weiß man doch, daß, während Alexander seine Politik und seine Armee gebrauchte, um die Wünsche der Franzosen, Spanier und Italiener für die constitutionelle Freiheit zu unterdrücken, im ganzen Umfange seines eigenen Reiches sich geheime Gesellschaften — unter den verschies-

denen Namen: der öffentlichen Wohlfahrt, der vereinten Slaven, des südlichen und des nördlichen Bundes, — bildeten, die alle denselben Zweck hatten: eine politische Reform des Staates, eine Beschränkung der absoluten Gewalt des Kaisers einzuführen. Die Kämpfe, die in Petersburg geliefert wurden, das Blut, das auf den Stufen des Thrones floß, bezeugen die Stärke und die Entschlossenheit der Verschworenen. Der Prozeß selbst hat gezeigt, daß unter ihnen die angesehensten Namen sich befanden, und ein großer Theil der Armee daran Theil genommen hatte. Obgleich nun die Unternehmung gescheitert ist, so zeigte sie doch, daß die Verfassung Russlands in so fern einmal eine Veränderung erfahren dürfte, daß sie dem Adel und der Armee hinreichende Garantien zusichern muß; allein die Verhältnisse des Volkes zur Regierung würden durch ein solches Ereigniß, wenn es auch eintritt, in Nichts modifizirt werden.

Bedenkt man nun die materielle Macht dieses Staats, der auch in Friedenszeiten eine Armee von mehr als einer halben Million Streitern unter den Waffen erhält, die durch die Leichtigkeit, Rekruten aus der duldsamen Masse der Leibeigenen auszuheben, in kurzer Zeit auf's Doppelte gebracht werden kann; bedenkt man, daß seit mehreren Jahren die Krongüter größtentheils in Militär-Colonien verwandelt wurden, wo die Kinder der Leibeigenen der elterlichen und bürgerlichen Aufsicht entzogen, an die Befehle der Militär-Häupter gewöhnt, in der Disciplin und in Manövern geübt, von Kindesbeinen an Soldaten werden, um eine Furcht

erregende kriegerische Masse bilden; bedenkt man ferner, daß zu allem diesem noch die höchste Bildung im Cabinette kommt, also bei dem tauglichsten Werkzeuge noch der geschickteste Meister, der es handhabt: so kann man nicht läugnen, daß den übrigen Staaten Europa's von Seite Russland's Gefahr drohe. Polen ist bereits verschlungen, die Türkei liegt in ihren letzten Zügen, und daß diese Militärmacht hierbei stehen bleiben wird, ist zu bezweifeln.

Indessen zeigt der Friede von Adrianopel, daß das Cabinet von St. Petersburg noch nicht aufgehört hat, auf die Stimme der gesammten europäischen Großmächte zu hören, und daß diese nur unter sich einig zu seyn brauchen, um den nordischen Koloss in seinen Schranken zu erhalten; denn aus keinem andern Grunde lassen sich die milden Friedens-Bedingungen erklären, welche Russland der Pforte auferlegte, nachdem seine Heere nur noch zwei Tagmarsche von Constantinopel entfernt waren, wenn man nicht annimmt, daß es den entschiedenen Willen der Mächte, die Türkei zu erhalten, respectirte, und das Wagniß eines europäischen Krieges nicht bestehen wollte.

Was diesen Frieden selbst betrifft, so steht er in der That einzige in den Annalen der europäischen Geschichte da. Dein der Sieger gab nicht nur dem auf's Neuerste gebrachten Feinde alle in Asien und Europa gemachten Eroberungen zurück, sondern selbst die Moldau und Wallachei, an deren Vereinigung mit Russland kein Mensch gezweifelt, wurde unter türkische Oberhoheit zurückgegeben. Nur einen kleinen Strich längs der kaukasischen Gränze, die Stadt Alhalzik und

das Fort Akhalkalaki nebst einigen andern kleinen Festungen enthaltend, bedingte sich Russland, um seine Grenzländer gegen Einfälle der dortigen Raubhorden zu schützen. Ferner verlangte der Kaiser Handels-Freiheit im türkischen Reiche zu Land und See für alle seine Unterthauen, und die freie Durchfahrt der Handels-Schiffe aller mit der Pforte in Friede stehenden Nationen, so wie solches schon im Frieden von Akers man gewährt worden war. Die Summe von 1,500,000 Ducaten als Vergütung vor dem russischen Unterhant zugesagten Beschädigungen und eine weitere Summe von 10,000,000 Ducaten als Ersatz der Kriegs-Kosten, wurde ebenfalls von dem Sieger verlangt, und von der Pforte bewilligt. Die Räumang des türkischen Gebietes von russischen Truppen geschieht in bestimmten Terminten, innerhalb welcher die Zahlungs-Leistungen erfolgen müssen. Als Bürgschaft für die Beobachtung des Haupt-Artikels, der Handels-Freiheit, nimmt der Kaiser die wörtliche Zusicherung der Pforte an, „daß sie nie und unter keinerlei Vorwand der Handels-Freiheit ein Hinderniß in den Weg legen werde. Sollte sie dieses dennoch thun, so wird dem Kaiser das Recht zugesprochen, solche Verletzung als eine Art von Feindseligkeit zu betrachten, und unmittelbar Repressalien gegen das ottomanische Reich auszuüben.“

Dieser Friedens-Vertrag veranlaßte, als er bekannt wurde, die verschiedenartigsten Urtheile. Nachdem man lange genug die Großmuth des Kaisers gepriesen hatte, der, treu seinem früher gegebenen Worte, keine Erbitterungen machen zu wollen, auch sich von dem glänzendsten Wassenglücke nicht hätte versöhnen lassen, suchte

man auch noch andere Gründe dieser seltsamen Mäßigung. Und da erklärten sie Einige aus den geheimen Wunden, die Russland empfangen, aus großen, nicht eingestandenen Verlusten durch Feindeshand und Pest. Andere aus seiner weit in Feindesland vorgeschobenen, gefährlichen Stellung u. s. w. Wir aber glauben, wie wir bereits oben angedeutet, daß die Drohung Englands, Frankreichs und Österreichs mit einem allgemeinen Kriege hinreichte, Russland zum Frieden unter diesen Bedingungen zu bewegen.

Dem sey nun, wie ihm wolle, die Liberalen, und besonders die Ultra's dieser Partei, bezeugten keine Freude über diesen Frieden, der so wenig ihren Erwartungen entsprach. Sie haben nicht nur von diesem Kriege die vollständige Lösung der griechischen Frage, die völlige Unabhängigkeit Griechenlands erwartet, sondern auch sich der Hoffnung hingegeben, daß die türkische Macht in Europa vernichtet, an deren Stelle ein Reich europäischer Civilisation errichtet würde. Wer sollte sie auch wegen dieser Hoffnung tadeln! Gewiß ist, daß der Frieden von Adrianopel ein Stück von jener europäischen Tages-Politik ist, die nur für den nächsten Augenblick sorgt. Denn die Pforte ist durch denselben zwar für die nächsten paar Jahre gerettet, aber unaufhaltlich geht dieses barbarische Reich seiner Auflösung entgegen, welche Sultan Mahmut durch seine gewaltsamen Reformen nicht aufhalten wird; denn mit dem nächsten Thronwechsel sind sie, wie so viele anderen Verbesserungen, die man bei Mahomedauern versuchte, vorüber. Die Russen könnten diesmal verzichten; sie dachten, was heute nicht, kommt doch morgen. Denn

der erste Soldat, der den russischen Thron erbt, oder besteigt, wird die Pforte über den Haufen werfen.

Diesem höchst wahrscheinlichen Erfolge konnte man im Jahre 1829 besser als zu irgend einer andern Zeit vorbeugen, wenn die großen Mächte mit Russland auf eine kluge Weise bei dem Kriege gemeinschaftliche Sache gemacht, und im Frieden die eroberte Türkei zusammen Griechenland einem neuen christlichen Regenten übergeben hätten. Denn wenn Russland auch diese letztere nicht gewollt hätte, so hatten die andern Mächte Gewalt genug, um die Russen zu dieser billigen Forderung zu zwingen.

G r i e c h e n l a n d.

In den Friedensvertrag von Adrianopel wurde der Beschuß vom 6. Juli 1827, so wie das Protokoll vom 22. März 1829 mit aufgenommen, nach welchen Actenstücken den Griechen nach fast zehnjährigem Kampfe endlich — nicht Freiheit und Selbstständigkeit — sondern ein Mittelzustand zwischen Nationalität und Sklaverei gewährt wurde. Griechenland sollte einen eigenen Staat in monarchischer Form bilden, der Pforte aber die Oberlehensherrschaft zukommen, und ein jährlicher Tribut, so wie eine demselben gleiche Abgabe bei jedem Thronwechsel in Griechenland das Andenken an das türkische Herrscherrecht erhalten. Dadurch glaubte man das Legitimitäts-Princip gerettet, das zu verlegen man eine heilige Schen trug. Ueber die Form ihres Staatslebens, die Wahl ihres Oberhauptes, die Ausdehnung ih-

rer Gränzen, die Beschaffenheit ihres bürgerlichen und politischen Zustandes, haben die Großmächte in Ueber-einstimmung mit der Pforte zu entscheiden. Allein bald änderten das englische und französische Cabinet ihre Ansichten in Beziehung auf die politische Zukunft des neuen Staates. Erstes aus schon oben angegebenen Gründen; letzteres theils aus Gefälligkeit gegen England, theils aus Furcht, die französische Nation möchte Reschenschaft über die Expedition nach Morea, über die Subsidien u. s. w. fordern, wobei das Ministerium als Resultat der bisherigen Politik nichts weiter hätte vorlegen können, als die Errichtung einer Art Hofs-podarschaft in Griechenland. Daher kam Fürst Polignac mit dem brittischen Cabinet überein, der lange gefürchteten Rezerei griechischer Unabhängigkeit zu huldigen, und Herzog von Laval-Montmorency erhielt Instruction, auf diese Grundlage hin zu handeln. Nun erhoben sich große Schwierigkeiten wegen der Gränzen des jungen Staates. Die im Protocoll vom 22. März 1829 provisorisch ausgedrückte Begrenzung nördlich von den beiden Meerbusen von Volo und Arta, war auf die Voraussetzung türkischen Tributs und türkischer Oberhoheit gegründet gewesen. Da man diese beiden schimpflichen Bedingungen aufhob, so forderte die Pforte dafür Ersatz durch eine Beschränkung der Gränzen. Nach vielen Discussionen entschieden die politischen Geometren Griechenlands, daß die Gränzen der griechischen Unabhängigkeit eingeeinigt, und der neue Staat keinen Theil von Thessalien und Akarnanien inne haben soll. Statt der früheren Bestimmung soll die neue Gränzlinie nordöstlich beim Meerbusen von Zei-

tuni anfangen, und nordöstlich von Brachori in der Richtung des Achelous oder Aspropotamos. fortlaufen, und sich durch den Thalweg dieses Flusses ziehen, bis er an der nördlichen Seite des Meerbusens von Patras, bei Cap Scrapha, westlich von Missolunghi, in die See fällt. Die Türken blieben demnach im Besitz der ganzen Provinz Akarnanien, eines großen, ebenen und fruchtbaren Strichs westlich der Stadt Bonizza, und eines ausgedehnten fruchtbaren Strichs Landes, Santa Maura, Ithaka und Zephalonia gegenüber. Anfangs fürchtete man, daß die Insel Eubba, oder Negroponte, gleichfalls als Opfer für die erweiterte Unabhängigkeit Griechenlands fallen, und der Türkei verbleiben würde. Fürst Polignac wollte dieses auch haben, und gab dafür folgenden Grund an: Die Insurrection auf derselben sei zwar im Jahre 1821 ausgebrochen, im Jahre 1824 aber völlig unterdrückt gewesen; die ganze Insel gehörte nunmehr der Herrschaft des Sultans, und die dortige türkische Bevölkerung stehe zu der griechischen in einem größern Verhältnisse, als auf dem Festlande, da erstere auf Eubba sich wie eins zu sechs, in Rumelien dagegen wie eins zu zehn verhalte. Indessen zeigte sich bald, daß man das Schicksal Negroponte's nicht von dem des Festlandes trennen könnte, ohne daß zwischen der Bevölkerung beider Küstenstriche Collisionen entstünden, und die Insel sollte dem neuen Staate einverleibt werden. Das vom türkischen Joch losgerissene Griechenland zählt zwischen sieben bis achtmal hundert tausend Seelen.

Was die Regierungsform betrifft, so wurde von den Großmächten entschieden, daß sie so viel möglich

monarchisch, und die Souveränität erblich in der Familie des erwählten Fürsten seyn soll. Bei der Wahl des Oberhauptes überließ Russland seine Stimme an Frankreich, und dieses übte, wie oben bemerkt worden, seine Machtvollkommenheit in Uebereinstimmung mit England zu Gunsten des Prinzen Leopold von Coburg aus.

Was die inneren Verhältnisse Griechenlands betrifft, so verdankt es der Leitung seines großen Bürgers Capo d'Istria große Wohlthaten. Bei seiner Ankunft im Jahre 1827 fand er ein Chaos, Unordnung und Elend. Es gelang ihm, die Seeräuberei gänzlich auszurotten, und der Pest, welche völlige Vernichtung der Bevölkerung drohte, Einhalt zu thun. Die Einkünfte, welche vor der Ankunft des Präsidenten entweder ganz aufgehobt hatten, oder verschleudert worden waren, wurden von ihm geregelt, und im Jahre 1829 lieferte das verheerte Griechenland ein Einkommen von fünf Millionen Franken, mit aller Wahrscheinlichkeit einer fortschreitenden Zunahme. Den öffentlichen Unterricht, der nach sechs Jahren Ermordungen und Elend ganz in Verfall gerathen war, suchte er wiederherzustellen, und jetzt besteht in jedem größeren Dorfe eine Schule des gegenseitigen Unterrichts; die einzige kleine Insel Aegina enthält zweihundzwanzig Elementarschulen, eine Normalschule und eine große Waisenanstalt. Allenthalben führt Capo d'Istria Unterricht aus, und in einem Jahrzehndt dürfte Griechenland eine umfassende Erndte der Civilisation darbieten. Die regelmäßigen Truppen, deren Organisation von dem Obersten Gabvier begonnen wurde, belaufen sich gegenwärtig auf fünftausend Mann, die wohl disciplinirt, und von

erschienenen Officieren befchligt sind. Die undisciplinirten Numelioten, deren Zahl 14,000 betrug, haben sich durch allmählige und regelmäßige Vorlehrungen auf 8000 vermindert, die keine Unordnung mehr bei den Griechen; und selbst nicht mehr bei den Türken begiehen. Dadurch ward die Ruhe wieder hergestellt, und die Einfälle der beiden Völker hörten auf. Im Jahre 1827 waren noch die meisten Dörfer zerstört, und das Land nährte seine Bewohner nicht mehr. Nach und nach erhoben sich die Wohnungen wieder, und ein grosser Theil der Ländereien ist jetzt wieder angebaut. Von der Erndte im Jahre 1830 hoffte man, daß sie zum Unterhalte aller Einwohnerzureichen werde. Alles dieses geschah unter einer provisorischen Regierung, mit unzureichenden Mitteln, unter intriganten und feindseligen Umgebungen.

Welch ein Abstand zwischen den Verdiensten Capo d'Istria's und dem Verfahren der grossen Mächte, welche bei allen jenen Verhandlungen nicht die geringste Rücksicht auf die eigene Meinung der Nation nahmen! Das Volk, das um seine Freiheit einen fast zehnjährigen Kampf auf Leben und Tod bestanden, schon vier Congresse zur Festhaltung seiner Institutionen gehalten, das endlich seit den letzten Jahren unter der Leitung des Präsidenten eine Regierung besaß, welche die verbündeten Mächte sogar durch die Missionen ihrer diplomatischen Agenten auserkannt hatten, durfte nicht als ein Haufe Pöbelns angesehen werden, der unsäglich gewesen wäre, über einen wichtigen Punkt einen Beschlüß zu fassen. Der Präsident selbst wurde von den Berathungen ausgeschlossen, weil dessen Gegenwart

(so hieß es) die Harmonie unter den Alliierten hätte föhren können. So wurden seine Aufopferungen und seine Verdienste belohnt.

Es war vorauszusehen, daß die Entscheidungen der Großmächte bei den Griechen keine sonderliche Freude erregen würden. Die Grenzbestimmungen ließen auf keinen dauerhaften Frieden zwischen den Griechen und Türken rechnen, und man sah weder die Unabhängigkeit, noch die innere Ruhe und Ordnung gesichert. Ueberdies waren Mährenien und Thessalien die Provinzen, die den thätigsten Anteil am Befreiungskriege genommen hatten, und aus welchen die Regierung ihre meisten Mekruten zog. Diese Umstände waren es auch vorzüglich, welche den Prinzen Leopold bewogen, auf den Thron von Griechenland Verzicht zu leisten. Bald darauf traten die Ereignisse ein, welche die Aufmerksamkeit der europäischen Cabinets anderswohin lenkten, und ihre Thätigkeit so in Anspruch nahmen, daß Griechenland als eine Nebensache betrachtet wurde. Und so ist das Schicksal des Staates zur Zeit noch unentschieden.

Wir beschließen hiermit die Schilderung der einzelnen Staaten Europa's im Anfang des verhängnisvollen Jahres 1830, um unsern Blick auf das Ganze zu werfen. Der jetzige Stand der civilisierten Welt hat in manigfachen Rücksichten eine treffende Aehnlichkeit mit der Zeit der Kirchen-Reformation. Zwei Erbstücke der Barbarei hat die neue Geschichte, die mit der Erfindung der Presse, dieser erhabenen Veränderin des Rechts und der Wahrheit, und mit dem Aufleben der Wissenschaften beginnt, aus dem Mittel-

alter herübergebracht, die gleichwenig, mit einem bessern Zustande der Dinge verträglich sind, das Päblichkeit, und die Feudal-Herrschaft. Jenes Institut hielt die Geister in Fesseln, und verkaufte einen thörichten Über-glauben als Willen Gottes; dieses machte alle Gewalt, Herrschaft, Ehren, jegliche Auszeichnung, kurz alles, was dem Leben der Menschen Glanz und Würde verleiht; zum ausschließlichen Eigenthum der Geburt, d. h. des Zufalls, und das Talent, die Tugend, welchen beiden Kräften nach den ewigen Gesetzen der Natur der Vor-rang gebührt, waren zu thatlosem Stillschweigen ver-dammt, wenn sie nicht das Glück hatten, aus dem Schoose einer privilegirten Mutter geboren zu seyn. Sobald die Ungerechtigkeit dieser beiden Ueberbleibsel einer untergehenden Barbarei zum klaren Bewußtseyn kamen, mußte auch der Kampf beginnen; deau der Mensch trägt tief empfundenes Unrecht nicht lange, so bald er die Macht hat, es abzuwehren. Aber zuerst kam die Reihe an die geistliche Gewalt, weil dieselbe durch die unerhörte Tyrannie der Päbste unerträglich geworden war. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatte der Kampf begonnen; die ersten Vorkämpfer mußten das Wagniß mit dem Leben büßen; aber der Glaube an das Priesterrecht wich allmählig bei den höheren Ständen in Italien, Frankreich und Deutschland. Es wäre die Pflicht und das Interesse der Ge-walthaber gewesen, den ersten entscheidenden Schritt zu thun, und den Forderungen des Zeitgeistes entgegen zu kommen. Aber die großen Herrscher, wie Kaiser Karl V. sahen eine Tyrannie nicht ungern, die nur das Volk, nicht sie bedrängte. So kam die Kelle der

Verbesserung in die Hände des Volkes, oder vielmehr des Mittelstandes, der nicht reich genug, um übermuthig zu seyn, nicht arm genug, um keine billige Ansprüche zu machen, in allen Staaten die Stütze der Gerechtigkeit und der Vernunft ist. Denn diesem Stande gehörte Luther und die übrigen Helden des sechszehnten Jahrhunderts an. Die Reformation brach aus: mit Zufriedenheit von dem Volke in Deutschland und Frankreich aufgenommen, von den Gewaltigen bekämpft, weil sie dieselbe als eine demokratische Bewegung hielten, erstarke sie in kurzer Zeit in solchem Maße, daß sie sich mit den Waffen Anerkennung erzwingen konnte. Aber der Haß war nur augenblicklich unterdrückt, und die beiden Parteien, von welchen die eine Freiheit des Gewissens, die andere den alten Zustand, die Legitimität der Pfaffen-Gewalt vertheidigte, standen sich voll Misstrauen gegenüber. Es kam zu einem zweiten Ausbrüche. Ein schrecklicher Krieg, dessen Andenken noch heute jeden Patrioten mit bitterem Zingrimm erfüllt, verheerte mit unerbittlicher Wut das Vaterland, bis der Übermuth derer, welche auf den öffentlichen Ruin, und die allgemeine Verfinsternung der Geister, die verhaftete aller Tyrannen gründen wollten, aus Mangel an Kraft erlahmte. Der westphälische Friede sicherte freilich erst, nachdem Deutschland zur Wüste geworden, der protestantischen Partei den Genuss aller staatsbürgerlichen Rechte. Die Reformation hatte also gesiegt, weil ihr Untergang, der bezeichnet worden war, nicht eingetreten ist; aber nicht bloß darum, sie hat weit vollständiger gesiegt, weil ihre Grundsätze geschützt und vertheidigt,

durch die Gewalt, welche Alles überwindet, durch Vernunft und Recht in den Staaten derjenigen, die früher ihre wütendsten Gegner waren, bereitwilligen Eingang fauden. Denn 100 Jahre und etwas darüber nach dem Frieden zu Münster und Osnabrück wurden in derselben Monarchie, wo früher die Protestanten mit Hunden in die Messe gehebelt worden waren, Ältester aufgehoben, der Gewissenszwang gelöst, und wenn die weltliche Macht der Kirche nicht ganz vernichtet wurde, so lag dies wenigstens nicht in der Absicht jenes erhabenen Fürsten, sondern in der örtlichen Unmöglichkeit einer schnellen und gründlichen Ausführung. In Frankreich, wo man die Hugenotten zu Tausenden gemordet, durch Dragonaden entehrt, vertrieben, gieng dies ebenso, auch hier triumphirte bald die Gewissens-Freiheit über den alten Wahns; noch mehr, man kann geradezu behaupten, je mehr ein Staat sich den Grundsätzen der Reformation annäherte, desto mächtiger ist er geworden, je mehr er vom alten beibehielt, desto mehr Keime des Verderbens trägt er in seinem Innern. Darum auch Spanien und Portugal, welche beiden Staaten sich am hartnäckigsten den Verbesserungen widersetzten, und am treusten die Legitimität der Priester-Gewalt, welche durch tausendjährigen Missbrauch geheiligt war, festhielten, jetzt zu einer kläglichen Unmacht herabgesunken sind. Was folgt hieraus? Eine erhabene und große, für viele aber auch niederschmeiernde Wahrheit, daß es selbst für die gewaltigsten Tyrannen unmöglich ist, die Ueberzeugung des Bessern, wenn sie einmal die Völker durchdrungen, auszurotten, daß der stärkste menschliche Wille zu schwach ist, daß

Schicksal, dessen lebendiges Uhrwerk eben jene Ansichten sind, zu meistern; es folgt aber auch weiter daraus, daß diejenigen, welche gegen die Reformation ankämpften, ohne ihren eigentlichen Plan auszuführen, dennoch den Frühling einer bessern Zeit um zwei Jahrhunderte zurückgedrängt, und daß sie durch diese That den Fluch aller denkenden und guten Menschen auf sich geladen haben. Nun weiter: Die Zwillingsschwester dieses Pfaffenthums ist die Feudal-Herrschaft. Nachdem die Riesenkraft der europäischen Civilisation den ersten Feind niedergerungen, fiel sie über den zweiten her. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat auf dem Continente dieser Kampf begonnen; mit dem Jahre 1789 ist er zu einem wilden Ausbruche gekommen. Die Sachen standen damals ungefähr so. Der Leibeigene bebaute den Acker, dessen Früchte ihm nie zu Theil wurden, der Bürger bezahlte die Steuern, von denen nichts auf ihn zurückkam, beide zusammen führten die Kriege der Fürsten, deren Ruhm und Ehre ihnen nie zufiel, beide trugen alle Lasten des Staats, von dem sie nur die allgemeinsten Vortheile, wie Lust und Licht genossen, für beide zusammen gab es damals kein Vaterland, als so weit man ohne Genuss politischer Rechte, die Scholle, auf der man lebt, so nennen mag. Dagegen wer tafelte mit den Fürsten im goldenen Zimmer? der Adel! wer saß in seinem Rath, und entschied über Wohl und Wehe der Lautsende? der Adel. Wer nahm Theil an den Schäzen, die von dem Volke erhoben wurden; wer führte die Soldaten, die man mit Gewalt ausgehoben, oder in aller Welt zusammengeraubt hatte? wiederum der Adel.

Und um welcher Gründe willen wurden damals Kriege geführt, wurde das Wohl der Völker dabei berücksichtigt? In hundert Fällen kaum einmal. Freilich war es seit Jahrhunderten so gegangen, und der Adel hatte durch eine uralte Verjährung ein treffliches Recht zu diesen Vorzügen. Aber seit dem westphälischen Frieden hatte sich die Lage der Dinge gewaltig geändert. Ein dritter Stand war erst recht aufgekommen, und hatte durch Industrie und Handel Reichthümer erworben, er hatte durch Fleiß und Anstrengung im Gebiete der Wissenschaften ausschließliches Eigenthum errungen, und die größten Eroberungen gemacht. In dieser Classe war durch ihren Wohlstand das Gefühl der Würde erwacht. Bildung gab ihr Ansprüche auf Bedeutung im Staate. Wie sollte dieselbe ferner zur Knechtschaft verdammt seyn, während die große Masse der Bevölkerten, statt alles politischen Gewichtes, nur verfallene und verschuldete Schuldner, statt Verdienste einen wurmstichigen Adels-Brief aufzuweisen hatten. Dieser Zustand konnte nicht länger bestehen. Eine zweite Reformation nahte heran, allgemeiner und wichtiger als die erste, weil sie lauter sichtbare, handgreifliche, von jedem, auch den rohsten Menschen, unendlich geschätzte Rechte betraf, während die erste, oft um bloße Schatten stritt, wozu wir alle rein theologische Streitigkeiten rechnen. Der Aufang wurde in Deutschland gemacht; denn es glänzten damals auf den Thronen Germaniens zwei große Fürsten, Friedrich von Preußen, der als Freund strenger Gerechtigkeit Einiges für die Feststellung der Volksrechte gegenüber von dem Druck des Adels that, aber leider sonst in dem politischen Überglauen der

früheren Jahrhunderte gefangen war. Dagegen wollte der gute, edle Kaiser Joseph das Uebel bei der Wurzel angreifen, er wollte das Band des Sklaven, der die Erde bebaute, löschen, die Vorrechte des Adels vernichten, und alle seine Unterthauen mit gleichen Rechten um den Thron versammeln, und wenn ihm dieser hochherzige Plan nicht gelang, so war theilweise der Mangel an tüchtigen Rathgebern, die in einem Lande, wo die Freiheit seit Jahrhunderten verbannt ist, schwer zu finden sind, hauptsächlich aber jenes Pfaffen-Volk, welches, seine Vorgänger mit solcher Wuth geschützt, an diesem unglücklichen Ers folge Schuld. Dennoch hat der edle Fürst, dessen Name für alle Zeiten gesegnet seyn, so lange er lebte, seinem Volke das schönste aller politischen Rechte, die Freiheit der Presse, bewahrt. Die große Frage ist indeß auf einem andern Boden entschieden worden, in Frankreich; weil dort der Druck des Feudal-Systems unerträglich geworden, und weil in diesem schönen Königreiche die mächtigste Waffe des dritten Standes, das Licht und die Bildung, durch eine Reihe, großer und vielgelesener Schriftsteller seit langer Zeit für den großen Kampf zubereitet war. Die Geschichte der französischen Revolution ist unsren Lesern bekannt, sie gehört nicht höher. Ihre Grundsätze und Absichten sind auf's bitterste verläumdet worden; man warf ihr vor, daß sie Thron und Altar umstürzen wolle. Dies ist nicht wahr. Ludwig XVI. ist nur darum untergegangen, weil er nicht den Verstand oder die Kraft besaß, sein Interesse, von den ungeheuren Missbräuchen der Adels- und Priester-Gewalt, die schlechterdings nimmer bestehen könnten, zu-

rennen; hätte er, statt sich mit der servilen Partei fortwährend gegen die errungenen Freiheiten der Nation zu verschwören, dieselben aufrichtig beschützt, so würde er nicht auf der Guillotine geendigt, sondern glorreich fortregiert haben. Den deutlichsten Beweis, daß die Revolution die Throne an sich durchaus nicht gefährdet, sondern dieselben nur auf eine naturgemäßere Grundlage bauen will, liefert die neuere Zeit. Es sind wenige Monate, seit Carl X., weil er nichts gelernt und nichts vergessen hat, durch einen unglaublich schneller Umschwung der Dinge vom Throne steigen mußte. Dies geschah in dem neuen Frankreich, in einem Lande, wo seit fünfzehn Jahren mit geringen Ausnahmen die unbeschränkteste Presß-Freiheit herrschte; wo also auch jede politische Theorie, und namentlich die republikanische Schwärzmerei, auf die leichteste Weise Anhänger werben konnte. Konnte es nun eine schwierere Gelegenheit geben, um diese Plane, wenn sie vorhanden waren, auszuführen, als die war, welche die ersten Tage des August darboten? Dennoch, was geschah? Noch während Carl auf französischem Boden weilte, wurde ein Mann aus seinem Hause als König ausgerufen! So gewiß ist es, daß die Liberalen den Thron als notwendigen Schlussstein der neuen Staats-Gebäude ansahen. Oder blicken wir auf Belgien. Raum hatte diese, wie wir glauben, übelberathene Nation, die Nassau ausgeschlossen, so sehen wir sie auch mit der Erwählung eines neuen erblichen Oberhauptes beschäftigt. Andererseits gestehen wir gern, daß die französische Revolution im Anfange nicht recht mit sich selbst im Klaren war; und manche Mißgriffe mache. Dies darf auch nicht

befremden. Denn ein ganzes Reich umzordnen, und ganz neue Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung aufzustellen, ist eine riesen-Arbeit, und könnte nicht auf den ersten Wurf gelingen. Denn auch dieses erhabene Werk unterliegt der alten Regel: „durch Scharaden wird man klug.“ Aber jetzt ist es anders geworden; eine 40jährige Erfahrung hat heilsam gewirkt, und die acht Grundsätze der Revolution sind klar dargestellt, noch mehr, sie haben wie Mirabeau prophezeite, bereits die Reise um die Welt gemacht, und sind selbst in den Kath.-Versammlungen der Völker-Fürsten, wo doch die Stimme der Völker kaum vertreten war, anerkannt worden. Wie die erste Reformation Zurückführung der Kirche auf ihre erste Grundlage verlangt, so gebietet die zweite schöner, umfassende Reformation, daß die Gesellschaft auf die ewigen Gesetze der Natur und Vernunft begründet werde, d. h. sie verlangt, daß das öffentliche Wohl der Völker, ohne Ausnahme und ohne Neben-Rücksichten, aufrichtig der alleinige Zweck der Regierungen sei. Um diesen Grundsatz zu sichern, bedarf es mächtiger Bürgschaften, denn alle, selbst die rücksichtslosesten Regierungen, die Napoleonische sogar, haben immerfort Vertrauen auf ihre Weisheit, ihre Vorsorge für das Wohl der Völker im Munde geführt, aber die Geschichte hat bewiesen, wie schön diese Versprechungen erfüllt worden sind. Gewiß ist, daß Niemand es besser mit dem Volke meint, und besser für dasselbe sorgt, als das Volk selbst; denn sich selbst will jeder am besten, und das arabische Sprichwort sagt: warum ist der Löwe das stärkste Thier? weil er sein eigener Mi-

wüster ist, und seine wichtigsten Angelegenheiten selbst besorgt. Darum soll im Nutzen des Volkes regiert werden, so muß das Volk selbst Theil an der Regierung nehmen. Aber hinwiederum nicht das ganze Volk, sonst wäre das Uedel nur noch größer; denn in so großen Massen führt nicht die Vernunft das Regiment, sondern meistens der Unstinn, oder schmutziger Eigennutz; und das Regieren ist nur Sache der weisesten und besten. Deshalb dürfen nur sie Theil an der Herrschaft nehmen; und die europäische Vernunft hat längst zu diesem Zweck die Volks-Vertretung durch Abgeordnete, und die Wahlen ersonnen. Die Kammern sind eine repräsentative Verfassung, sind demnach die ersten unabweislichen Forderungen der Revolution. Aber weiter ist es eine alte Erfahrung, daß dieses Mittel noch lange nicht genügt, zur Sicherung der Volks-Freiheit. Denn in der Regierung der Staaten ist alle Gewalt vereint, und wie einzelne Menschen vom Eigennutz getrieben, missbrauchen sie dieselbe, um den Vortheil derer, welche die höchsten Stellen bekleiden, über das gemeinsame Interesse zu stellen; sie suchen zu diesem Zwecke die Wahlen des Volkes in ihrem Sinne zu lenken, und statt wahre Vertreter der Nation, geduldige Werkzeuge in die Kammern zu ziehen. In den meisten Fällen gelingt dies, weil das Volk ohne Einheit handelt, während die Regierung im Besitz aller Mittel der Bestechung und der Gewalt, nach einem festen Plane verfährt. Deshalb bedarf es einer Auktat, welche den Bestrebungen des Volkes, gegenüber von dem aristokratischen oder absoluten Geiste der Regierung, Einheit und Festigkeit verleiht, also gleichsam

eine Volks-Regierung neben dem Staats-Regimente; aber ferner, dieses Institut darf keine materielle Gewalt besitzen; denn sonst wäre ein Staat im Staat, und es müßte früher oder später innerlicher Krieg entstehen, sondern blos eine moralische Macht darf ihm zukommen, welche gegen eine gesetzliche und pflichttreue Regierung nichts vermag, und nur gegen eine gewissenlose stark ist. Auch dieses edle erhabene Institut, das bei den höchsten Leistungen beinahe nichts kostet, ist längst vorhanden. Edle Presß-Freiheit, beredte Verkünderin des Lichtes, du bist die erste Bürgin der Völker-Rechte, nicht durch Waffen, nicht durch blinde Gewalt, sondern allein durch Ueberredung durch Vernunft mächtig. Die Presse allein verleiht den Wahlen des Volkes Einheit, und verschafft achtungswürdige und unabhängige Kammern, sie allein verhindert die geheimen Eingriffe der Oligarchen auf die geheiligten politischen Rechte der Nation, welche Eingriffe, wegen ihres geheimen Schleichens das Gesetz nicht treffen kann; sie allein ist die furchtbarste Geißel schlechter Beamten, während sie edle Regierungen fast allmächtig macht, und ihnen alle Hülfsquellen eröffnet: Zu der Presß-Freiheit und den Kammern, wird noch eine dritte Bürgschaft erforderl, welche im Grunde ist, die Regierung selbst in dem äußersten Falle, daß sie die Bajonette der Armee, die in ihrem Solde steht, gegen die Freiheit des Landes missbrauchen sollte, im Zaume halten könnte; diese Bürgschaft liegt in der Bürger-Bewaffnung, in der Landwehr, oder der National-Garde, die nicht bezahlt von den Machthabern, und an ihr friedliches Gewerbe gebunden, nur zur Beschützung ihrer angestammten Rechte aufzustehen wird.

Nöthige Bemerkung.

Es wird oft vorkommen, daß ein Heft endigt, ohne daß der Abschnitt geschlossen wäre, wie bei dem Vorliegenden; dieß läßt sich nicht wohl vermeiden, weil unser Stoff unermäßlich ist, und nicht willkührlich in kleine Abschnitte zerlegt werden kann. Um dem Uebelstande, der daraus für den Leser entstehen möchte, vorzubeugen, wird die Redaction Sorge tragen, daß je vier Hefte einen Band für sich bilden, in welchen deshalb die Seitenzahl fortlaufen wird.

Zur größern Bequemlichkeit soll überdies jedem Bande ein eigenes Inhalts-Verzeichniß beigedruckt werden. —

Unmittelbar auf dieses Heft wird das außerordentliche Bändchen Nro. II., enthaltend die Revolution in Belgien, folgen.

Das 2te und 3te regelmäßige Heft werden wir Ende Januar 1831 liefern.

Stuttgart im Decbr. 1830.

E. Schweizerbart's Verlags-handlung.

Für gebildete Lese-Zirkel, Lese-Anstalten und jeden Freund schönenwissenschaftlicher Literatur.

Um den Anlauf nachstehender schönenwissenschaftlicher Schriften zu erleichtern, über deren Werth so vortheilhaft entschieden ist, und die mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurden, haben wir jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, sowohl einzelne Werke als die ganze Sammlung mit außergewöhnlichem Vortheile liefern zu können.

München, den 1. August 1830.

Joseph Lindauer'sche Buchhandlung.

Aurbacher, L., dramatische Versuche. 1) Fürstenweihe. 2) Fürstenkampf. 3) Fürstensieg. gr. 8. 1826. 1 Rthl. 12 gr. 2 fl. 42 kr.

Bug Jargal. Eine Erzählung aus den Zeiten der Negerempörung auf St. Domingo, vom Verf. des Han d' Is-
lande. Aus d. Franz. 2te Aufl. 8. 1829. geh. 20 gr.
1 fl. 30 kr.

Freyberg, M. F. v., die Löwenritter, ein hist. Roman.
Geschöpft aus d. Quellen. 8. 1826. geh. 1 Rthl. 1 fl. 48 kr.

— — — Novellen. 8. 1828. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

— — — die Staufer auf Ehrenfels, ein histor. Ro-
man. 3 Theile. 8. 1827. 2 Rthl. 3 fl. 36 kr.

Gruber, F. J., Ulmenblätter, romant. Gemälde aus al-
ter und neuer Zeit. Die Brieftasche. Wunibald Herbens-
stein und Klotilde Inselin. Das Priester- und Frauengrab.
8. 1827. 1 Rthl. 1 fl. 48 kr.

Harring, Harr, Erzählungen aus den Papieren ei-
nes Reisenden. Der Mönch. Das gebrochene Herz. Der
Flüchtlings. 8. 1827. geh. 1 Rthl. 6 gr. 2 fl. 15 kr.

— — — Serenaden und Phantasien eines Friesischen
Sängers, nebst Klängen während des Stimmens; als
Vorläufer des Rhonghar Jarr. gr. 12. 1828. geh.
1 Rthl. 1 fl. 48 kr.

— — — Rhonghar Jarr, Fahrten eines Friesen in Dä-
nemark, Deutschland, Ungarn, Holland, Frankreich, Grie-
chenland, Italien und der Schweiz. In 4 Bänden nebst
einem Vorläufer. Mit einem Worte an Johannes
Wit, genannt von Döring. 8. 1828. geh. 5 Rthl. 12 gr.
9 fl. 54 kr.

— — — Theokla. Der Armenier. Trauerspiel. 8. 1827.
geh. 1 Rthl. 6 gr. 2 fl. 15 kr.

Milton, Johann, verlorne und wiedereroberte
Paradies. Aus dem Englischen neu übers. von Fr. W.
Brückbräu. 6 Bdchen. 12. 1828. geh. 1 Rthl. 1 fl. 48 kr.

Petrarca's, F., sämmtliche italienische Gedichte,
neu übers. von Fr. W. Brückbräu. Mit erläuternden An-
merkungen. 6 Bdchen. Neue Ausg. 12. 1829. geh. 18 gr.
1 fl. 12 kr.

Schaden, Adolph v., die Ahnenprobe. Humoristisches
Original-Feenmährchen aus dem 19. Jahrhundert. Mit 4
Kupf. 8. 1825. 1 Rthl. 1 fl. 48 kr.

— — — die beiden Dorotheen. Original-Lustspiel in
2 Abthl. 8. 1826. 8 gr. 36 kr.



Polygnac.
Minister Carls X.

Die
Geschichte unserer Tage,
oder
getreue Erzählung
aller merkwürdigen Ereignisse
der
neuesten Zeit.

Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet.

Erster Jahrgang.
1830.

Zweites Heft.

Stuttgart,
E. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1831.

Diese drei Dinge sind es, was die politische Reformation verlangt; die freie Presse, die Kammern, die Nationalgarde bilden die dreifach-heilige Grundlage, auf die hinfort die neuern Staaten aufgebaut werden müssen. Die dritte derselben, nämlich die Bürgerbewaffnung, ist nicht überall unumgänglich, und nur in den großen Reichen nothig; aber die zwei andern, am allermeisten die freie Presse, ist selbst für die kleinsten Staaten, wenn sie frei genannt werden sollen, unerlässlich. Denn weit häufigere Beispiele zeigt die Geschichte, daß Staaten ohne Kammern mit freier Presse, als ohne Presse mit Kammern gut regiert worden sind. Wo aber jene drei, oder wenigstens die beiden letztern Bürgerschaften vorhanden sind, da wird nothwendig gut regiert, da verschwinden die Missbräuche, und die Oligarchie bevorrechteter Kasten hört von selbst auf. Die Priesterschaft und der Adel wird zu Bürgern, und muß gleichförmig an den öffentlichen Lasten tragen; letzterem mögen immerhin die Hofstellen bleiben, denn es liegt dem Volke wenig daran, ob der Hofmarschall, der Ceremonienmeister, der Oberstallmeister und dergl. noch etwas weiteres als Reiten, Tanzen und Complimente zu machen versteht; aber die höchsten Aemter, welche die Angelegenheiten des Landes verwalten, werden dem Adelichen nur dann zu Theil, wenn er durch innern Werth sich dem bürgerlichen Verdienste gleichstellen kann. Sobald er das Wohl der Nation vernachlässigt, so wird ihn, so wie jeden andern, die einseitige Vorliebe des Fürsten nicht halten; denn verlassen von der Presse, die nur in Vertheidigung der Freiheit ihre Rechnung findet, verlassen von den Kammern, die unter dem

Einfluß der freien Presse gewählt sind, wird er abtreten müssen. Noch mehr in einem solchen Staate, wo jedes Interesse vertreten ist, wird das Regieren außerordentlich schwer, und nur dem ausgezeichneten Talente möglich, das seiner Seits nothgedrungen das Wohl des Gauzen berücksichtigen muß; aber da zu leben, wo durch den Drang der Umstände der ausgezeichnetste Verstand, verbunden mit Redlichkeit, das Regiment führt, da ist gut wohnen. Anderer Seits verliert der Fürst in einer solchen Verfassung Nichts. Zwar ist er gezwungen, Rathgeber zu wählen, welche im Sinne des Volks handeln werden. Aber selbst in den unumstranktesten Monarchien bedarf der Gewalthaber der Beihilfe Anderer, und sogar der Großfürke handelt nur durch seine Räthe und unter ihrem Einfluß, weil die Last der Regierung für Einen viel zu schwer ist. Zwischen beiden Verfassungen findet nur der Unterschied statt, daß hier die Laune über die Wahl der Rathgeber verfügt, dort ein äußerer Zwang, der das Wohl des Fürsten an das Interesse seines Volkes unauflöslich knüpft. Wie gerne läßt sich ein wohlwollender Regent einen solchen Zwang gefallen, der, auf der Höhe der Vernunft betrachtet, mit seinem eigenen Willen zusammenfallen muß. Aber der Fürst findet erst noch für diesen Zwang überschwenglichen Lohn, nämlich unbegrenzte Liebe seines Volks, und eine Macht nach Außen, die ein Despot nie behauptet. Wir verweisen auf England, den ersten geborenen Sohn der Freiheit; welche Könige sind seit 150 Jahren von ihrem Volke so geliebt, nach Außen so gefürchtet, als die englischen? Und doch ist England an sich nur ein kleines, ärmliches Land. Über unter

dem Schirme der Constitution wurde die Führung des Kriegs und die Geschäfte des Friedens mit sehr geringen Ausnahmen immer im Sinne der Nation besorgt, wodurch jegliche Kraft sich frei entwickeln konnte, und es ist dadurch so weit gediehen, daß das unermessliche Meer seinen Flotten gehört, und die alte wie die neue Welt entweder dem offenen Machtgebote seiner Söhne gehorcht, oder dem Einfluß seines Cabinets unterliegt.

Nun weiter. Die erhabenen Grundsätze, die wir hier entwickelten, sind das große Ziel, welches die französische Revolution vom Anfang an verfolgte. Aber wie ist es gegangen? Raum begonnen, erfuhr sie die wührendsten Verleumdungen und bald mächtige Angriffe mit den Waffen von Außen. Es gelang den Oligarchen, welche damals im Rathe der Fürsten saßen, diese zu überreden, daß die französische Revolution den Umsturz aller Throne beabsichtige. Sofort bildeten sich jene furchtbaren Coalitionen; das neue Frankreich wurde von allen Seiten angefallen, und die Proklamation des Herzogs von Braunschweig erklärte, daß die großen Mächte Europa's nicht eher ruhen würden, bis in Frankreich Alles auf den alten Zustand zurückgeworfen sei. Dieses System der auswärtigen Fürsten hatte zwei wichtige Folgen, erstens daß die Revolution die richtige Haltung verlor; denn unter der Empörung im Innern (wie in der Vendée, in Lyon, in Toulon), die von fremden Feinden angezettelt war; und bei dem Waffengetöse von Außen, da die Republik schon in den letzten Zügen zu liegen schien, wurden die Gemäßigten vom Ruder gestoßen, und die wildesten, aber auch entschiedensten Menschen errangen die Gewalt. So wurde

zwar der neue Staat gegen außen gerettet, aber zugleich auch eine Soldatenherrschaft gegründet, welcher Napoleon seine Größe verdankt. Die zweite Folge jener Angriffe war, daß die junge Republik unter des eisernen Corsen Leitung alle Throne Europa's umwarf, oder sie den Franzosen zinsbar machte.

Unsere Leser erinnern sich noch an jene furchtbare Zeit, wo alle Könige und Völker vor dem fremden Tyrannen zitterten, und der glorreiche Kaiser, dem nicht die Geburt, sondern die Natur den Herrscherstab verliehen, in seiner Blüthe stand. Seit Julius Cäsars Tagen hat kein Mensch solche ungeheure Macht besessen, als Napoleon; er konnte wie ein Gott segnend unter den Völkern wirken, aber er hat Nichts für sie gethan. Die Kälte im russischen Feldzug hat seine alten, sieggewohnten Scharen, die glorreichen Ueberbleibsel der italischen, des ägyptischen, spanischen und drei deutscher Feldzüge vernichtet, aber nicht ihn selbst, den Gewaltigen; neugebildete Haufen führte der große Dränger aus Frankreich und aus den Staaten des Rheinbundes in den Kampf, und wenn der Krieg von seinen Gegnern wieder so geführt wurde wie 1806 in Preußen, und 1805 und 1809 in Österreich, so war der sieggewohnte Kaiser noch stark genug, um mit seinen jungen Soldaten die Feinde in den Staub zu schmettern. Damals nun erkannten die aufgeschreckten, auf ihrem Throne wankenden Fürsten, daß man die in Napoleon angekarrte Revolution nur durch ihre Waffen, durch ihre eigenen Grundsätze überwinden könne, und sierlich versprachen sie ihren Völkern im Falle des Sieges Freiheit und Verfaßungen. Noch er-

innert ihr auch an die Glut, die dieser edle Rus in den Herzen erregte. Wirklich ward auch der Riese herausbeschworen, der dem Kampfe mit dem großen Helden des Jahrhunderts gewachsen war, und den Lorbeer von seiner Stirne, das Diadem von seinem Haupte riß. Napoleon ward überwunden, und siegreich zogen die östlichen Völker in Paris ein. Nicht Blücher, nicht Wellington, haben dies bewirkt, sondern die Glut der Freiheit, welche die zum Kampfe geführten Völker gränzenlose Hingebung lehrte. Der Congress in Wien kam 1814 zu Stande. Wir berühren diese merkwürdige Rathsversammlung nur in einer Beziehung; damals geschah es nämlich, daß von den Fürsten der Grundsatz repräsentativer Verfassungen feierlich ausgesprochen wurde, damals ward die Verfassung für Württemberg, Bjern, Baden, für Weimar und andere Länder vorbereitet, damals versprachen Österreich und Preußen, in ihren Ländern das nemliche zu thun. Nun blickt zurück. Warum war der Krieg gegen Frankreich, der 20 Jahre die Welt erschüttert hat, im Jahre 1792 erhoben worden? um die Grundsätze der Revolution zu vernichten! womit endigten diese Bestrebungen? damit, daß die Fürsten selbst sie ihren befreiten Völkern zuerkannten. Folglich war es auf's Haar gegangen, wie mit der Reformation: wie diese erst nach Strömen von Blut durchdrang, so auch hier. Noch mehr; durch jenen großen Akt hatten die Gewalthaber selbst anerkannt, daß eine neue Ära für die europäischen Staaten, die Zeit des politischen Rechts und der Verfassungen beginne; sie hatten genug gethan, um diesem Grundsatz Gewicht zu geben, denn Frankreich erhielt ohne Zweifel unter dem

Einflusse der hohen Häupter Europa's) seine Charte, und im vordern Deutschland keimten eine Menge Verfassungen auf, die Geister waren in der größten Bewegung. Dies war genug, um dem neuen Systeme einen festen Haltspunkt zu geben; denn das Beispiel der Freiheit ist ansteckend, keine despotische Regierung ist sicher in der nahen Nachbarschaft einer konstitutionellen, und es ist gewiß, daß die Revolution früher in Frankreich begonnen hätte, wenn es von seinem Nachbar England nicht durch das feindliche Meer getrennt wäre. Andererseits war in Wien zu wenig geschehen, um das neue System durchzuführen; die mächtigsten Staaten des deutschen Völkerbundes, Österreich und Preußen, gaben keine Bürgschaft ihres Versprechens, und ein politisches Recht, das vom Gnadenbrode lebt, ist in aller Welt immerfort betteln gegangen. So viel ist aber klar, daß seitdem der Wiener Congreß das System der Constitutionen und Volksrechte zum Theil praktisch eingeführt und im Ganzen anerkannt hatte, die europäische Welt in einem Zustande fortwährender Gährung verbleiben mußte, wenn die Regierungen, welche bereits Verfassungen ertheilt, wie Frankreich und die vorderdeutschen Länder, nicht redlich auf der angenommenen Bahn fortschritten, und die andern Großmächte wenigstens dem Geiste dieses neuen Systems, wenn auch nicht seinen äußern Formen, huldigten.

Wie ist es nun seit 15 Jahren gegangen? Österreich hat gar keine (denn wer wollte seine Landstände, welche nur verlangte Steuern bewilligen und erhöhen, nicht aber vermindern oder verweigern dürfen, und zu allem andern absolut schweigen müssen, für ein politisches Juslis.

tut rechnen?), Preußen hat in seinen Provinzialständen eine höchst geringfügige Constitution ertheilt. Wir wollen mit diesen beiden Staaten wegen Nichterfüllung ihres Versprechens nicht rechten. Man hat die Polen und die Rheinländer nicht gefragt, ob sie mit der preußischen Monarchie vereinigt seyn wollen, noch hat man bei dieser Einverleibung auf ihr Interesse Rücksicht genommen. Hätte man dies gethan, so wäre vielleicht die Antwort verneinend ausgefallen. Nun zeigt die neueste Geschichte Belgien, daß es sehr gefährlich ist, freie Sprache und freie Rechtsformen dem Theile eines Staates zu leihen, der nicht aus eigener Wahl mit dem Ganzen vereint ist. So etwas hätte unter gleichen Umständen auch in den Rheinlanden vorkommen können. Und man kann mit Recht sagen, daß die letzten Vorfälle in Belgien das Verfahren Preußens, in Betreff der Nichterheilung einer Constitution, gerechtfertigt haben. Denn Selbsterhaltung ist für Staaten wie für die Menschen der wichtigste Trieb, und so wenig man von einer einzelnen Person vernünftigerweise fordern kann, daß sie auf ihren eigenen Rück hinarbeite, so wenig kann man von einer Regierung fordern, daß sie ihre eigene Vernichtung unterschreibe. Aber wenn Preußen auch die Formen einer freien Verfassung nicht verlieh, so konnte es doch den Geist derselben zur Regel ihres Verfahrens machen. Und dies ist unseres Bedenkens nicht geschehen. Man erinnere sich, wie das Berliner Kabinet die weiland demagogischen Umtreibe aufnahm und benutzte; eine Schaar junger Leute, deren größter Theil in's Narrenhaus statt auf Festungen gehörte, wurde als Hochverräther

behandelt, zum Theil auf sieben Jahre eingesperrt, und sie dursten sich glücklich schätzen, daß keiner von ihnen den Kopf verlor. Dabei ist die politische Presse in einem unglaublich beengten Zustande, denn vergleicht man die Staats-Zeitung von 1808 bis 1815 mit ihrem neueren Zustande, so scheint es, als habe man uenerdigns den Grundsatz angenommen, daß das Volk von Politik nichts zu wissen noch zu lesen brauche. Wenn man die Menschen mit etwas Vernünftigem unterhielte, so würde jenes erbärmliche Pietisten-Gezänk nicht ausgeschlossen seyn, noch so großen Lärm gemacht haben. „Aber,” sagt der erhabene Berliner Philosoph Hegel: „nur eine absolute Regierung ist vernünftigmäß, und in dieser stellen die höchsten Beamten allein den politischen Kopf dar, das Volk braucht über Politik nicht zu denken, sondern hat nur zwei Arme nöthig, um den großen Magen des Staats, aus welchem auch die Philosophen ihren wohlgemessenen Theil empfangen, mit Speise zu versorgen.“ Schade, daß in eine andere, eben so großartige Lehre dieses Mannes, welcher zufolge Alles, was in den Staaten besteht, gut und vernünftig seyn soll, die letzten Vorfälle in Paris und Belgien ein großes Loch geschlagen haben.

Man nehme uns nicht übel, daß wir von Preußen auf Philosophen herab springen, solche Männer gehören dort in die Staats-Maschinen! man braucht sie als Mechaniker der öffentlichen Meinung. Alles dies, verbunden mit dem mächtigen Unschlagreisen des Adels, beweist, daß sich Preußen denn doch nicht so ganz auf der Höhe des Jahrhunderts erhalten hat.

Dasselbe gilt im weiteren Umfange von Oesterreich. Diese Monarchie konnte noch viel weniger als Preußen eine Constitution verleihen, weil sie aus den widerwärtigsten Theilen zusammengesetzt ist. Joseph führte den Wahlspruch U. E. F. D. U.; man deutete ihn so: Allerlei Erdreich ist Oesterreichs Unglück! Hätte das Wiener Cabinet den Böhmen, Mähren, Oesterreichern, Dalmatiern, Croaten, Siebenbürgern, Tyrolern, Italienern, Polen, eine Verfassung gegeben, so würde jede dieser kleinen Völkerschaften in kurzer Zeit dieselben Rechte und dieselben Freiheiten in Anspruch genommen haben, welche die Ungarische Aristokratie schon seit langer Zeit besitzt. Und wie wäre es dann mit der Einheit und Macht Oesterreichs gegangen? Folglich ist dieser Staat zu einer Constitution noch lange nicht reif. Denn diese kann nur in einem Lande gedeihen, wo zum Voraus eine gewisse Einheit der Interessen und Bildung in der Nation statt findet. Aber das Wiener Cabinet könnte diesen bessern Zustand (denn um wie viel mächtiger ist Frankreich mit seiner Charte, als Oesterreich, ohne geachtet sein Land-Umfang kleiner und die Fruchtbarkeit seines Bodens geringer ist) vorbereiten; es könnte den Bürgerstand in seinen Staaten zum Theil erst schaffen, (denn in manchen Provinzen giebt es noch gar keinen) zum Theil kräftigen, und gegen die Armaßungen des Adels schützen; es könnte nach der Liebe der Untertanen streben, und um alles dieses zu erreichen, durfte man nur auf einem historischen Wege, nemlich auf der Bahn Josephs, fortfahren. Aber man hat es anders gewollt. In Oesterreich führen zwei Motive das Regi-

ment, der regste Argwohn von Oben, und Furcht von Unten. Alle Welt weiß, daß kein europäischer Monarch persönlich so beliebt ist, als Kaiser Franz. Diese Zuneigung hat er sich durch seine herablassende Freundlichkeit erworben. Wenn nun von diesem Geiste nur ein kleiner Funke auf das Verfahren der Regierung übergieinge, so würde der Staat in den herannahenden Zeiten großer Noth, wo es an Ansteckung zu Empörung nicht mangeln wird, innerlich viel stärker seyn. Als Richtschnur für seine äußere Politik hat das Wiener Cabinet das System der Legitimität ausgedacht, welches vom Ansang an die Bewilligungen gegen die Völker, welche der Wiener Congreß aussprach, unabänderlich auf die damals bestimmte Summe beschränken, und jede weitere Ausdehnung derselben auf andere Länder verhindern sollt. Es war also die furchtbarste Drohung, die jener Liberalität von 1813 angehängt war. Dieses System ist von Österreich seit 1815 mit furchtbarer Consequenz ausgeführt worden, und hat dieser Macht, weil es jede Verbesserung verbietet, und also mit dem Bestreben des menschlichen Geistes, der von der Wiege bis zum Grabe nach Verbesserung strebt, im directen Widerspruch steht, den unversöhnlichen Hass aller Liberalen zugezogen. Auf seine Früchte werden wir gleich aufmerksam machen.

In noch schneidendudem Widerspruche mit den Grundsätzen der politischen Reformation Europa's und den in Wien angenommenen Rechts-Catechismus stand die französische Regierung seit dem Jahre

1814, weil in diesem Lande die Herrscher-Familie in einem größeren Mißverhältnisse zu der Eigenthümlichkeit, der Bildung und den Wünschen der Nation stand, als irgendwo anders.

Längst hat man auf die Uehnlichkeit zwischen dem Schicksale der Stu arte und Bourbons hingewiesen. Diese Uehnlichkeit ist nicht zufällig, sondern nothwendig, und jeder neue Herrscher-Stamm, der, von seinem Volke verworfen, durch äußere Gewalt wieder eingesetzt werden sollte, wird in Zukunft das Los der Stu arte und Bourbons theilen. Ludwig XVI. verlor im Jahre 1792 bei der ersten großen Epoche der Revolution durch seine und seines Hauses Unfähigkeit Thron und Leben. Denn es ist eine ungeheure Aufgabe für einen König, der in despotischer Herrschaft erwachsen und groß genährt war, sich an freie Formen zu gewöhnen; zu Ertragung dieses gewaltigen Wechsels hatte weder Ludwig, noch sein Bruder Kraft genug. Die Ermordung des erstern, die Verbannung der übrigen Glieder der Familie gab den Bourbonen keinen höheren Grad von Weisheit und Verstand, denn nur die zarte Jugend wird durch eine harte Erziehung geprägt, bei alten Leuten ist es zu spät. Dagegen mußte bei ihnen durch zwanzigjähriges, im fremden Lande erduldetes Elend d. Gefühl gegen die siegende Parthei in Frankreich, ja gegen den ganzen neuen Zustand des Landes, wilder und bitterer werden. Trotz diesen abschreckenden Umständen, trotz dem schrreichen Beispiele der Stu arte, trotz der ungeheueren Schwierigkeit, welche die aufgeregte, in heftigem Parthei-Kampf aufwogende,

französischen Nation im Jahr 1813 jeder Regierung darbot, gab man im Jahr 1814 den Bourbons Frankreich wie eine herrenlose Waare zurück. Das Jahr 1815 und der Marsch Napoleons von Cannes nach Paris hat diesen Fehler offen hingelegt, es geschah auch nicht ein Schuß für den armen verrathenen Ludwig XVIII. so wenig stimmte seine Regierung mit den Wünschen und Ansichten der Franzosen überein. Wer sollte es aber glauben, daß man jenen Fehler wiederholen würde? Es geschah; aber auch die Folgen davon sind bereits vor unsern erstaunenden Augen eingetreten. Ludwig XVIII. und Carl X. sind in der Periode der Despotie aufgewachsen; ihre Jugendblüthe, welche für den Menschen immer das Maas alles Glück's ist, fiel in die Zeit, wo man die Prinzen als Götter verehrte. Es war natürlich, daß sie, im Alter zur Gewalt gekommen, diese goldne Zeit zurück schauten; und zwischen Wunsch und Versuch der Ausführung ist bei Fürsten wegen ihrer Macht nur eine kleine Scheidewand. Carl X. strebte heftiger auf das Ziel hin, das auch Ludwig XVIII. heimlich wünschte, deswegen erfolgte der Umschwung unter ihm, und er war und bleibt der letzte der alten Linie Bourbon, der den Scepter trug.

Aehnlich, wie in Frankreich, gieng es in Holland. Ohne die geringste Rücksicht zu nehmen auf die Interessen und die Wahl der beiderseitigen Völker, koppelte man in den Belgien und Holländern wütende Katholiken und kalte Protestanten, erhitzte Liberale und

eigennützige Krämer, Industrie und Anhänger freien Handels an einen durch eine unermessliche Schuld beschwerten Wagen. Aber so wenig Lastthiere von verschiedener Art gutwillig an einem Pfluge ziehen, eben so wenig blieben die Holländer und Belgier bei einander, als die Furcht vor der heiligen Allianz wegfiel.

Doch die furchtbarsten Eingriffe in die Rechte der Nationen erfolgten im Jahre 1822. Spanien stand gegen seinen König Ferdinand auf, und verlangte, gestützt auf die unermesslichen Unstreuungen, welche die Nation gemacht hatte, um das Joch Napoleons abzuschütteln, eine freie Verfassung. Diesem Beispiel ahmten zuerst Neapel und später Piemont nach. Man konnte gewiß mit Recht nichts gegen die Willigkeit dieser Forderungen einwenden; denn diese Nationen verlangten nichts, als was die Bourbonen den Franzosen längst bewilligt, was der Wiener Congreß als das einzige Mittel, um Frankreich zu beruhigen, anerkannt, und selbst in Deutschland den kleinen Staaten zugestanden hatte. Dennoch sahen die hohen Häupter der heiligen Allianz diesmal die Sache anders an. Frankreich ward beordert, die spanische Constitution zu vernichten, Österreich übernahm selbst dieses Geschäft mit den aufgestandenen italienischen Stämmen. Es gelang. Frankreich bezahlte mit seinem Gelde und seinem Blute die Unterjochung der Spanier; den Österreichern mußte Neapel selbst seine Mühwaltung mit theuern Lieferungen vergelten. Die Herren siegten über die Völker; man wußte nun, wie es mit der Legitimität eigentlich gemeint sey. Dies wurde noch klarer durch die Verhält-

nisse in Portugal. Don Miguel kam von Wien nach Portugal; in Kurzem war die Verfassung dieses Landes umgestürzt, und die empfindendsten Greuelthaten gegen Jeden, der sich nicht unter das Foch beugen wollte, verübt. Kein Mensch kann beweisen, daß dieser Don Miguel legitime Ansprüche auf den portugiesischen Thron habe, denn derselbe hat nicht nur das Volk, sondern auch seinen rechtmäßigen Souverän und Bruder Don Pedro, Kaiser in Brasilien, verrathen. Dennoch schwiegen die Vertheidiger der Legitimität. Und selbst als Don Pedro seine Tochter Donna Maria, die er zur Königin Portugals ernannt, nach England schickte, um ihre Rechte geltend zu machen, blieb Alles beim Alten. Die englischen Blätter berichteten damals, König Georg IV. sey durch die Unmuth und die Hülfslosigkeit der engelschönen Kaisertochter gerührt gewesen, und fast weich geworden. Aber die Politik trat ins Mittel. Denn die Tochter eines Monarchen, der seinem Volke eine Constitution verliehen, verdiente nicht die Hülfe, die man den guten Ferdinand von Spanien und Neapel hatte angedeihen lassen. So wußte man denn auch durch die That, was das berühmte Wort „Legitimität“ eigentlich bedeute. Indessen ist das große Staatsschiff Europa's mit diesem hohen Princip von 1815 bis 1830 prächtig fortgesteuert worden, und die Gefahr, welche der russische Krieg gegen das legitime, auf so viel Blut und so viel Jahre gegründete Recht des Großtürken drohte, wurde glücklich überwunden, als mit dem 25. Juli 1830 eine überkühne, obwohl konsequente Anwendung

eben desselben Grundsatzes auf einmal der Welt eine ganz andere Lage gab. Durch diesen ewig denkwürdigen Akt sind in die Wagschaale jenes Rechtes, das im Jahre 1814 in Wien anerkannt wurde, eines Rechtes, das unter jeder Nation, in den Herzen der gebildetsten und besten Menschen flammt, mehr als 1200 Kanonen und eine Million Vajonette gefallen. Die große Frage ist jetzt die, ob die Grundsätze der heiligen Allianz, oder das System, das neuerdings in Frankreich durchgedrungen, das im Jahr 1813 unter dem Donner der Napoleonischen Kanonen angenommen, in Wien im Jahr 1814 theilweise gekrönt worden, siegen soll. Die Geschichte ist die große Lehrerin des menschlichen Geschlechts. Dieselbe sagt uns, daß auf die Kirchenreformation, so gerecht und vernünftig sie auch an sich war, die blutigsten Angriffe erfolgten, daß die Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes in Frankreich, oder die Revolution vom Jahre 1789, einen zwanzigjährigen Sturm nach sich zog: so dürfen wir denn auch jetzt nicht vernünftiger Weise eine Aenderung des Bestehenden, welche so viele große Interessen verletzt, ohne grimmigen Widerstand erwarten. Dennoch ist der Ausgang, so viele Leichen, so viel Blut auch in der Mitte liegen, indge, nicht zweifelhaft. Wir erinnern nur an einen Umstand.

Im Jahre 1792 konnte Ludwig XVI. nur unter den furchterlichsten Anstrengungen gestürzt werden; damals war England die Macht, die zuerst die Waffen für ihn erhob, alle Streiter gegen die Ludwigsmonarchische Nation bezahlte, und in Deutschland war fast

Eine Stimme gegen die Franzosen. Wie ganz anders ist es jetzt geworden! Carl X. ist in drei Tagen gefallen, England hat diesem schnellen Wechsel lautem Beifall gezollt, und in Deutschland? ja, da ist auch alles anders. Niemand kann es unserer Nation nachsagen, daß sie, politisch verstanden, je frei oder freisinnig gewesen sey. Denn wo hat man die Unterthanen früher so verhandelt wie bei uns, wo sind solche Kriege rein im Interesse der Herrscher geführt worden wie in deutschen Landen? Noch mehr, wo sind seit den letzten dreizehn Jahren, unter der hohen Censur, so viele Schriften geschrieben worden für religiösen, papistischen, pietistischen, philosophischen, politischen, artistischen Unsinn, als unter uns? Dennoch, was ist geschehen? In Hessen, in Braunschweig, in Sachsen brach mit Einem Schrage unter den Fittichen des 25. Juli der öffentliche, so wohl begründete, Unwillen los.

Wir wünschen unserem Vaterlande den Frieden, weil wir die Uebel, welche der Krieg auf die lebende Generation wälzt, wohl kennen. Aber andererseits wissen wir auch, daß alles seine Zeit auf Erden hat, namentlich die Nachgiebigkeit absoluter Regierungen gegen ihre Völker; nämlich diese muß nicht zu früh (denn das ist nicht zu befürchten), wohl aber nicht zu spät erfolgen, wenn nicht das größte Unglück über das Vaterland hereinbrechen soll. Der Grundsatz der neuern Zeit ist ein wohlverstandener Eigennutz. Wie der Priester mit den Geschäften des Altars, der Beamte mit seinen Arbeiten, der Soldat in seinem blutigen Handwerke, der König selbst auf seinem Throne, vor allem andern nur auf

seine eigenen Interessen hört, und dieselben vorzugsweise im Auge hat, so will in unsern Zeiten auch der Bürger für die großen Lasten, die er an den Staat abträgt, seine Interessen gewahrt sehen, er verlangt die Ausübung gewisser Rechte, die ihm ein billiger Ersatz für seine Leistungen seyn sollen. Diese Forderung ist gerecht und vernünftig, weil der Mensch um seiner selbst willen da ist; wer nur für Andere lebt und arbeitet, ist mehr ein Lasthier, denn ein vernünftiges Geschöpf. Demnach muß dieses Verlangen auch erhört werden.

So ist es denn unser inbrünstiger Wunsch, daß die Vorsehung unsere Fürsten mit einer Energie, die Friedrich II., mit einem wohlwollenden Herzen, das der edle Joseph II. besaß, ausrusten möge.

Die Geschichte Frankreichs in der ersten Hälfte des Jahres 1830.

Der 1. Januar.

Wir fahren mit der Geschichte Frankreichs da fort, wo wir sie in der allgemeinen Uebersicht der politischen Lage Europa's im Anfange dieses merkwürdigen Jahres verlassen haben. Der Kampf der Parteien dauerte mit gleicher Heftigkeit fort. Die liberalen Journale wiederholten ihre Angriffe auf das Ministerium mit jedem Tage; die öffentlichen Organe der Gewalt thaten

dasselbe, und riefen das Schwert des Königs, so wie die Rache des Himmels auf ihre gottlosen Gegner herab. Dennoch war der Bruch zwischen der Nation und dem Könige noch nicht unheilbar. Die Gemäßigten hofften auf Versöhnung; sie erwarteten, daß Carl X. der allgemeinen Stimme des Volks nachgeben, die verhafteten Minister entsetzen, und würdigere Männer an ihre Stelle rufen werde. Dieser Wahrheit wurde durch den ersten öffentlichen Act des Königs in dem neuen Jahre widerlegt.

Es ist in Frankreich, wie an allen andern Höfen, Sitte, daß die angesehensten Behörden des Landes am ersten Januar vor dem Könige erscheinen, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen. Bei dieser Gelegenheit ist man gewohnt, aus dem Munde des Monarchen Worte des Wohlwollens und der Gnade zu vernehmen, die dann schnell in ganz Frankreich verbreitet werden. Diesmal ging es anders. Die Priester- und Hofparthei wollte diese Gelegenheit benutzen, um dem erstaunten Frankreich das enge Band, mit dem sie den Monarchen umschlungen, vor Augen zu legen. Carl X. wurde bestimmt, eine offene Missbilligung gegen das Verfahren des obersten Pariser Gerichtshofs auszusprechen, der sich in einem kurz beendigten Processe zu Gunsten des Courrier français in Sachen der religiösen Freiheit, und zu Gunsten des Journal des Débats in der Frage, ob der Vorbestand des Ministeriums Polig was unzettenschlich mit den Rechten des Königs verschmolzen sey, ausgesprochen hatte. Baron Seguier, Präsident dieses erhabenen

Tribunals, brachte im Namen seiner Collegen die Glückwünsche dar, und sprach von der hohen Ehre, welche der Appellations-Gerichtshof an diesem Tage getragen, indem er das Glück habe, durch die Erscheinung vor dem geliebten Monarchen zu den Geschäften des angefangenen Jahres gestärkt, für die Arbeiten im verschlossenen belohnt zu werden. Carl X. gab auf diese ehrerbietige Anrede folgende Antwort: „Der Wunsch des Appellationshofes, daß die herzlichen Glückwünsche seiner Mitglieder für den König, auch den Weg zu seinem Herzen finden möchten, sei ganz begründet; alle Franzosen müssen denselben Wunsch hegen, da er, der König, sie so sehr liebe. Aber der Appellationshof solle seine Pflichten nicht vergessen, und sich des Zutrauens würdiger zeigen, das der König in ihm gesetzt habe.“ Diese Worte wurden noch beissender durch den Ton des Monarchen, in dem sich eine sehr empfindliche Bitterkeit erkennen ließ. Das übrige Verfahren diente ihuein zum Commentar. Denn während der König und seine Familie mit den Mitgliedern der niedern Gerichtshöfe, welche in demselben Processe in erster Instanz sich der Gewalt gefällig gezeigt hatten, auf's freundlichste sprach, und an einen jeden derselben Worte des Wohlwollens und der Gnade richtete, erhielten die Appellationsräthe, nachdem der König auf die eben beschriebe Weise die Anrede Seguier's beantwortet hatte, den kurzen Bescheid: „passez, Messieurs,“ tretet ab. Dies war noch nicht Alles. Der König that an dieser Tage auch noch auf eine andere Art die geheimsten

Gedanken seines Herzens fand. Der berühmte Naturforscher Cuvier führte nämlich bei derselben Gelegenheit, in Abwesenheit des Ministers Großmeisters der Universität, für diese Ausfalt das Wort, und sagte in seinem Glückwunsche unter anderem: das Bestreben der Universität und ihrer Vorsteher sey, der Jugend große herzige Gesinnungen einzuflößen; worauf Carl X. antwortete: die einzige Grundlage alles Unterrichts müsse die Religion seyn. Alle Welt weiß, was unter dieser Religion zu verstehen ist; es sind die heiligen Grundsätze der Jesuiten, die schändlichen Lehren von der göttlichen Gewalt der Könige, der Pflicht einer unbedingten slavischen Unterwerfung von Seiten der Völker, also lauter Dinge, welche der in Frankreich eingeführten Verfassung schnurstracks zuwiderlaufen.

Man kann sich den Eindruck denken, den diese Vorgänge bei allen denkenden und ehrliebenden Franzosen hervorbrachten. Die ganze Nation war in den Angriffen auf den obersten Gerichtshof des Landes beleidigt; denn welche Hoffnungen darf man von der öffentlichen Gerechtigkeit in einem Lande hegen, dessen erste Richter, wegen ihrer Unpartheitlichkeit in einem unendlich wichtigen Akt, an den Pranger gestellt werden. Was hatten diese Männer anders gethan, als ihre Pflicht? wäre das Recht in dem fraglichen Processe auf der Seite des Königs gewesen, so würde er es auch erhalten haben; denn diese Richter waren keine Demagogien, sondern Royalisten, welche wegen früherer Beweise der Unabhängigkeit an die Familie Bourbon in ihre erhabenen Aemter eingesetzt waren, und dieselben durch

ihre Tugenden zierten. Aber freilich, während die niederländischen Gerichtshöfe, deren Mitglieder unter dem Schutze der Priesterparthei fernere Befriedigung ehrgeiziger Wünsche erwarteten, sich unter das Foch des königlichen Einflusses fügten, hatten sie etwas von jener unbeugsamen Ueberzeugung bewahrt, welche die erhabendste Tugend des Richters ist, und durch welche die alten Parlamente, in manchen Perioden der französischen Geschichte, bei damaliger allgemeiner Verderbniß, fast der einzige lichte Punkt geworden sind. Dagegen jubilirten die Jesuiten und ihre Blätter laut. Sie konnten die Religiosität und die erhabene Festigkeit, welche sich in den Worten ihres geliebten Monarchen ausgesprochen, so wie seine gerechte Mitbilligung des ehrvergessenen Gerichtshofs nicht genug rühmen. Alle ächten Franzosenherzen, heißt es in der Gazette de France, haben mit Begeisterung die Nachricht von der edlen Erklärung des Monarchen empfangen. Man kann sich des Wuth nicht erwehren, wenn man solche Dinge liest; denn es giebt nichts Elenderes auf der Welt, als feile Schriftsteller, welche unter der Maske der Vernunft und der Wahrheit (denn an diese appelliren sie alle) Unterdrückung und Lüge predigen. Jede Gelegenheit wurde von ihnen mit Begierde ergriffen, um ihren Gespieler vorwärts zu treiben, und die Glut des Hasses, der den König und das Volk einander schon längst entfremdete, zur hellen Flamme anzublasen, um bei der beabsichtigten Vernichtung der französischen Charte und des öffentlichen Rechts, und in dem allgemeinen Raum des Vaterlandes, sich in fette Pensionen oder hohe

Gemter hineinzukriechen. Dies war damals ihr Bestreben; und — jetzt winseln dieselben Menschen, nachdem sie ihren angebeteten Monarchen in's Unglück gestürzt, und, als die Stunde der Gefahr kam, keinen Schuß für ihn gewagt, zu den Füßen der neuen Regierung um Brod und Ehre.

Auf diese Weise ging der erste Tag des verhängnisvollen Jahres 1830 vorüber, in dem so große Ereignisse geschehen und noch größere vorbereitet werden sollten. Armes Land, dessen Gebieter solche Grundsätze ausspricht! Unglücklicher König, der an einem Tage und bei einer Gelegenheit, wo der Mensch die Flüchtigkeit des Lebens und die Allgewalt des Schicksals, das über uns verfügt, inniger zu Herzen nimmt, und Friede und Wohlwollen herabwünscht, sich so weit vergessen kann, daß er öffentlich seinen Haß ausspricht, und die Gesetzgebung seines Landes antastet!

In der That, wenn man bedenkt, wie süss und vorsichtig die Sprache bei Hofe ist, und wie dieselbe auch herbe Dinge in eine abgeschliffene Form zu kleiden sucht, so kann man nicht zweifeln, daß diese Neujahrsklärung des Königs deutlich die Gedanken vom 25. Juli enthielt, und daß er, was seine Person bestraf, schon am 1. Januar entschieden war, die Charta umzustürzen. Die Würfel lagen also schon zum großen Spiele bereit, und es ist daher der Sache gemäß, daß wir, ehe unsere Erzählung weiter schreitet, einen Blick auf die Hülfsmittel der Regierung, so wie auf die Lage des Landes werfen. Es kommen hiebet zuerst Dinge vorzüglich in Betracht, die Finanzen und das Heer.

Die Finanzen Frankreichs.

Die Finanzen waren im Anfange dieses Jahres in einem blühenden Zustande. Die Staatseinkünfte der Monarchie betrugen bei nahe eine Milliarde — d. h. 1000 Millionen Franken. Davon kamen auf

Stempel, Domänen, Accise bei Räusen	186,000,000
Waldertrag	26,000,000
Zölle und Salzauflage	160,000,000
Strafen gegen Einschmuggeln	2,000,000
Indirekte Abgabe, als Tabakssregie,	
Tranksteuer, Pulver	260,000,000
Posten	27,000,000
Lotterie	12,000,000
Spielhäuser	6,000,000
Verschiedene Einnahmen	6,000,000
Direkte Steuern { Grundsteuer	200,000,000
Fenster und Thüren	40,000,000
Patente	25,000,000
	950,000,000

Davon mußten bestritten werden:

Zinsen der Staatsschuld	200,000,000
Einkommen der Tilgungskasse	40,000,000
Civilliste des Königs und seiner Familie	35,000,000
Justizministerium	30,000,000
Ministerium der auswärtigen Angelegen-	
heiten	10,000,000
Geistliches Ministerium und Cultus ...	50,000,000
Ministerium des Innern	100,000,000
Krieg	200,000,000
Seewesen	60,000,000
Gesch. uns. Tage. Jahrg. 1830. I. Bd.	8

Finanzministerium	112,000,000
Kosten, welche die Einziehung der Steuern	
verursacht	136,000,000
	973,000,000

Man ersieht aus dieser Rechnung, daß die Ausgaben die Einnahmen um 23 Millionen überstiegen. Dieß ist nichts Neues; man war seit den 15 Jahren der bourbonischen Herrschaft hieran schon gewöhnt, und machte deshalb auch kein Aufheben mehr von dieser an sich gewiß sehr beunruhigenden Erscheinung; denn jedes Jahr kam ein Rest von 23 — 30 Millionen heraus, welche man seither durch Anlehen gedeckt hatte, wodurch freilich das Bedürfniß für den Augenblick befriedigt wurde, aber auch die Forderungen der öffentlichen Finanzverwaltung jährlich um zwei Millionen stiegen, oder das Einkommen der Tilgungskasse um ebensoviel abnahm.

Von den Abgaben wurden von Seiten ihres Einflusses auf die Sittlichkeit des großen Haufens keine so lebhaft und mit so viel Recht angegriffen, als die Lotterie und der Ertrag der Spielhäuser. Die Lotterie ist eine Erfindung des italienischen Scharfsinns; einige Windbeutel dieser Nation erfanden sie im verflossnen Jahrhunderte und brachten sie zuerst in ihrem Vaterlande und in Frankreich in Anwendung, wodurch sie zu Reichthum und Würden gelangten. Bald ahmten die katholischen Regierungen Europa's diese schöne Unstalt nach, in Spanien, in Frankreich, im katholischen Deutschland und besonders in den Staaten des heiligen römischen Vaters wurde sie zu großem Profit der öffentlichen Kassen auf Rechnung des Staates betrieben.

Die Mehrzahl der protestantischen Länder hat sich das von freigehalten, und das mit großem Rechte; denn die Lotterie ist eine der schändlichsten Erwerbsquellen, sie ist auf die Thorheit des großen Haufens, auf eitle Wünsche nach schneller Bereicherung berechnet, und zieht den letzten Heller aus der Tasche des armen Teufels. Einige freilich werden plötzlich reich, die ungeheure Mehrzahl verliert, nur den Unternehmern des Spiels ist der Gewinn, es mag gehen wie es will, immer gewiß, wie dies aus dem Beispiele Frankreichs, wo der reine Gewinn, abgesehen von den zahllosen Besoldungen der Besannten, der Collecteure u. s. w., jährlich auf eine halbe Million angegeben wird, klar hervorgeht. Das Schlimmste ist, daß der Schaden immer den ärmsten Theil der Bevölkerung trifft, den man doch am meisten schonen sollte. Charles Dupin hat eine Berechnung der Lotterie in Frankreich bekannt gemacht, aus welcher zu erssehen ist, daß in den einzelnen Departements Frankreichs (die Hauptstadt ausgenommen) um so mehr gespielt wird, je schlechter der Zustand des Volksunterrichtes in denselben und je größer die Armut ist; daß also der Flor der Lotterie in dem umgekehrten Verhältnisse zum Wohlstande der Einwohner und zur öffentlichen Sittlichkeit stehe. Wie viele Seufzer haben schon die getäuschten Hoffnungen der Lottospieler ausgepreßt, mit wie vielen Thränen der armen Familien, deren Väter mit dem letzten Heller das Glück versuchen wollten, ist der schändliche Gewinn benebt, welchen diese Erfindung den Regierungen abwirft! Solche Finanzkünste sind einer civilisierten Regierung im höchsten Grade unwürdig, und gehören in eine und dieselbe Klasse mit

den Erwerbsquellen des Dey's von Algier, der die Hurenhäuser auf Rechnung und zum Profit des Staates verwalten lässt. Aber so gerecht diese Einwürfe sind, und so oft sie von der Opposition in der französischen Kammer geltend gemacht wurden, so hat der französische König Carl X. und die gottesfürchtigen Priester, unter deren Einflusse er stand, nicht für gut gesunden, nachzugeben und diesen Zweig des öffentlichen Einkommens abzuschneiden. Denn verwandte man ihn nicht zu heiligen Zwecken? bezahlte man nicht die Bischöfe und Erzbischöfe und die Jesuiten von dem Gelde, welches die Thorheit oder die Verzweiflung hergeschaffen, wodurch offenbar alle Mackel weggewaschen, und ein Gott wohlgefälliges Opfer daraus wurde? Der Dichter sagt:

Die Kirche hat einen guten Magen,
Die Kirch' allein kann ungerecht Gut vertragen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen.

Erst jetzt, nachdem König Ludwig Philipp durch den Willen der Nation den Thron bestiegen, darf man auf Abstellung der Lotterien. Eben so verhält es sich mit den Spielhäusern, i. d. die wir nur einen Punkt bemerkeln wollen. Ein Zwölftheil aller Selbstmorde, die in Paris verkommen; fallen auf Rechnung dieser höllischen Institute, wo schon unzählige Fremde und Einheimische ihr Vermögen, Leute, denen Kassen anvertraut waren, ihre Ehre und das Eigenthum ihrer Herrn, Studenten ihren letzten Nothpfennig, welchen ihre Familien sich abgespart, und Menschen aus allen Ständen ihre

Ruhe und ihr Gewissen verloren haben. Aus dieser Quelle entnahm die französische Regierung sechs Millionen Franken regelmässiger Einkünfte! Man hat zur Rechtfertigung angeführt, daß in großen Städten wie Paris, wegen des herrschenden Verderbnisses der Sitten, Spielhäuser nie ausgerottet werden können, und daß es daher besser sei, wenn die Regierung ihre Verwaltung zugleich bewache und ausbeute; allein es verhält sich hicmit wie mit den oben berührten Anstalten des Dey von Algier; denn wenn solche Dinge in großen Städten auch nicht vermieden werden können, so ist es doch weit unter der Würde einer civilisierten Regierung, sie unter ihren allerhöchsten besondern Schutz zu nehmen. — Von den übrigen Steuern ist die Weinauflage in den letzten Zeiten am meisten angefochten worden. Der Wein, ohne Zweifel dasjenige Produkt des französischen Bodens, welches im auswärtigen Handel der Nation die erste Stelle einnimmt, bezahlt, die Grundsteuer nicht mitgerechnet, jährlich die ungheure Summe von 120 Millionen Franken indirecter Auflage, die von einem Heere von Beamten bei allen Verkäufern als Accise, von den Weinschenken als Ohrm geld eingezogen wird. Hier durch geschieht es, daß der Preis des Weines in den Städten auf das Dreifache seines ersten Werthes steigt, und also auf eine künstliche Weise dem Bedürfnisse der ärmeren Klassen entzogen und fast zum Luxus gemacht wird. Ebendeshalb findet auch vielleicht in keinem andern Weinlande eine solche Versärfchung dieses Produktes statt, wie in der Hauptstadt des französischen Reiches, das doch die meisten und besten Weine in Europa erzeugt, weil die Kleinverkäufer auf diese Weise einen

Theil der Auflage von sich wälzen können. Die zweite Folge ist, daß einerseits der Verbrauch wegen des hohen Preises abnimmt, andererseits der Weinbauer seine Rechnung nicht mehr finden kann. Man hat im vorigen Jahre, amtliche Berichte vorgelegt, aus welchen hervorgeht, daß in mehr als einer Gegend Frankreichs ein Weinberg vom Mittelschlag, der kein vorzügliches Produkt liefert, nicht nur keinen Gewinn mehr abwirft, sondern sogar nur mit baarem Schaden bebaut werden kann. Hierzu kommt noch die fortwährende Abnahme des auswärtigen Weinhandels; denn die Versendungen aus Bordeaux, aus Nantes, aus den Häfen des Südens, die vor der Revolution unermessliche Summen betrugen, und auch unter Napoleon noch von Bedeutung waren, sind jetzt bis auf den zehnten Theil herabgesunken. Die Ursachen dieses Verfalls werden wir gleich aus Gelegenheit der französischen Zollgesetze berühren; das Bisherige beweist genügend, daß der französische Weinbauer unter Carl X. in gar keiner beneidenswerthen Lage war, weshalb auch gleich nach dem Ausbruche der Revolution vom 25. Juli das erbitterte Volk in manchen Gegenden über die Einnehmer der Weinauflage herfiel und sich selbst Recht verschaffen wollte. Und es war eine der ersten Versprechungen der neuen Regierung, gegen dieses Unheil Abhülfe zu schaffen.

Endlich hat auch die Zollauflage in der letzten Zeit viele Angriffe erfahren. Ganz Frankreich ist mit einer dreifachen Mauthlinie umgürtet. Selbst solche Produkte, welche ganz Frankreich, wie Eisen, das nur zu theuren Preisen und schlechter Beschaffenheit im Lande ausgesbreitet wird, oder einzelne seiner Provinzen, wie Bech-

und Brodfrüchte, von Außen her bedürfen, sind mit uns verhältnismäßigen Zöllen belastet, und die französische Regierung hat so gut als die englische den Grundsatz angenommen, daß ein Staat desto mehr gewinne, je weniger er mit andern in Tauschhandel trete. Nur verkaufen wollen sie, Nichts kaufen, nur Silber aus dem Auslande hereinziehen, Nichts hinausgeben. Dieses verkehrte System ging so lange an, als die andern Staaten thöricht oder gutmütig genug waren, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Aber dies ist jetzt anders geworden. Spanien, Russland, Preußen, Österreich, selbst die kleinen Staaten in Italien und Deutschland, haben sich nach dem Beispiel Frankreichs und Englands mit Zolllinien umgeben, und hiedurch eben ist der französische Weinhandel, der sonst das ganze nördliche Europa mit seinen edlen Produkten versorgte, und ungeheuren Gewinn abwarf, fast zu Nichts geworden, so daß das Land bereits für jenes thörichte System büßen muß, und der Weinbauer im Süden nur mit Mühe sein Brod verdient. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts sind die wahren und ewigen Grundsätze des Handels von einigen ausgezeichneten Geistern klar dargelegt worden. Sie haben zur Genüge bewiesen, daß der Handelsverkehr im Großen, also in derjenigen Gestalt, wie er von den Regierungen aufgefaßt werden muß, nichts anderes ist, als ein Tauschhandel der betreffenden Länder, und daß er um so mehr zu Gedeihen kommt, je schneller dieser Umsatz erfolgt. Der wahre Reichthum der Staaten besteht keineswegs in Aufhäufung von Silberstücken in einzelnen Händen, wie z. B. in der Cosaubah des Dey's von Algier, son-

dern in möglichst schnellstem und ausgebreitem Umtausch der Arbeit und ihrer Produkte. Ein Gulden, der täglich dreimal umgesetzt wird, stellt in Jahresfrist ein Capital von 1095 Gulden dar; dieser schnelle Umsatz ist aber nur bei ungehindertem Verkehr möglich. Jedes Land hat seine eigenthümlichen Produkte des Bodens wie des Gewerbsfleißes, und je ungezwungener hierin der Umlauf ist, desto mehr müssen die Contrahenten gewinnen; es ist klar, daß der Capitän, der Wein von Bourdeaur nach Hamburg, oder der Lyoner Kaufmann, der Seidenwaaren nach Leipzig schickt, sich eines desto besseren Absatzes erfreuen darf, wenn er eine Rückladung von deutschem Korn, Eisen oder Leinwand annimmt, weil der schnelle Verkauf, der dem deutschen Bauer und Fabrikanten zu gut kommt, ihm die Kräfte gibt, französische Weine und Waaren für sich und seine Familie einzuschaffen. Längst sind diese Grundsätze auch von den Franzosen anerkannt worden, und sie haben in den Kammern ihre beredte Vertheidiger gefunden. Die schreiende Ungerechtigkeit, daß der elsäßische Fabrik-Arbeiter sein Fleisch um den dreifachen, sein Brod um den doppelten Preis bezahlen muß, als er es in dem zwei Stunden entfernten Deutschland haben könnte, ist klar dargethan worden. Aber immer vergeblich. Der Eigentanz der Reichen, von dem Könige beschützt, überwog. Denn die Zollgesetze sind hauptsächlich im Interesse des Grundbesitzers. Und ist dieser nicht zum größten Theil in den Händen des Adels, dessen Angehörige in dem Rathe des Königs sitzen, seine Regimenter commandieren, und seit 15 Jahren bei den Wahlen in der Deputirten-Kammer, vom doppelten Votum unterstützt, ihre

Stimmen immer dem Ministerium verkauft haben? Solche edle patriotische Männer muß man für ihre Verdienste belohnen, was auch die Wortsührer des Gewerbsleibes, die Rödlin oder andere edle Männer, wie Benjamin Constant, dagegen sagen mögen. Zum Glück ist jetzt, nachdem die alte Rüstkammer der bourbonischen Waffen auseinanderfiel, auch dies anders geworden, und es freut uns, dem deutschen Landbesitzer, der unter dem Unwerthe der Feldfrüchte in den letzten zwölf Jahren so hart litt, eine bessere Zukunft verkündigen zu können; denn dem Zollgesetze Frankreichs steht eine große Wenderung bevor.

Was die Staatsausgaben betrifft, so erscheint keine derselben in zweifacher Beziehung so unverhältnismäßig, als das Ministerium der Kirchen und Schulen mit 50 Millionen Franken. Diese Summe ist für das große Reich viel zu klein, sobald die Landschulen damit unterstürzt, und die Dorfpfarrer, die unter der ganzen katholischen Geistlichkeit die einzigen dem Volke nützlichen Mitglieder sind, aus ihrer bittern Armut herausgerissen werden sollen. Aber zu diesem Zwecke wurde auch fast gar nichts verwendet; die armen Dorfgeistlichen, welche in Frankreich, wie in allen übrigen katholischen Ländern, meist der niedrigsten Volksclasse angehören, ließ man in ihrem Elende; für den Unterricht in den Elementarschulen auf dem Lande geschah vom Staate beinahe Nichts; obgleich diese Vorsorge in keinem Lande nöthiger wäre, da der dritte Theil der ganzen französischen Bauernschaft weder lesen noch schreiben kann, und über 16,000 Gemeinden des Landes allen Schulunterricht entbehren. Der fromme französische König glaubte,

keine Unterthanen zu bedürfen, welche lesen können; dies hätte die armen Leute ja nur in Gefahr gesetzt, die Zeitungen zu lesen, oder gar voltaireische Grundsätze kennen zu lernen. Dagegen war er väterlich für die Religion besorgt; denn wurden nicht alljährlich aus den Seminarien eine Menge frommer Missionare in alle Theile des Reichs entsendet, welche zur Erbauung der ganzen katholischen Christenheit Wunder verrichteten, feurige Zeichen am Himmel erscheinen ließen; Kreuze von ungeheurer Größe errichtet; Hass gegen die Protestantenten, Abscheu gegen die Charte und die Freiheiten des Landes, und Liebe zu den Jesuiten und dem guten Könige Carl X. predigten? Jene 50 Millionen wurden auf eine ganz andere Weise verwendet. Bei weitem der größte Theil kam den Erzbischöfen, den Bischöfen und Weihbischöfen zu gut, mit welchen Frankreich zum allgemeinen Seelenheile viel besser ausgerüstet war, als selbst je vor der Revolution. Denn damals waren nur etliche 50 Stück im ganzen Lande, jetzt über 80. Unter Napoleon bezog ein Bischof nur 10,000 Franken Gehalt; dafür war er aber auch ein Reiter. Der allerchristlichste König wußte ganz anders für die Häupter der Kirche zu sorgen. Der Erzbischof von Paris besaß mit seinen Nutzungen, die er von seiner Gemeinde zog, gegen 200,000 Franken jährlicher Einkünfte. In gleichem Verhältnisse waren die Andern bedacht, und der Geringstbesoldete von ihnen bezog im Ganzen (d. h. die zufälligen Einnahmen mitgerechnet) gewiß nicht unter 25,000 Franken. Und doch hatten diese geistlichen Herren nur für sich zu sorgen, und namentlich weder für Weiber noch Kinder,

wenn sie nicht etwa, aus einem freilich sehr häufigen Versehen, das Unglück gehabt, wie der Kukuk Eier in fremde Nester zu legen. Was von jener Summe übrig blieb, mußte den Priesterseminarien, den Missionshäusern u. s. w. zugeschossen werden; denn die Jesuiten, die in aller Stille in Mont rouge, in St. Acheul und in acht andern Proseßhäusern fortbestanden, bedurften unumgänglich nothwendig Zuschüsse aus der Staatscasse, weil die verruchten Zeitungsschreiber und die liberalen Schriftsteller die guten Herzen im Volke durch ihre heil- und gottlosen Deklamationen abhielten, den armen Vätern, wie vor der Revolution und in den alten guten Zeiten, durch Vermächtnisse und Schenkungen unter die Arme zu greifen, und weil die Quelle der Erbschleicherei, welche den Jesuiten sonst unversiegbaren Reichthum gewährte, unter dem entarteten Geschlechte, das seit der Revolution aufgewachsen ist, fast ganz vertrocknet war. Und gewiß verdienten auch die Priesterseminarien, daß der König für sie den großen Schatz des Staates öffnete; denn während beinahe das ganze übrige Frankreich zäh an der Charte hing, galt in diesen geweihten Mauern allein die absolute Gewalt des Königs, und die Freiheiten des Landes waren verabscheut; auch wurden die jungen Pflanzschüler dazu abgerichtet, die Grundsätze, die sie von ihren Lehrern eingesogen, einst unter dem Volke auszubreiten. Diese Hingebung für die Wünsche des Monarchen verdiente gewiß, daß man einen Theil der öffentlichen Gelder, welche von den Kindern dieser Welt, nämlich den Liberalen, bezahlt waren, in die heiligen Taschen des wahren Israel ableitete.

Bir wollen in einem andern Tone reden. Kein Kapitel des Ausgaben-Budgets bietet Stoff zu so ernsthaften Betrachtungen dar, als die Rubrik des inneren Ministeriums. Dieser Zweig der öffentlichen Verwaltung ist für die Wohlfahrt des Landes von der höchsten Wichtigkeit; je größere Summen er auf eine wohltätige Weise verwendet, desto besser steht es um die Nation, und man kann mit Recht sagen, daß er das wahre Maas der Sorgfalt jeder Regierung ist. Diese Rubrik beträgt nun für das große ausgedehnte Frankreich nur 100 Millionen Franken, also bloß ein Zehnttheil des ganzen Budgets, kaum doppelt so viel, als auf die Priester, und nicht einmal das Dreifache von dem, was auf das Haus des Königs verwandt wird. Und doch soll von dieser Summe die ganze innere Verwaltung, die Beaufsichtigung der Gemeinden und ihrer Rechnungen, die Besoldung der Präfekten mit ihren zahlreichen Adjunkten, die Unterstützung der Industrie, die Förderung des Ackerbaues, die Kunst- und Gewerbeschulen, endlich die Mittel des Verkehrs, die für den Nationalwohlstand von so hoher Bedeutung sind, nämlich die Straßen, die Canäle, die Brücken, die Wasserbauten, soweit sie den Staat betreffen, bestritten werden. Wenn für diese Dinge recht gesorgt werden sollte, so war wenigstens das Doppelte von jener Summe nöthig. Man kann sich deshalb zum Voraus denken, wie es hierin in Frankreich aussah. Deut eine schlechte Regierung denkt immer an die Sachen, die doch das wichtigste sind, zuletzt, an begünstigte Personen zuerst. Die Präfekten nämlich mit ihren Untergebenen erhielten ihre Besoldung pünktlich, und wenn sie sich recht

ergeben und unterthänig gegen die Regierung, besonders bei den Wahlen, erwiesen, so durften sie auch auf besondere Zuschüsse des Herrn Ministers rechnen, unter dem sie standen. Dagegen überließ man die Staatsanstalten sich selbst, oder wendete so wenig als möglich auf sie. Seit langer Zeit sind die Wege nicht in einem so schlechten Zustande gewesen, als in den letzten Regierungsjahren Carls X. Brücken zerfielen; Straßen, die früher fahrbar waren, kounten kaum mehr gebraucht werden; an Anlegung von neuen, wodurch sich z. B. die preußische Regierung so viel Verdienst erworben, wurde gar nicht gedacht. Wir wollen nur einen Beweis ansführen. Es ist im Winter etwas sehr gewöhnliches, daß die Post von Paris in Straßburg um 6—12 Stunden zu spät eintrifft, blos weil die Abschaulichkeit der Wege unübersteigliche Schwierigkeit darbietet; und doch ist dieß eine Hauptstraße, und bei weitem dem großen Theile nach eben. Man sollte doch glauben, daß eine Regierung, die jährlich 1000 Millionen Franken Steuern einstreicht, in ihrem Lande leidliche Straßen, die doch das erste Bedürfniß für den inneren Verkehr sind, werde herstellen können. Napoleon war es anders. Während das Land Hunderttausende von Streitern oft in weiter Ferne erhielt, war doch noch genug Geld vorhanden, um die Straßen in guten Stand zu setzen oder gar auszudehnen. Aber für solche Dinge hatte der fromme Carl X. keinen Sinn. Nach langen und bittern Klagen, welche von der Nation erhoben worden waren, versprach er endlich in der Thronrede vom 3. März Abhülfe, welche sein jäher Sturz vereitelte; und es ist ein Glück auch in

dieser Beziehung, daß die Sorge für das öffentliche Wohl in andere Hände gekommen ist.

Man ersieht aus dieser kurzen Uebersicht, daß der französische Bürger ungeheure Lasten bezahlte (30 Franken auf den Kopf), und daß nichtsdestoweniger viele sehr wichtige Zweige der Staatsverwaltung entweder ganz vernachlässigt waren, oder sich in einem ~~ungleich~~ schlechten Zustande befanden, als dieß in andern Staaten Europa's, wie England, Preußen, die Niederlande und die kleinsten Staaten in Deutschland der Fall ist. Dennoch hinderte diese ungeheure Steuerlast durchaus nicht, daß der Nationalwohlstand sich von Jahr zu Jahr hob. Handel und Gewerbe hatten seit den letzten 15 Jahren einen unglaublichen Aufschwung genommen, und der jetzige Zustand des Landes steht weit über der napoleonischen Periode. Hierüber darf man sich freilich nicht wundern. Frankreich ist in Rücksicht des Bodens und seines Clima's eines der gesegnetsten Reiche in Europa; durch die Revolution waren die Fesseln, welche früher den freien Verkehr und die Gewerbe hemmten, gesprengt, und die goldne Regel Colbert's (*laissez-les aller; laßt die Leute selbst machen*) konnte frei angewandt werden. Ein solches Land muß, sobald nur Ruhe im Innern und von Außen herrscht, einem sichern Wohlstand entgegengehen, die Regierung mag auch so schlecht seyn, wie die Carl X. es war.

Auch der öffentliche Credit ruhte auf einem festen Grunde, obgleich die Staatsschuld die ungeheure Summe von 5000 Millionen Franken betrug. Den glänzendsten Beweis dafür lieferte eine erst kürzlich abgemachte Finanzoperation. Durch ein Gesetz vom 19. Juli 1828

war die Regierung nämlich ermächtigt worden, 4 Millionen vierprozentiger Renten in das große Staatsbuch einzuschreiben. Dieses Anlehen wurde von dem Hause Rothschild zu dem außerordentlich hohen Curs von 102 Franken 7 $\frac{1}{2}$ Centimen übernommen, so daß also das berühmte jüdische Haus die eben genannte Summe um jährlich 4 Franks Zinsen ließ. Freilich war nicht bloß der blühende Zustand des Credits an dieser günstigen Operation Schuld, sondern die Rothschild hatten sich früher zu tief mit den dreiprozentigen Papieren eingelassen, und fürchteten große Verluste, wenn das neue Anlehen in fremde Hände gefallen wäre. Aber niemehr hätten sie dieß in einem Lande gethan, dessen Credit nicht für unerschütterlich gelten konnte. Die französische Regierung genoß den großen Vortheil, um die jährliche Rente von 4,134,950 Franken ein Darlehen von 80 Millionen zu erhalten; und noch mehr, dieser günstige Curs wirkte auch auf die übrigen Papiere zurück, welche bis zum Juli 1830 in einem unerhört hohen Preise standen.

Uebrigens zeigt dieses einzelne Beispiel klar, wie viel Frankreich durch die neue Ordnung der Dinge, welche die Revolution herbeigeführt, gewonnen haben muß. Während das Land vor 1789 eine jährliche Steuer von 600 Millionen Livres nur mit großer Anstrengung aufbrachte, während ein Deficit von 200 Millionen damals einen öffentlichen Bankrott nach sich zog, zahlen jetzt die Franzosen mit Leichtigkeit und bei sichtlich fortgeschreitendem Nationalwohlstande 1000 Millionen; und wenn der Staat, dessen Credit man bei dem ersten Anblicke wegen seiner ungeheuern Schuld für

erschüttert halten sollte, Geld bedarf, so stehen ihm die größten Summen zu 3%o vom Hundert zu Dienste.

Die Armee unter Carl X.

Ein weit ungünstigeres Resultat, als die Finanzen, bot in der ersten Hälfte des Jahres 1830 die Armee dar, auf welche doch der König zuerst rechnen mußte, wenn er einen Angriff auf die Freiheiten des Landes wagen wollte.

Die hohen verbündeten Großmächte Europa's hatten im Jahr 1814 und 1815 neben der Rücksicht auf das gütliche, unauslöschliche Recht der Könige, auch besonders aus dem Grunde die Wiederherstellung der Bourbonen verfügt, weil sie glaubten, daß der bekannte Charakter der Letztern das kräftigste Werkzeug gegen den unruhigen und kriegerischen Geist der Nation seyn werde; sie hatten die Bourbonen als ein Unterpfand des Friedens in Europa betrachtet. Der Erfolg hat diese Erwartung gerechtfertigt. Ein großer römischer Feldherr pflegte zu sagen: „Eine Armee von Hasen, durch einen Löwen geführt, ist stärker, denn ein Heer von Löwen unter dem Commando eines Hasen.“ Dieser Satz ist auch an dem neuen Frankreich erprobt worden. Denn obgleich Carl X. mit keinem Hasen verglichen werden kann, so ist er doch nichts weniger als ein Kriegsmann oder Besitzer des Soldatenstands, da er, wie der ehemalige Kaiser Ferdinand II., lieber Mützskutten als Uniformen sah. Der militärische Geist, durch welchen früher Napoleon seine Wunder gewirkt, war aus der französischen Armee von 1830 größtentheils verschwunden, und ganz andere Trichtfedern an seine Stelle getreten. Die alten Gre-

nadiere, vor denen sonst Europa erbebte, sind zu frommen Catholiken geworden, welche die heiligen Ceremonien der römischen Kirche, wenn auch nicht mit Zinbrunst des Herzens, doch mit äußerer Augendienerei sündlich beobachteten. Jedes Regiment wurde mit mehreren Geistlichen ausgerüstet, um den wahren allein-seligmachenden Glauben auch unter der Soldateska auszubreiten. Wehe dem Soldaten, der die Messe nicht eifrig besuchte, nicht zur gehörigen Zeit beichtete, oder die Ehrfurcht vor dem Herrn Caplan vergaß: er konnte niemehr zum Unteroffiziere, noch weniger zum Generalen emporsteigen, denn zu diesen Stellen wurden jetzt nicht blos militärische Eigenschaften, wie unter Napoleon, nicht blos Pünktlichkeit im Dienste, Mut und Gewandtheit erforderlich, sondern auch Kirchliche Orthodoxie und ein starker catholischer Glaube. Dieser Maassstab wurde aber nicht blos auf das gesamme Volk im Heere und auf die niedern Offiziere angewandt, sondern selbst auf die Generale, auf die Marschälle von Frankreich. Diese Männer mußten, wenn sie in der Gnade des Königs und seiner Lieblinge, der Hoffesuiten, verharren wollten, aber die aus früheren Triumphen mit Narben bedeckte Brust, den Panzer der Ceremonien, an ihr Haupt voll Vorbeeren den Helm des achten Glaubens anlegen. Man hat viele solcher alten Kriegsmänner, die noch aus dem Napoleonschen Reiche in das neue Frankreich herübergekommen waren, wie Marmonet, Bourmont und andere, in den langen Prozessionen des Hofes, in einer Hand die angezündete Kerze, in der andern das Messbuch, Gebete murmelnd oder Psalmen singend, die

freilich nicht aus des Herzens Tiefen kamen, mit ausdächtigen und salbungsvollen Geberden in die Kirchen schleichen, sehen. Alles dem König zu lieb! Wie sich doch die Zeiten ändern; wie alte Wölfe, die halb Europa ausgeplündert, plötzlich zu frommen Lämmern werden können! Bei den Regimentern wurden genaue Listen geführt, in welche man jeden Soldaten nach seiner Religion eintrug, um eine genauere Aufsicht auf ihre gottseligen Uebungen führen zu können. Bei solchen Gelegenheiten gab es oft lächerliche Auftritte, wie z. B. folgender. Ein Herr Regimentscaplan ging herum in den Casernen, und fragte jeden Soldaten: „de quelle confession êtes-vous? zu welchem Glaubensbekanntniß gehört ihr?“ Als diese Frage auch an einen alten Grenadier gerichtet wurde, besann sich dieser eine Zeitlang, und sagte, dann mit seldschiksem Selbstgeföhle: „Monsieur, je suis de la vieille garde, ich habe in der alten Garde gedient.“ Der alte Brabe hatte noch die napoleonischen Zeiten im Kopf, während Alles um ihn anders geworden war. Aus den Offiziersstellen waren die Offiziere der napoleonischen Armee längst verdrängt, weil man ihnen von oben herab kein Vertrauen schenkte. Viele zogen sich selbst zurück, unsfähig, sich in die neue Lage der Dinge zu schicken, und lebten in der Zurückgezogenheit kümmerlich von ihrem halben Solde, den man ihnen aus Gnade gelassen. Man kann sich denken, daß alle diese Leute der Regierung nicht sehr waren, und Grimm und Wuth in ihren Herzen trugen, welche sich auch bei der ersten Nachricht von dem Vorrange in Paris vom 25. Juli Lust machte, denn diese alten Offiziere waren die größte Stütze der Revolution in den Provinzen, und trugen viel dazu bei, daß sie

überall ohne Widerstand angenommen wurde. Die meisten Stellen im activen Dienste waren wieder, wie vor 1789, im Besitze der Adelichen, und über ihr Avancement, das im Allgemeinen während des langen Friedens nur langsam schen konnte, verfügte die Gunst des Hofs und namentlich der Priester. Die gemeinen Soldaten dagegen durften gar nicht auf Offiziersstellen hoffen; da dieser Grundsatz, der in der Revolution-Wunder gewirkt, nicht in dem Systeme der Regierung lag; außerdem wäre er nicht einmal unter den obwaltenden Umständen ausführbar gewesen, weil die Masse des Heers aus der gemeinsten Hefe des Volks bestand. Denn die Conscription war längst aufgehoben, und an deren Stelle Rekrutirung durchs Loos, mit der Befugniß, Ersatzmänner zu stellen, getreten. Dies hatte zur Folge, daß jeder Ausgehobene, wenn es ihm nur immer möglich war, einen Einstieger kaufte, wozu sich natürlich bald nur die Armutsten und Hoffnunglosesten hergaben.

Was endlich die Stärke der ganzen Armee betrifft, so sollte sie nach den von den Alliierten vorgeschriebenen und durch die Bourbons sanctionirten Bestimmungen 340,000 Mann betragen; aber diese Masse stand nur auf dem Papier und vielleicht in den Listen. Die aktive Mannschaft selbst belief sich höchstens auf 220,000 Mann, welche Zahl gewiß in keinem Verhältniß weder zur Größe Frankreichs, noch zu seiner politischen Stellung gegenüber den andern europäischen Großmächten steht. Man darf daher ohne Vorwurf der Uebertreibung behaupten, daß die französische Armee in dem Zustande, wie sie sich im Januar 1830 befand, der

preußischen nicht die Spize bieten konnte, daß kein militärischer Geist in ihr herrschte, und daß endlich das Land von dieser Seite Grund zu gerechten Klagen gegen die Regierung hatte. Denn ob wir gleich durchaus nicht der Meinung sind, daß ein großer Heeresstand zum Glück einer Nation nöthig ist, so kann man doch anderer Seits auch nicht läugnen, daß die bewaffnete Macht in jedem Lande, daß, wie Frankreich, nach Außen wie nach Innen völlig selbstständig ist, der Größe des Gebiets und der Bevölkerung angemessen seyn, und den ächten militärischen Geist in sich tragen möß.

Carl X. Privatleben.

Noch ist es nöthig, daß wir auch das Privatleben des Monarchen kurz berühren. Carl X. begann, wie man aus jedem Blatte des Moniteurs ersehen kann, sein Tagewerk regelmäßig damit, daß er eine Messe hörte; dann arbeitete er eine oder zwei Stunden. Und nun fuhr Seine Majestät gewöhnlich zur Erholung auf die Jagd nach Lambouillet oder andern benachbarten Orten, und schoß Hasen, Schweine und kleine Vogel. Diese Geschäfte mit den nöthigen Mahlzeiten füllten den Tag aus. Abends spielte er Whist, welches Spiel ihm so theuer geworden war, daß er sich auch am 28. Juli, unter dem Donner der Kanonen, den der Wind von Paris nach St. Cloud trich, und als seine Sache schon verloren war, von der geliebten Gewohnheit nicht trennen konnte. Der Rest des Tagewerks wurde wieder, wie die ersten Frühstunden, unter dem Beistande der Lieblingspriester frommen Ceremonien gewidmet. Denn Carl war fest überzeugt, daß er nur durch diese zauferischen Uebungen die Gnade des Himmels erringen

Ednnte, deren er bei seinem Vorhaben, die Verfassung des Landes umzustürzen, so verdächtig war. Eben deshalb ging seine Religiosität auch so weit, daß er an hohen Festtagen des Fährs, zur Buße seiner Sünden, Prüfung an sich selbst that, und mit eigenen hohen Händen allerhöchst dero nackten Rücken geißelte, oder dieses fromme Geschäft durch einen geliebten Priester an sich verrichten ließ.

Diesen Charakter besaß der Monarch, der 21 Jahre nach den napoleonischen Siegen in Oesterreich, die des Kaisers Macht auf die höchste Spitze getrieben, 15 nach dem Sturze, 10 nach dem Tode dieses außergewöhnlichen Mannes auf dem Throne saß, zu dessen Errichtung und Befestigung alle Kraft des berühmtesten Empereurs nüchtrig gewesen war.

Einberufung der Kammern.

immer näher rückte der wichtige Augenblick heran, der über die Zukunft Frankreichs entscheiden sollte. Durch eine Ordonnanz vom 6. Januar wurden die Kammern auf den 2. März zusammenberufen. Man ahnte, daß in dieser Sitzung wichtige Dinge vorgehen oder wenigstens vorbereitet werden sollten. Aber schon glaubte die Mehrzahl, daß Polignac auch auf den äußersten Fall, von dieser Kammer verworfen zu werden, nicht abdenken würde. Die Bürger glaubten alle mögliche Vorsicht zur Sicherung ihrer Rechte treffen zu müssen. So fanden denn im Januar die Associationen zur Verweigerung der Stimmen, im Fall sie auf ungesetzlichem Wege gefordert würden, auch im Pariser Eingang. Die angesehensten Männer, selbst Beamte der Regierung, unterschrieben, doch mit siblicher Vorsicht, indem sie jede Neuerung

vermieden, welche das Volk hätte aufwiegeln können. So erklärte z. B. Cochin, Maire des 12. Pariser Bezirks, bei Gelegenheit seines Beitritts ausdrücklich, daß er unumgänglich den Ministern die Absicht zutrauen könnte, durch gesetzwidrige Besteuerung die beschworene Charte zu verlegen.

Auch die Deputirten Frankreichs nahmen an diesen Scharmüzeln Theil, die vor der Haupschlacht hergingen, welche in der Kammer geliefert werden sollte, und dazu dienten, die Stärke der Parteien zu vergrößern oder doch nur zu offenbaren. Benjamin Constant, der berühmte Deputirte des Niederrheins, machte in den öffentlichen Blättern den Vorschlag, das Budgettheilweise zu verweigern und die Regierung durch dieses äußerste gesetzliche Mittel zu Aunahme eines populären Ministeriums zu ndthigen. — Er ging in die einzelnen Zweige der Abgaben ein, und sagte: „Bewilligen wir die Etwissste, dann wird man uns nicht vorwerfen können, daß wir den Thron erschüttern, da wir dem Throne das geben, was ihm gebührt; bewilligen wir die Summen für die Justiz; denn sie, die unsere Freiheit schützt, soll in ihrem Gange nicht gestört werden; bewilligen wir endlich den Sold des französischen Heeres, dann wird man nicht sagen können, daß wir das Land ohne Vertheidigung lassen. Aber gehen wir nicht weiter. Verweigern wir dem Minister des Innern sein Budget, da wir durchaus keine Bürgschaft wider die schlechten Präfekten und die Departementalräthe haben, die sich anmessen, für die Nation das Wort zu führen, da diese das Gegenteil von dem will, was diesen Herrn betrifft. Verweigern wir das Geld für die Diplomatie,

so lange wir nicht gewiß sind, ob sie unsere Interessen wahrnimmt und unsere Würde nicht gefährdet. Verweigern wir die Ausgaben für den Unterricht und die geistlichen Angelegenheiten, da wir befürchten müssen, der Unterricht befindet sich in den schlimmsten Händen, und da selbst die Freiheiten der gallikanischen Kirche nicht mehr sicher sind.

Man muß gestehen, daß eine furchtbare Waffe in diesem Plane lag. Denn was Benjamin Constant hier vorschlägt, war nichts weniger als unanfänglich, da die Mehrzahl der Kammer, welche das Recht hatte, Auflagen zu gewähren oder zu verweigern, eben so dachte wie er. Die Opposition wurde auch ganz rasend. So äußerte die Gazette auf die Prophezeihung des Constitutionell, „die Adresse der Deputirtenkammer im März werde ehrfurchtsvoll, aber energisch seyn: „Wenn man in England einen König hinrichten will, so wird das Schafot mit schwarem Tuch behängt, und der Schärfrichter legt eine Maske an, damit ~~dem~~ dem Greuel, den er verrichten soll, nicht sehen kann; so machen es die Liberalen; sie sprechen von Ehrfurcht gegen die heilige Person des Königs, während sie sich anschicken, seinen Rechten den Todestoss zu geben.““ Also mit Henkersknüchten verglich die Gazette die liberalen Deputirten Frankreichs; aber was half dieses elende Geschwätz? die Kammer hatte durch die Charta, welche Karl X. in Rheims beschworen, das Recht, einen Theil des Budgets oder das Ganze zu verweigern; sie hatte das Recht, eine Adresse in ihrem Sinne an den König zu richten; sie hatte das Recht, frei den Widerwillen der ganzen Nation gegen das bestehende Ministerium

auszusprechen; und jene Lästerungen bewiesen nur die unmächtige Wut derer, welche das französische Volk wider seinen Willen beherrschen wollten.

Man kann sich denken, mit welcher Bangen Erwartung das Ministerium den 2. März herannahen sah. Erschüttert in seiner innersten Gewalt durch die vorläufigen Steuerverweigerungen, im Fall ungesetzliche Auflagen erhoben werden sollten; von den Organen der öffentlichen Meinung täglich auf's heftigste angegriffen; von der Justiz, deren Beifand sie so unthig hatten, verlassen; der Treue angesehener Beamten nicht mehr versichert, von denen viele und zwar immer die Angescheinsten sich in den Ussociationen unterschrieben, sollte sich jetzt das Ministerium vor den Kammern stellen; deren widrige Stimmung durch das Resultat der Wahlen längst bekannt war. Wahrlieb, es gehörte viel dazu, daß Polignac nicht zurückbebe, und es wagte konnte, sich und die Monarchie in den Abgrund hinabzustoßen. Doch wurde ihm dange, je näher der fatale Zeitpunkt heranrückte, er zeigte sich geneigt, wenig auch nicht in den Grundsätzen, doch in Veränderung der Personen nachzugeben. Es ist gewiß, daß im Februar Herrn Herren Martignac und Moy (beide, wie bekannt ist, Mitglieder des Liberalen Ministeriums, welches am 8. August 1829 verdrängt worden war) Anträge gemacht wurden, ein Portefeuille zu übernehmen. Der Premierminister hoffte, daß der Zorn der Liberalen durch diesen Schein von Nachgiebigkeit besänftigt werden würde. Allein sein Plan war schlecht berechnet. Denn jene beiden Herren bedankten sich bestens für die allerhöchst hohen zugesagten Ehren, da sie durch eine Verbindung mit

P o l i g n a c ihre Ehre und ihren guten Namen für immer ruinirt haben würden, und das Volk hätte sich mit einer bloßen Abänderung der Namen, ohne Verzichtsleistung auf die Grundsätze, auf welche das Ministerium P o l i g n a c basirt war, nimmermehr abspeisen lassen.

So musste sich denn P o l i g n a c mit seinen alten Freunden den Kammern stellen. Sein Plan für diesen wichtigen parlamentarischen Feldzug war dieser: Es sollte alle Mühle aufgewandt werden, um durch Schreckmittel, durch Bestechung, durch Aussicht auf Aemter, endlich durch eine mit dem Aeußersten drohende Thronrede des Königs die Deputirtenkammer zahm zu machen, und sie zu Bewilligung des Budgets, das man allein nöthig zu haben glaubte, zu bestimmen. Zu diesem Ende wurde die Thronrede geschmiedet, die wir unten geben werden. Sollte aber die Kammer keine Vernunft annehmen, sollte sie sich erkühnen, auch nach der ergangenen drohenden Erklärung des Königs den Streit fortzusetzen, so hatte er, C a r l X., bereits zum Voraus bestimmt, die widerspenstige Kammer aufzulösen, und eine neue tief im Sommer einzuberufen. Dann war freilich nicht viel erobert, und das unselige Budget, zu welchem man doch die Deputirten nöthig hatte, noch immer nicht vorstellt. Aber man hatte doch wenigstens Zeit gewonnen, und P o l i g n a c durfte hoffen, noch einige Monate im Frieden fortzuregieren; wenn man nur die dringendste Last für einige Augenblicke hinausgeschoben, so weiß alle Welt, daß man dann freier atmet, und man, von ein bischen Phantasie unterstützt, alle Luftlöcher aushecken kann. So hatte denn auch M. P o l i g n a c erstens, daß die Nation



schimpfliche Verjagung der Männer ihrer Wahl, im Sommer bessere und geschmeidigere Royalisten erlesen würde; zweitens, daß die Beamten, welche bei den Wahlen zu der Kammer im März alle Eingriffe gewagt hatten, die nur möglichlicherweise gemacht werden können, sich noch gewaltiger anstrengen würden, sobald sie führen, daß seine Macht ohne ihren Beistand in den letzten Augen liege, und im Falle seines Sturzes ohne allen Zweifel durch ein liberales Ministerium ersetzt werden würde. Um sie gleich jetzt auf die wahrscheinliche Erneuerung der Wahlen vorzubereiten, und einen Beweis zu geben, wie streng er es mit der Amtstreue in diesem Punkte nehme, beschloß Polignac, einige auffallende Erempel zu statuiren, die freilich keinen Nutzen mehr hatten, weil die Mehrzahl der Wahlen längst gegen ihn ausgesessen war, aber doch zugleich seine Machtvollkommenheit und seinen Ernst zeigten. Der Graf Donnadien de Sesmaisons, Pair von Frankreich und Oberst der Garde, wurde dieser letztern Stelle im Februar, kurz vor Eröffnung der Kammern, entsetzt, weil er Herrn Dudson, einem der feurigsten Ultraroyalisten in ganz Frankreich, und persönlichem Bewunderer Polignacs, der als Kandidat zur Kammer an alle Freunde des Königs dringend empfohlen war, seine Stimme versagt hatte. Paßt auf, ihr Beamten im ganzen Lande, und ihr alle, die ihr öffentliche Amt, Pensionen und sonstige Nutzungen vom Könige oder Hofe bezicht; wenn man Pairs von Frankreich, Gräfen, alte Anhänger des Königs, die mit ihm früher ausgewandert sind, nicht schont, weil sie ihr politisches Wahlrecht nicht verhandeln wollten, wie wird man es erste

euch machen, wenn ihr es wagt, als Wähler eure Stimme dem Könige zu entziehen, oder als Lenker der Wahlen euch nicht alle Kniffe zu erlauben, die zu dem erwarteten Resultate führen können.

Doch seine größte Hoffnung setzte Polignac auf die Expedition nach Algier, die im Anfange dieses Jahres beschlossen worden ist ^{*)}). Frankreich ist, so gut als fast alle andern europäischen Seemächte, schon öfter und schmerzlicher von den Barbaren beleidigt worden, als durch den Schlag, den der Dey von Algier im Jahr 1828 dem französischen Consul gab, ohne daß man deshalb einen Kriegszug nach Afrika beschlossen hätte; auch haben schon kriegerischere Fürsten, als Carl X., und fähigere Minister, als Polignac und seine Genossen, in Frankreich geherrscht, und dennoch nicht für gut gefunden, die Sache der Civilisation an den Barbaren zu rächen; wenn Carl X., wie er vorgab, darauf ausging, die Sklaverei der Weissen durch gründliche Ausrottung der Seeräuberei im Mittelmeer auf immer zu vertilgen, so könnte er diesen ersfreulichen Zweck noch viel leichter und ohne allen Kostenaufwand auch zu größerem Gediehen der beleidigten Menschheit erreichen, wenn er den Kaufleuten in Nantes und Bordeaux und in mehreren andern Häfen des Westens und Nordens auf's Ernstlichste untersagte, den Handel mit schwarzen Sklaven weiter fortzutreiben, den diese, trotz der feierlichsten Staatsverträge, und aller jährlich wiederholten Versprechungen ungeachtet, von der Regierung heimlich unterstützt oder wenigstens nicht gehindert, mit

^{*)} Die Erzählung dieses Feldzugs geben wir im folgenden Hefte; hier könnten nur die Gründe angegeben werden.

unerhörter Grausamkeit fortwährend betrieben. Für reine Zwecke allgemeiner Menschlichkeit, oder auch blos für den Wahn beleidigter Ehre, den man dem Dey und der französischen Nation vorhielt, hat noch keine Regierung Kriegszüge über das Meer mit ungeheurem Kostenaufwand unternommen, am ~~alle~~ wenigsten die französische Carl's X. Es waren ganz andere Gründe im Spiel. Vorerst bedurfte der Herr Kriegsminister, Graf Bourmont, dem man das Commando übertragen wollte, unumgänglich nothwendig eine Gelegenheit, wo er den Schandfleck, den er durch die Verrätherei bei Waterloo auf sich geladen, wieder wegzuwaschen versuchen konnte. Fürs zweite hatte man Sc. Majestät, König Carl X. beredet, daß ein französischer Monarch nur dann zu Anschen im Innern kommen und seinen Thron mit dem nöthigen, den großen Haufen blenden den Nimbus umgeben könne, wenn er selbst, oder durch seine Generale Kriegsthaten verrichte; und so hegte denn Sc. Majestät die Hoffnung, daß die Liberalen verstummen würden, wenn Sie etwas von dem napoleonischen Wesen in Allerhöchst-Dero Regierungsgrundsätze aufnahmen. Endlich rechnete Polignac noch besonders darauf, daß die siegreiche afrikanische Armee, an deren Kriegsglück er nicht im geringsten zweifelte, begeistert durch ihre Triumphe und durch die Schäze in der Cosaubah, von denen er ihnen einen anständigen Theil zukommen lassen wollte, an seine Person gefesselt, ihn auf den äußersten Fall, wenn er und die freie Nation gar nicht mehr zusammen leben könnten, gegen die stillschweigenden Waffen der Charte, wie gegen den grimmigen Widerstand des Volkes schützen sollte. Dieß

find die wahren Gründe, welche Carl X. bestimmten, zum Ritter an der Christenheit zu werden, und das berühmte Raubnest Algier zu zerstören. Auf die französische Nation und ihre Interessen wurde bei der ganzen Unternehmung nicht die geringste Rücksicht genommen, als sofern man im Sinne hatte, von ihr die nöthigen Summen für die Landarmee, so wie für die Flotte, die allerdings nichts weniger als klein waren, beizutreiben. Von einer bleibenden Besitznahme war von vorne herein gar keine Rede; denn wäre man dadurch nicht den Engländern in die Haare gekommen, die den Franzosen, besonders unter einem König, wie Carl X., nimmermehr eine so schöne, so nahe und so fruchtbare Colonie gönnen würden? Und ist es nicht die Pflicht eines rechtshaffnen Premierministers, seinen Monarchen vor allen Händeln mit benachbarten Freunden, die ihn ja ohnedem noch in seinen Bemühungen gegen die Freiheiten des Landes mit Rath und That redlich unterstützten (man denke an Wellington), auf's Sorgfältigste zu bewahren? Polignac hatte lange Unterhandlungen vorher mit England gepflogen, ehe er es wagte, das Heer nach Afrika abgehen zu lassen, und erst als er die Einwilligung aus London erhielt, kam die Sache in's Reine. Und kaum war einige Monate später die Eroberung Algiers in Paris bekannt geworden, als man auch schon von Seiten der Regierung anfing, die öffentliche Meinung auf die Räumung der eben gemachten Eroberung vorzubereiten, und Langes und Breites über die ungeheuren Schwierigkeiten einer fortwährenden Occupation, über das ungünstige Verhältniß zwischen den Einnahmen, welche diese Colonie gewähren,

den Ausgaben, die sie verursachen würde, und die Undankbarkeit des Bodens in den Blättern der Regierung bekannt zu machen, bis mit einem Streiche die Revolution vom 25. Juli dazwischenkam, welche ohne Zweifel auf immer diese schöne Colonie bei Frankreich erhalten wird.

Man kann sich denken, daß der afrikanische Feldzug, der so viel Unregendes für die Phantasie hat, und unter einer populären Regierung mit ungetheiltem Enthusiasmus aufgenommen worden wäre, bei diesem Stande der Sachen, den die Masse der Franzosen recht gut beurtheilte, eben nicht viel Beifall fand.

Die Kammern vom März.

Endessen verstrich der Februar; die Deputirten Frankreichs, auf welche jetzt mehr als sonst die Augen von ganz Europa gerichtet waren, kamen in Masse zu Paris an. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Mit den gewöhdlichen Feierlichkeiten wurde die Sitzung der Deputirtenkammer den 2. März eröffnet. Nicht nur die Franzosen, sondern auch die andern Nationen lauschten mit banger Erwartung auf die Eröffnungsrede des Monarchen, welche seine Pläne und Ansichten aufdecken mußte. Sie lautete folgendermaßen:

„Meine Herren! Mit Zutrauen versammle ich jedes Jahr um meinen Thron die Pairs des Königreichs und die Deputirten der Departements. Seit Ihrer letzten Session haben wichtige Ereignisse den Frieden von Europa und das Einverständniß zwischen meinen Verbündeten und mir zum Glücke meiner Völker befestigt. Der

Krieg im Orient ist beendigt; des Siegers Mäßigung und die freundliche Dazwischenkunst der Mächte haben, indem sie das ottomanische Reich vor drohenden Gefahren bewahrten, das Gleichgewicht hergestellt, und den alten Verkehr der Staaten festigt. Unter dem Schutze der Mächte, die den Vertrag vom 6. Juli unterzeichneten, wird Griechenland unabhängig aus seinen Trümmern wieder ersteren; die Wahl des Prinzen, der über dasselbe herrschen soll, beweist hinlänglich der Souveräne uneigennützige und friedliche Absichten. — Ich betreibe in diesem Augenblick gemeinschaftlich mit meinen Verbündeten Unterhandlungen, um zwischen den Fürsten des Hauses Braganza eine Ausgleichung zu bewirken, die zur Ruhe der Halbinsel nöthig ist. Mitten unter den wichtigen Ereignissen, die Europa beschäftigen, mußte ich die Folgen meines gerechten Unwillens gegen eine Barbarenkönigmacht aufschieben; allein die meiner Flagge erwiesene Beschimpfung kann ich nun nicht länger ungestraft lassen; die glänzende Genugthuung, die ich erlangen will, wird, indem sie der Ehre Frankreichs genüge leistet, mit Hülfe des Allmächtigen, der Christenheit zu gut kommen." —

„Die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe werden Ihnen zugleich mit dem Zustande der Bedürfnisse und Hülfsquellen für das Rechnungsjahr 1831 vorgelegt werden. Ich habe die Genugthuung, zu schen, daß ungeachtet der Verminderung, welche die Einkünfte, vergleichungsweise gegen die des vorigen Rechnungsjahres, ersitten, dieselben dennoch die Abschätzung des Budgets überstiegen haben. Eine neuere Operation hat zur Genüge den Zinsfuß dargethan, auf welchem Wulchen ab-

schließbar geworden; sie hat die Möglichkeit bewiesen, die Staatslasten zu erleichtern. Ein Gesetz, in Betreff der Tilgung wird Ihnen vorgelegt werden; es knüpft sich an einen Abzahlungs- oder Tauschplan, der, wir hoffen es, das, was die Steuerpflichtigen von unserer Sorgsamkeit erwarten, mit der Gerechtigkeit und dem Wohlwollen vereinbaren wird, das wir denjenigen unserer Unterthanen schuldig sind, die ihre Kapitalien in den Staatsfonds gegeben. Die Maßregeln, worüber Sie berathschlagen werden, bezwecken die Befriedigung aller dieser Interessen; Sie können, ohne neue Opfer zu vor tiren, die Mittel darbieten, um innerhalb weniger Jahre die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Vertheidigung des Königreichs, zum Gedeihen des Ackerbaues und Handels, die Arbeiten an Festungen, die in den Seehäfen zu besiegenden Arbeiten, die Ausbesserung der Straßen und die Beendigung der Canäle dringend erfordern. Sie haben sich auch mit mehreren Gesetzen, in Betreff der Gerichtsordnung, mit verschiedenen Verwaltungsplänen und einigen Maßregeln zur Verbesserung des Looses der in Ruhestand gesetzten Militärs zu befassen. Ich habe die Leiden besuszt, womit ein langer, strenger Winter mein Volk gedrückt; allein Wohlthätigkeit hat die Hülfe vermehrt, und mit lebhaftem Vergnügen sah ich edelmüthige Sorge allenthalben in meinem Königreich, und vorzüglich in meiner guten Stadt Paris auf die Armen verwendet. — Meine Herren! das erste Bedürfniß meines Herzens ist, Frankreich glücklich zu sehen, so wie daß alle Reichthümer seines Bodens und Gewerbsleibes sich entwickeln, daß mein Volk die Institutionen, deren Wohlthat zu befestigen ich fest gesonnen bin, in Fried-

den genießt. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone gestellt, diese Rechte sind geheiligt; meine Pflicht gegen mein Volk ist, dieselben unverkümmert auf meine Nachkommen zu bringen. Pairs von Frankreich! Deputirte der Departemente! ich zweifle nicht an Ihrer Mitzwirkung, um das Gute zu bewirken, was ich thun will. Sie werden die treulosen Einflüsterungen, welche die Bosheit zu verbreiten sucht, abweisen. Sollten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hinderniß in den Weg legen, die ich nicht vorhersehen will, so würde ich in meinem Entschluß, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie jeder Zeit für ihre Könige bewiesen, Kraft finden, dieselben zu besiegen."

Die Spitze dieser Rede liegt, wie leicht zu sehen, in den letzten Sätzen. Der König erklärt, daß die Freiheiten des Landes unter dem Schutze der königlichen Vorrechte stehn; daß letztere also weit vorzüglich seyen, als die erstern. So lautete die Charte nicht, denn diese setzte die Rechte des Volks, in ihrem gesetzlichen Umfange, den königlichen gleich, oder machte wenigstens keinen Unterschied zwischen beiden. Folglich war der Verfaßung Krieg erklärt. Ferner mit den Worten: „Sollten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hinderniß in den Weg legen,” waren die Deputirten Frankreichs, welche sich mit Polignac nicht vertragen wollten, war die freie Presse, die unabhängige Justiz, war endlich jeder Franzose gemeint, der die Charte um leis-

nen Preis aufgeben wollte. Alle diese Menschen oder Anstalten wurden offen zu Empörern gestempelt, und mit dem festen Entschluß, „den Frieden,” d. h. die Willkür der gesetzlosen Tyrannen, „zu handhaben,” bedroht. Der Eindruck, den diese Rede hervorbringen mußte, ist leicht zu berechnen. Er zeigte sich schon im Saale und in der Gegenwart des Monarchen. Während er die Rede ablas, herrschte düstere Stille in der Versammlung; nur bei der Stelle, welche von dem neu ernannten Könige Griechenlands handelt, und die Behauptung ausspricht, daß sich Frankreich dabei sehr uneigennützig gezeigt habe, bemerkte man in den Mienen der meisten Deputirten ein bitteres Lächeln. Eben so erregte die Ankündigung der afrikanischen Expedition sichtbaren Unwillen, weil der König auch kein Wort davon sagte, ob er die Kammern um die nothige Geldhülfe ansprechen werde oder nicht. Als Carl X. gedenkt hatte, gaben etwa hundert Pairs und die rechte Seite der Deputirten ihren Beifall durch Klatschen und den Ruf: „es lebe der König,” zu erkennen. Aber die Mehrheit war nicht derselben Meinung; man hörte lautes Murren, und jener Huldigungsruf wurde mit dem andern: „es lebe die Charte!” beantwortet.

Es ist kein Zweifel, daß diese Rede es eigentlich war, was Carl X. und die ältere Linie der Bourbons stürzte. Alle andern Ereignisse sind bloß als Folgen, und zwar als nothwendige Folgen dieses einen Schrittes zu betrachten. Denn Carl X. konnte jetzt nicht mehr nachgeben, nachdem er sich so entschieden ausgesprochen, noch durste sich die Volksparthei geschmeidiger zeigen, wenn sie nicht die Sache, die sie seit zwei, zum

Theil seit 15 Jahren mit dem größten Eifer vertheidigt, aufgeben wollte. Der 2. März des Jahres 1830 ist also ein für die Weltgeschichte denkwürdiger Tag, an den sich ungeheure Ereignisseketten. Als solcher wurde er auch gleich betrachtet. Die alten Geschichtschreiber haben von großen Epochen der früheren Zeiten Vorbedeutungen aufgezeichnet, welche sich in der Natur zugesragen, und die wichtigen Veränderungen, die unter dem Menschengeschlecht eben vorbereitet wurden, angezeigt haben sollen. So berichten sie, daß kurz vor der Ermordung Julius Cäsars, der das große Römerreich zur Monarchie machte, feurige Erscheinungen beobachtet worden seyen, und als Gustav Adolph, der Retter des protestantischen Glaubens in Deutschland, die Schlacht bei Leipzig lieferte, welche der Anfang zu der glänzenden Reihe seiner Triumphe war, wollte man in den Wolken Gestalten, mit einander kämpfend, gesessen haben. Der Übergläubke bemerkte noch Vieles der Art bei andern wichtigen Gelegenheiten. Aber auch bei dem denkwürdigsten Act, den wir beschrieben, fiel etwas vor, das schon damals viel Aufsehen erregte. König Carl hielt nämlich seine Rede mit vieler Lebendigkeit, welche im Verlaufe derselben fortwährend zunahm; als er an die Stelle kam, welche von Vertheidigung seiner Vorrechte handelte, übermatinte ihn die innere Bewegung. Sein Hut, bei den Bürgern das Zeichen der Freiheit, bei Monarchen Sinnbild der Herrschaft, entfiel ihm aus der vor Wuth und Alterschwäche zitternden Hand. Zunächst neben Carl X. stand sein Sohn, der Herzog Ludwig Philipp von Orleans. Dieser nahm den entfallenen Hut auf, und behielt ihn

so lange, bis er ihn nach Beendigung der Rede schickslicherweise an den hohen Eigenthümer zurückgeben konnte. Alle liberalen Blätter wiederholten diesen Vorfall, zu großem Uerger der Gegenparthei, umständlich, und schon damals sagte man sich ins Ohr, daß etwas, was der Erfüllung dieses Vorzeichens ähnlich sche, bald eintreten könnte, wenn Carl X. auf der betretenen Bahn hartnäckig weiterschreite.

Die eigentliche parlamentarische Thätigkeit der Kammern beginnt mit der Entwerfung und Ueberreichung der Antwort auf die königliche Rede. Man nennt sie, wie unsern Lesern bekannt ist, die Adresse. Dieselbe spricht immer den Geist der Kammern aus, weil sie votirt wird, und also die Ansichten der Mehrheit ausdrücken muß. Über noch ehe es zur Entwerfung dieses wichtigen Aktenstücks kam, wurde der Sieg der Volksparthei und die Niederlage Polignacs und seiner Genossen kund. In der zweiten Sitzung der Deputirtenkammer, den 3. März, nahm Tabbey de Pompieres, als das älteste Mitglied der Versammlung, den Präsidentenstuhl ein, und bestimmte durchs Loos die Commissionen, welche die Prüfung der Wahlurkunden, die von den neu eingetretenen Mitgliedern vorgelegt werden mußten, vornehmen sollte. Die anwesenden Deputirten hatten ihren Platz im Saale nach ihrer politischen Meinung eingenommen. Ihre Zahl betrug 339 in folgender Vertheilung: äußerste Linke 47; äußerste Rechte 36; Linke 57; Rechte 47; linkes Centrum 74; rechtes Centrum 78; im ganzen Linke 178; Rechte 161. Folglich betrug die Mehrheit für die linke Seite, und also auch für die liberale Parthei, 17 Stimmen, die in

der Folge, nachdem die Versammlung vollzählig war, noch merklich zunahm. Die Frage über die Majorität war also entschieden. Die Folgen zeigten sich gleich. Von den fünf Candidaten für die Präsidentenstelle, welche von der Mehrzahl vorgeschlagen wurden, gehörte auch nicht ein einziger der ministeriellen Partei an. Die meisten Stimmen hatte Royer Collard, nach ihm Casimir Perrier, dann Delalot, Agier und Sebastiani. Der dritte von diesen Candidaten, Delalot, war dadurch berüchtigt, daß er das berühmte Prädicat „déplorable“ in die Adresse vom Jahr 1828 gegen das Ministerium Villele gebracht hatte. So sprach sich schon an diesem Tage die Stimmung der Deputirtenkammer aus.

In der Sitzung vom 8. März gingen die Wahlen zur Stelle des Vicepräsidenten vor sich; sie fielen ebenfalls im constitutionellen Sinne aus. Zugleich wurden die Namen derjenigen, welche die Kammer zu Präsidenten vorgeschlagen hatte, dem Könige überreicht, um vermöge seines durch die Charta verliehenen Rechtes denjenigen aus den Genannten als Präsidenten zu bezeichnen, der ihm am besten gefiel. Endlich, in der Sitzung vom 9. März, fielen auch vollends die Wahlen der vier Secretäre sämtlich auf liberale Mitglieder, so daß die Ministerpartei mit dem Präsidenten, dem Vicepräsidenten und den Secretären durchgefallen war. Brauchte Polignac noch stärkere Beweise, daß man ihn nicht mehr wollte? Doch vielleicht durfte er noch von der Pairskammer Hülfe erwarten, um sich gegen die Deputirten halten zu können. Diese Hoffnung war nicht ganz ungegründet, da diese Körperschaft zuerst

durch Villele, und dann auch unter der kurzen Herrschaft Polignacs mit einer Masse von Creaturen angefüllt oder vielmehr verfälscht worden war. Dennoch drang auch hier die allgemeine Stimme der Nation durch, wie aus den ersten Sitzungen hervorging.

Die Pairskammer.

Am 3. März war ihre erste Sitzung; es wurde vor Allem die Commission ernannt, um die Adresse der Pairs auf die Eröffnungsrede zu verfassen. Sie bestand aus folgenden Mitgliedern: Herzog von Doudéauville, Vicomte Lainé, Marquis von Latour-Maubourg, Marquis von Marbois, Graf Panisse, Graf Simeon und Marquis von Lazarus. Schon in der Sitzung vom 8. März wurde der Entwurf von Graf Simeon, als Berichterstatter der ernannten Commission, den Pairs vorgelegt. So gleich begannen auch die Debatten. Eine Menge Redner sprachen für und wider. Wir beschränken uns darauf, aus der trefflichen Rede Châteaubriands, der hier zum letzten Male die warnende Stimme für seinen König erhob, einige Auszüge zu geben.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich schlage keine Veränderung im Entwurf der Adresse vor; dieser Entwurf scheint mir ernst, voll Mäßigung, Ernst und Würde. Wollte man eine einzige Stelle ändern, so hieße dies, meiner Ansicht nach, den Geist und den Zusammenhang des Ganzen verderben. Sie ist stark, vorzüglich durch die Dinge, die sie nicht sagt; gerade diese Dinge will ich sagen. Ich wünsche vier Dinge für mein Va-

terland: Die Religion auf den Altären des heiligen Ludwigs, die Legitimität auf dem Throne Heinrichs IV., die Freiheit und die Ehre für alle Franzosen. Ich glaube nicht, daß die Minister des Tages die Absicht hatten, diese vier Dinge anzutasten; aber ich fürchte, sie möchten bei dem Bestreben, das alte Frankreich in dem neuen zu finden, die Wirklichkeit in Gefahr setzen, um nach Chimären zu haschen, oder diese zu bekämpfen. Die Minister haben die Thronrede gemacht. Diese Acte enthält ihr ganzes System. Ich werde einen raschen Ueberblick darauf werfen; aus dieser Prüfung wird für mich die Unmöglichkeit hervorgehen, dem Entwurf der Adresse meinen Beifall zu ertheilen, der, so bezeichnend er auch ist, mir gleichwohl unter der Rothwendigkeit des Augenblicks zu bleiben scheint." — . . .

Nach einem heftigen Tadel der Minister wegen ihres Vertrags in den griechischen und portugiesischen Angelegenheiten, fährt der edle Pair fort: „Ich wohnte der königlichen Sitzung nicht bei. Als ich aber die letzten Zeilen der Thronrede durchlas, erschienen sie mir nach ihrem klaren Wortsinn als eine Drohung von Seiten der Minister, an die Franzosen appelliren zu wollen, für den Fall, daß nicht Alles nach ihren Wünschen gehen sollte, und ich gerieth in große Bestürzung. Ich fragte mich, wo wir wären, wo wir hingingen, in welche Reihe von verhängnißvollen Thatsachen und Verwickelungen die Stärke des Königs sich sowohl selbst als uns stützen. Daß ein Minister in einem Augenblick des Schreckens, oder in einem Unfall von Unklugheit, einen Staatsstreich führt, ist begreiflich; aber daß

er sich zu einer Reihe von Staatsstichen entschließt, ohne zu wissen, was ihm auf dieser mit Abgründen besäten Laufbahn aufzustoßen und wie er sich aus diesem Labyrinth herauswinden kann, dieß ist in der That ganz unerklärlich. Große Talente entschuldigen lühne Unternehmungen. Das Genie hat seine Dictatur und seine Tyrannie; man unterwirft sich ihm zuweilen: aber man müßte Minister beklagen, die, ohne je die Angelegenheiten eines großen Volks gelenkt zu haben, keinen Anstand nehmen sollten, versuchsweise ihren Schlag zu führen, den Thron durch außerordentliche Maßregeln zu erschüttern, alle Interessen bloszustellen. Frankreich war vor dem 8. August im tiefsten Frieden. Der König, von Liebe und Ehrfurcht umgeben, konnte sich des Unblicks der Segnungen erfreuen, die er über seine Völker ausgegossen hatte. Jeder Grund zu Bewegung war den Massen genommen; sie hatten das, was sie verlangt, erhalten: die Freiheit und Gleichheit durch das Gesetz und vor dem Gesetz. Wo waren sie, jene großen Feinde der Legitimität, gegen welche die Kraft der vorigen Minister unzureichend befunden wurde? Wie könnte auch je für die wahren Freunde der Freiheit eine Usurpation, sey sie republikanisch oder monarchisch, wünschenswerth seyn, da ihre erste Gewaltthat nothwendig darin bestehen würde, Frankreich die Freiheit der Presse und der Reden zu rauben? Diese Freiheit, meine Herren, ist auch die erste Sicherheit Ihrer aristokratischen Existenz. Die Privilegien der andern Kammer sind die stärksten Bürgschaften für die Ihrigen. Diese Theoretienmacher, die meinen, eine erbliche Kammer könnte sich allein, inmitten der Nation, erhalten, gehören ent-

weder zu den blindesten oder zu den unsinnigsten Menschen. Jede von unten heraufkommende Revolution ist heut zu Tage unmöglich; aber die Revolution kann von oben herabkommen; sie kann aus einer verkehrten Verwaltung, die ihr Land und ihr Jahrhundert nicht kennt, entspringen. — . . . Ich halte meine Gedanken zurück; ich beschwichtige meine Gefühle; ich entwickele und ergründe nichts; ich hebe den Schleier, welcher die Zukunft deckt, nicht auf; ich lasse diese Rede unvollständig, weil meine Abhänglichkeit an den König den Strom meiner Worte einräumt. Alles, was ich hier nicht sage, meine Herren, hätte ich gewünscht, Sr. Majestät zu sagen! Wer weiß, was eine treue, tief erschütterte, aus dem Herzen und der innigsten Tiefe eines Royalisten entsprungene Stimme bewirken möchte? Mir ward aber nicht vergönnt, diese Stimme vernehmen zu lassen. Nach dem Gesetze, meine Herren, kenne ich keine hohern und keine achtungswerthern Richter, als meine edlen Collegen. Ich durfte daher den Pairs von Frankreich, den ersten Stützen des Thrones, einem schwachen Theil meiner Besorgnisse und meiner Sorgenmungen anvertrauen. Da ich, meine Herren, die schone Arbeit Ihrer Commission nicht verwischen mag, und doch anderer Seits den Entwurf bei den ernsten Verhältnissen, unter denen wir uns befinden, für unzweckend halten muß, so ist mein Entschluß, mich jeder Abstimmung zu enthalten, um sowohl den Aufstand parlamentarischer Verbindungen zu beobachten, als meinen politischen Bedenklichkeiten Genüge zu leisten."

Diese Rede ist in mehr als einer Beziehung wichtig. Vorerst wegen der Person, von der sie gehalten

wurde. Denn es ist vielleicht kein Pair in Frankreich, der den Bourbonen so viele und so unzweideutige Beweise der Unabhängigkeit gegeben hat, als Chateaubriand. Selbst diesen Mann wollte der König nicht mehr hören. Seine beredten Warnungen waren in den Wind gesprochen. Außer diesem allgemeinen Gesichtspunkt ist auch die Stelle merkwürdig, wo er seinen Collegen vorhält, daß die Pairsgewalt ohne die Deputirtenkammer und die Presßfreiheit durchaus nicht bestehen könnte. Diese Behauptung setzt voraus, daß gewisse Pairs sich dem Wahns hingaben, als ob sie in Zukunft die Vertretung der Rechte Frankreichs allein besorgen dürften. Freilich konnte so etwas erst nach einem Gewaltstreich gegen die französische Verfassung geschehen. Aber gerade mit diesem Plane ging ja das Ministerium Polignac um; und der Herr Präsident hatte seine Creatures unter den Pairs damit geködert, daß er der Erbkammer, wenn sie die Krone in ihrem Kampf mit den Liberalen unterstützen würde, den alleinigen Besitz der Rechte versprach, welche sie nach der Charta mit den Deputirten Frankreichs theilte.

Der vorgelegte Entwurf, von der Opposition unterstützt, ging durch. Am 9. März begab sich eine Deputation der Pairs in die Tuillerien, und der Kanzler las die Adresse vor.

Es wäre zu weitläufig, sie ganz anzuführen. Denn sie enthält ihrem größten Theile nach, der seit 15 Jahren von den Pairs angenommenen Sitte gemäß, nichts als eine billigende Wiederholung derselben Worte, welche der König in der Eröffnungsrede ausgesprochen hatte. Nur gegen das Ende nimmt sie eine

eigene Wendung und lautet so: „Das erste Bedürfniß des Herzens Eurer Majestät ist, Frankreich glücklich, geachtet, und im friedlichen Genusse seiner Freiheiten zu sehen. Frankreich wird im Genusse derselben bleiben, Sire! Was könnten in der That übelwollende Einflüsterungen gegen die ausdrückliche Erklärung Ihres Willens ausrichten, und gegen Ihr Versprechen, jene Freiheiten zu schützen und zu befestigen? Die Monarchie ist der Grundstein derselben, auf welchem auch die Rechte Ihrer Krone unerschütterlich ruhen werden. Die letzteren sind Ihrem Volke nicht weniger theuer, als seine eigenen Freiheiten. Unter Ihren Schutz gestellt, verstärken diese das Band, das die Franzosen an Ihren Thron knüpft. Frankreich will eben so wenig Anarchie, als sein König die Despotie wünscht. Sollten strafbare Umtriebe Ihrer Regierung Hindernisse in den Weg legen, so würde diese bald nicht nur durch die Pairs, die erblichen Vertheidiger des Throns und der Charta, sondern auch durch das gleichzeitige Zusammenwirken der andern Kammer und der unermesslichen Mehrheit aller Franzosen überwunden seyn. Denn es liegt in dem Wunsche und dem Interesse Aller, daß die geheiligten Rechte der Krone unverletzt bleiben, und daß sie, ungetrennt von den Nationalsfreiheiten, den Nachfolgern Eurer Majestät und unsren spätesten Nachkommen, den Erben unseres Vertrauens und unserer Liebe, überliefert werden.“

Der Monarch antwortete: „Mein Herr! Die Gefüngungen, die Sie mir im Namen Frankreichs aus-

drücken; sind mir um so angenehmer, als sie beweisen, daß die Kammer den ganzen Sinn meiner Rede vollkommen eingesehen und gefühlt hat. Ich zähle auf Sie, meine Herren, so wie auch Sie auf meine unerschütterliche Festigkeit rechnen dürfen, und ich will nicht zweifeln, daß die beiden Kammern sich an mich zur Befestigung und Sicherung des Throns anschließen werden, wozu Sie mir die Hoffnung gegeben haben."

Auf diese Weise hatte sich also die Pairskammer über das System der Regierung ausgesprochen. Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um einzusehen, daß die vorgelegte Adresse ein wahrer Oppositionsact ist. Denn außerdem, daß sie die Stelle der Königlichen Rede, welche die Uneigennützigkeit der Mächte in Beziehung auf Griechenland preist, mit Stillschweigen übergeht; außerdem, daß sie sich gegen Don Miguel im Portugal durch eine feine Wendung erklärt, weist sie den Vorwurf revolutionärer Gesinnung, welchen der König offen ausgesprochen, von Frankreich ab, und indem sie die Versicherung ertheilt, daß die Nation eben so sehr die Kronrechte schütze, als ihre eigenen Freiheiten, billigt sie das Verfahren und alle die Maßregeln, welche die Volkspartei seither getroffen, um die bedrohte Verfassung zu vertheidigen. Endlich was der Pairskammer noch am meisten zur Ehre gereicht, ist die entschiedene Erklärung, nie einseitig, sondern blos in Gemeinschaft mit der Deputirtenkammer handeln zu wollen, und also auch nie die gerechte Sache des Volks zu verlassen. Man sieht demnach, daß Portugal auch in der Pairskammer eine Niederlage erlitten, und unter keinen Umständen auf ihre Hülfe rechnen durfte.

Chateaubriand hatte Recht, wenn er sagte, die Adresse sey stark, vorzüglich durch das, was sie verschweige. Denn die vollkommenste Verwerfung des Premierministers und seiner Grundsätze lag in den Folgerungen dieser Adresse, welche Molignac selbst ziehen möchte.

Die Adresse der Deputirtenkammer.

Am 8. März war Royer Collard durch eine vom Minister Montbels unterzeichnete Ordonnanz zum Präsidenten der Deputirtenkammer ernannt worden. In der Sitzung vom 9. trat er dieses Amt an. Der seitwärige Alterspräsident, L abbey de Pompières, ein Greis von 80 Jahren, doch noch voll jugendlicher Begeisterung für die Freiheit seines Landes, hatte für diese Gelegenheit eine donnernde Rede in Bereitschaft, in welcher er seinen Haß gegen die geheimen Pläne des Ministeriums auszusprechen gesonnen war. Raum vermisschten es seine Freunde über ihn, daß er sie nicht hielt; sie gingen nämlich von dem richtigen Grundfazit aus, daß man die heilige Sache der Nation nicht durch naäberlegte Hize bldastellen dürfe. Dennoch konnte der jugendliche Greis seiner Gefühle nicht ganz Meister werden. Als er sein Amt dem neu ernannten Präsidenten übergab, sprach er folgende Worte an die Kammer: „Endem ich diesen Stuhl verlasse, auf den mich das traurige Vorrecht, Ihnen im Leben vorangegangen zu sein, berufen hat, erlaube ich mir, Ihnen für die freundliche Nachsicht zu danken, die Sie meinem Alter gegönnt haben. Zugleich empfand ich bei den Umstän-

den, unter denen wir hier versammelt sind, das Bedürfniß, Ihnen meine Gesinnungen und Wünsche für das Glück der Nation auszudrücken, die Ihnen ihre thenersten Interessen anvertraut hat; aber ich muß in dieser Hinsicht eine Zurückhaltung beobachten, welche mir der Charakter, in dem ich zu Ihnen spreche (ausfallende Bewegung im linken Centrum), sowie der Wunsch, Eintracht unter meinen Collegen zu schen, auferlegt. Ich hege die beste Hoffnung, indem ich den Präsidiumsstuhl zum drittenmal einem Bürger abtreten darf... (Geräusch und Unterbrechung.) Eine Stimme links: Stille! Stille! Herr Jaquemynot! Wiederholen Sie Ihr Wort) einem Bürger, dessen tiefe Einsichten, und vorzüglich dessen Ergebenheit für die constitutionelle Charte (Neue Unterbrechung, rechts zahlreiche Stimmen: Sagen Sie auch Ergebenheit für den König! — Links: Stille! unterbrechen Sie nicht!) die Achtung seiner Mitbürger, sowie das Vertrauen des Monarchen verdient haben. Indem ich mich der allgemeinen Stimme, die meinen verehrten Collegen auf diesen Stuhl erhoben, von ganzem Herzen anschließe, sey es mir noch vergönnt, Sie zu versichern, daß diese Ausserung der aufrichtigen Ausdruck meiner Gesinnungen, und kein leeres Compliment ist."

Der edle Greis hatte nur noch wenige Jahre zu leben, und so ist es begreiflich, daß er den letzten Abend seines Lebens nicht durch die Greuel des Bürgerkriegs oder der Tyrannie verbittert wünschte, welche die verbrecherischen Pläne des Ministeriums Polignac in diesem Augenblicke vorbereiteten.

Der neue Präsident bestieg hierauf, von den vier Secretären der Kammer gefolgt, den Stuhl, und erklärte nach einer kurzen Anrede die Kammer für constituirt. Sofort kam die Antwortsadresse zur Sprache. Die zu diesem Geschäft erwählte Commission bestand aus folgenden Deputirten: Graf Preissac, Etienne, Keraury, Dupont de L'Eure, Gautier, Graf Sebastiani, Barre, Lepelletier, d'Aulnay, Graf Sade und Dupin der Aeltere. Auch nicht ein einziger Knecht des Ministeriums ist unter dieser Anzahl.

Den 15.-März wurde der Entwurf in einer geheimen Sitzung, wie es Sitte ist, vorgelegt, und die Debatten begannen.

Herr Lepin trat zuerst auf als Verfechter der Herrn Minister und sprach gegen den Entwurf. Er meinte, die Kammer müsse um so eher alle Kränkungen gegen den König missbilligen, und sich zu Unterdrückung der übermäßigen Freiheit, welche sich die Presse heraußgenommen, so wie des Associations-Umfugs mit der Krone vereinigen, da sie sonst für alles entstehende Unheil solidarisch verantwortlich gemacht werden könnte, wenn sie sich nicht beeilte. Sie müsse den schmachvollen Anteil der Mitschuld an den öffentlichen Unordnungen, den man ihr mit einigem Recht aufzürde, von sich abzuwälzen suchen. Sie werde doch diese Sitzung, um welche sich schon so viele frevelhafte Anschläge bewegen, nicht damit beginnen wollen, das Herz des Königs zu betrüben! (Murren links — mischen Sie nicht den König in Ihre persönlichen Interessen!) Der Redner schloß sein langes Machwerk damit, daß er seine Ansichten vom göttlichen Rechte:

der Könige, Alles zu thun, was ihnen beliebe, ausführlich darlegte.

Nach ihm trat Agier auf, und sprach mit Feuer für den Entwurf, welcher nach seiner Ueberzeugung allein geeignet sey, die Besorgnisse, die über ganz Frankreich lasten, zu verscheuchen. Er sucht sofort zu berechnen, daß von nun an keine Revolution mehr möglich sey, daß nur die Urglist eine Aehnlichkeit zwischen dem gegenwärtigen Augenblick und dem Jahr 1789 finden könne. Frankreich sey im Hafen angelangt, und wolle nicht mehr auf das wogende Meer zurückkehren; aber zugleich sey die Nation auch entschlossen, das zu behalten, was sie besitze, ohne je die Charte von dem Herrscherhause, von welchem sie verliehen worden sey, zu trennen. Nur die Männer werden das Land als Feinde betrachten, welche durch Willkür herrschen wollen. Hierauf geht der Redner zu einem bitteren Ausfall auf das Ministerium über, und beklagt sich besonders über die Unverschämtheit der ministeriellen Blätter, welche ungestraft täglich die Vernichtung der Landesverfassung und den Umsturz der bestehenden Ordnung verlangen. Die Charte, schließt er, sey ein Vertrag, der den König so gut als die Nation binde; eine kleine verächtliche Partie verlange Eingriffe, man solle sich aber wohl hüten! denn die Frage, ob sich 32 Millionen Franzosen vor dieser Handvoll Ruhesünder, oder diese vor jenen beugen müssen, werde schnell entschieden seyn."

Nach Agier trat Connyn auf und suchte die Abhängigkeit seines Vorgängers, daß die Charte ein Vertrag sey, zu entkräften. Sie ist kein Vertrag, auch keine Eroberung, rief er aus, sondern ein freiwilliges,

ich möchte sagen, selbst unerwartetes Geschenk. (Murren und Gelächter.) — Vielleicht ist die Zeit nahe, wo es Pflicht für die Minister seyn dürfte, ihren Kopf auf's Spiel zu schenzen; das Ministerium vom 8. August wird sein Schicksal mit Würde erfüllen, und die Energie seiner Sprache wird beweisen, daß es seine erhabene Stellung begreift."

So weit hatte noch keiner die geheimen Gedanken des Hofes aufgedeckt als dieser Conn.

Auch die Minister nahmen an dem Kampfe Theil, und gaben sich alle Mühe, die verhängnißvolle Adresse zu hinterreiben. Montbel, Guernon de Ranville hielten Reden; hiebei zeichnete sich der letztere dadurch aus, daß er am Schlusse seinen festen Vorsatz erklärte, nie von der Bahn der Charte abzuweichen. Diese Behauptung war keine Heuchelei, vielmehr hat der Prozeß im December dieses Jahres bewiesen, daß Guernon de Ranville nur mit großem Widerwillen, und nachdem der König auf's Inständigste in ihn gedrungen war, die verhängnißvollen Ordonnanzen vom 25. Juli unterzeichnete.

In der Sitzung vom 16. und 17. dauerten die Debatten fort; es wurden mehrere Veränderungen vorgeschlagen, um der Adresse wenigstens Einiges von ihren bitteren Wahrheiten zu nehmen. Aber vergeblich. Am 17. März Abends kam es zur Abstimmung über die ganze Adresse. Das Resultat war folgendes: Weiße Kugeln 221: schwarze 181; somit Mehrheit für die Adresse, wie sie von der Commission vorgelegt worden war, 40. Der Präsident, die vier Secrétaire und 20

durch das Loos erwählte Deputirten wurden beauftragt, sie dem Monarchen zu überbringen.

Den 18. März geschah dies. Unter jenen 20 durch das Loos Erwählten fanden sich natürlich auch einige Royalisten; diese konnten es nicht über sich bringen, bei Ueberreichung eines so verhassten Werkes Hülfe zu leisten; sie blieben weg; an ihre Stelle drängten sich viele andere liberale Deputirten; der König empfing die Deputation im Thronsaale, umgeben von allen Großbeamten der Krone, und von allem Glanze eines königlichen Prunkes. Es war als ob die äußeren Gegenstände einen Contrast bilden sollten gegen die herbe Erklärung, die er eben von seinen Unterthanen annehmen mußte; oder als ob Carl das letztemal, wo er seine königlichen Vorrechte gegenüber von der Kammer ausübte, noch seinen ganzen Pomp hätte entfalten wollen. Royer Collard trat vor und las die Adresse ab. Dieses denkwürdige Aktenstück lautet folgendermaßen:

„Sire! Mit lebhaftem Danke haben Ihre getreuen Unterthanen, die Deputirten der Departemente, um Ihren Thron versammelt, aus Ihrem erlauchten Munde das schmeichelhafte Zeugniß des Zutrauens vernommen, das Sie ihnen ertheilen. Glücklich, Ihnen solches Gefühl einzuflößen, Sire, rechtfertigen sie dasselbe durch die unverbrüchliche Treue, deren Huldigung sie Ihnen in diesem Augenblicke neuerdings darbringen. Sie werden es durch loyale Erfüllung ihrer Pflichten zu rechtfertigen wissen. — Mit Ihnen, Sire, wünschen wir uns zu den Ercignissen Glück, die den Frieden Europa's begründet, die Eintracht zwischen Ihnen und Ihren Ver-

bündeten befestigt, und der Plage des Krieges im Orient ein Ende gemacht haben. Möchte das unglückliche Volk, das Ihr hochherziger Besitz einer Vernichtung, die unvermeidlich schien, entrissen, in der Zukunft, die Ew. Majestät ihr bereitet, seine Unabhängigkeit, Stärke und Freiheit finden. — Wir hegen Wünsche, Sire, für den Erfolg der Bemühungen, die Sie im Einverständniß mit Ihren Verbündeten auf Aussöhnung des Hauses Braganza verwenden. Es ist ein würdiger Gegenstand der Fürsorge Ew. Majestät, dem Jammer, der Portugal heimsucht, ein Ziel zu setzen, ohne den heiligen Grundsätzen der Legitimität, die für Könige so unverlehrbar, wie für die Völker ist, Eintrag zu thun. — Ew. Majestät hatten die Folgen Ihres Unwillens über eine Barbarenkönacht aufgeschoben; allein Sie halten dafür, nunmehr mit der Betreibung einer auffallenden Genugthuung eines Ihrer Flagge erwiesenen Schimpfes nicht länger zuaudern zu können. Wir werden ehrfurchtsvoll die Mittheilungen erwarten, die Ew. Majestät ohne Zweifel für nthig erachten werden, uns über einen Ge genstand zu machen, der so hohe Interessen betrifft. Sire, so oft von Vertheidigung der Würde Ihrer Krone und von Beschützung des französischen Handels die Rede ist, können Sie auf Unterstützung von Seite Ihres Volkes, so wie auf dessen Muth zählen. — Die Kammer wird dankbar zu den Maßregeln mitwirken, die Sie ihr zu Feststellung und Verbesserung des Looses der in Ruhestand versetzten Militärs vorschlagen werden. Die Gesetze, die Ihr über Gerichtsordnung und über Verwaltung vorgelegt werden, haben gleichfalls ein Recht auf ihre aufmerksame Prüfung. Die von Ew. Majestät uns angelün-

digte Verminderung im Staatseinkommen ist ein Symptom, dessen Bedenklichkeit uns Kummer macht. Wir werden mit aller Sorgfalt die Ursache des Mißbehagens, das sie andeutet, auffuchen. Ew. Majestät haben befohlen, uns ein Gesetz in Betreff der Tilgung und der Verzinsung der Staatschuld vorzulegen. Die Wichtigkeit der in diesen Entwürfen enthaltenen Fragen, und die Pflicht, die verschiedenen darauf bezüglichen Interessen genau abzuwegen, werden unsere Sorgfalt im höchsten Grade in Anspruch nehmen. Eine wichtige, geschickt kombinirte Organisation des Staatskredits wird für Frankreich ein mächtiges Mittel der Wohlfahrt, und für Ew. Majestät ein neuer Anspruch auf den Dank Ihrer Völker seyn. Allein zur Verwirklichung dieser Wohlfahrt wird eine Bedingung erfordert, ohne die sie fruchtlos bleiben würde; nämlich Sicherheit für die Zukunft, als die festeste Grundlage des Kredits, und das Hauptbedürfniß der Industrie: — Wir eilten auf Ihren Ruf von allen Punkten des Adiugreichs herbei, und bringen Ihnen von allen Seiten die Huldigung eines treuen Volkes, das noch innig davon gerührt ist, Sie mitten unter der allgemeinen Wohlthätigkeit in einer strengen Jahreszeit als den größten Wohlthäter gesehen zu haben, und das in Ihnen das vollendete Muster der rührenden Tugenden verehrt. Sire, dieses Volk liebt und verehrt Ihre Autorität; fünfzehn Jahre des Friedens und der Freiheit, die es Ihrem erlauchten Bruder und Ihnen verdankt, haben in seinem Herzen den Dank tief eingewurzelt, der es an Ihre erlauchte Dynastie knüpft. Seine durch die Erfahrung und die Freiheit der Erörterungen gereiste Vernunft sagt ihm, daß vorzüglich in Sachen der Autorität das Al-

terthum des Besitzes der heiligste aller Rechtsansprüche ist. Seine Ueberzeugung ist demnach mit seiner Pflicht im Einklang, und es betrachtet die heiligen Rechte Ihrer Krone als die sicherste Bürgschaft seiner Freiheiten, und die Integrität Ihrer Prärogative für Erhaltung seiner Rechte nothwendig. Inzwischen, Sire, offenbart sich mitten unter den einstimmigen Gesühlen der Ehrfurcht und Ergebenheit, womit Ihr Volk Sie umgibt, in den Gemüthern eine lebhafte Unruhe, welche die Sicherheit stört, die Frankreich angesangen hatte zu genießen, die Quellen der Wohlfahrt trübt, und, wenn sie lange fortduauern sollte, für seine Ruhe verhängnißvoll seyn könnte. Unser Gewissen, unsere Ehre, die Treue, die wir Ihnen geschworen haben und immer bewahren werden, legen uns die Pflicht auf, Ihnen die Ursache davon zu enthüllen. Sire, die Charte, die wir der Weisheit Ihres erlauchten Vorgängers verdanken, und deren Wohlthat zu festigen Ew. Majestät den festen Willen haben, setzt als ein Recht die Dazwischenkunst des Landes bei Berathung der öffentlichen Interessen fest. Diese Dazwischenkunst sollte nur mittelbar seyn, und ist auch nur mittelbar, weise abgemessen, mit genau gezogenen Schranken umgeben, zu deren Ueberschreitung wir niemals irgend einen Versuch dulden würden; aber sie ist positiv in ihrem Resultate; denn sie macht aus der fortwährenden Zusammenwirkung der politischen Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes die unabweisliche Bedingung des regelmäßigen Ganges der Staatsgeschäfte. Sire, unsere Loyalität, unsere Ergebenheit verpflichten uns, Ihnen zu sagen, daß dieses Zusammenwirken nicht vorhanden ist. Ein ungerechtes Misstrauen

in die Gefühle und in die Gesinnungen Frankreichs ist gegenwärtig der herrschende Gedanke der Verwaltung. Ihr Volk ist darüber bekümmert, weil er für dasselbe beleidigend ist; es schwiebt darüber in Unruhe, weil er für dessen Freiheiten bedrohend ist! Dieses Misstrauen sollte sich Ihrem edlen Herzen nicht nähern.. Nein, Sire, „Frankreich will eben so wenig Anarchie, als Sie Despotismus wollen;“ es ist würdig, daß Sie in seine Loyalität Vertrauen setzen, so wie es Ihren Versprechungen vertraut. Zwischen denen, die eine so ruhige, so treue Nation misskennen, und uns, die wir mit inniger Ueberzeugung in dem Schooße Ew. Majestät die Schmerzen eines ganzen Volkes niederlegen, das auf die Achtung und das Vertrauen seines Königs eifersüchtig ist, möge die hohe Weisheit Ew. Majestät den Ausspruch fällen! Ihre Königlichen Prärogative haben in Ihre Hände die Mittel gelegt, zwischen den Staatsgewalten jenen konstitutionellen Einklang zu sichern, der die erste und nothwendige Bedingung der Stärke des Thrones und der Größe Frankreichs ausmacht.“

Der König antwortete: „Mein Herr! ich habe die Adresse, die Sie mir im Namen der Deputirtenkammer überbringen, angehört. Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der beiden Kammern zur Vollziehung alles Guten, das ich beabsichtige, zu rechnen. Es ist mir schmerzlich, die Deputirten der Departemente erklären zu sehen, daß von ihrer Seite diese Mitwirkung nicht vorhanden ist. Meine Herren, ich habe meine Entschlüsse in meiner Rede zur Eröffnung der Session angekündigt; diese Entschlüsse sind unerschütterlich; das Interesse meines Volkes verbietet mir, mich davon

zu entfernen. Meine Minister werden Ihnen meine Absichten bekannt machen.“

Diese Absichten wurden bald bekannt. In der Lages darauf gehaltenen Sitzung der Deputirtenkammer überbrachte der Minister des Innern dem Präsidenten folgende Proclamation des Königs: „Carl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, Allen denen, die dieses sehn, Unsern Gruß. Wir haben beschlossen und befehlen, wie folgt; Die Sitzung der Pairskammer und der Kammer der Deputirten ist und bleibt bis zum ersten September verschoben. Gegenwärtige Proclamation soll der Deputirtenkammer durch Unsern Minister-Staatssecretär im Departement des Seewesens überbracht werden. Gegeben in Unserm Schlosse der Tuillerien, am 19. März 1830, im sechsten Jahre unsrer Regierung.“

(Unterz.) Carl.

Der Präsident verlas sogleich den vierten Artikel des Reglementar-Gesetzes vom 13. August 1814, folgenden Inhalts: „Die Kammer geht im Augenblick auseinander, wenn die Königliche Proclamation die Vertagung oder die Auflösung der Kammer befiehlt.“ In demselben Augenblicke erhebt sich auf der ganzen Rechten und dem rechten Centrum der oft wiederholte Ruf: „Es lebe der König!“ Die Deputirten der Rechten stehen auf, schwenken ihre Hüte, ihre Taschentücher und äußern die lebhafteste Freude. Die Linke und das linke Centrum, beharren in tiefer Stille. Als aber der Ruf: „Es lebe der König!“ von Seite der Rechten aufgehört, ertönte eine dreifache Salve: „Es lebe die Charte!“ von der Linken und dem linken

Centrum, die in Masse aufstehen und ihre Bänke verlassen. Die Rechte rief hierauf von Neuem: „Es lebe der König!“ Hr. v. Corcelles: „Es lebe die Charte!“ Die ganze Linke und das linke Centrum: „Ja, ja, es lebe die Charte!“ Die Rechte wiederholte: „Es lebe der König!“ Unter beiden Ausrufungen entfernten sich die Mitglieder der Kammer.

An eben diesem Tage wurde durch dieselbe Proclamation auch die Pairskammer aufgelöst. Die Pairs entfernten sich unter dem Rufe: „Es lebe der König!“

Folgen der Auflösung. Neue Pläne des Hofes.

Die Macht Polignacs und seiner Genossen war nun wieder auf einige Monate gerettet. Dies ist aber auch die einzige Wirkung, welche durch die Ordonnanz vom 19. März zu Gunsten des angenommenen Systems erreicht wurde. Polignac wollte nur Zeit für seine kümmerliche Existenz gewinnen; er hat sie gewonnen. Aber mit einem ungeheuern Preise. Denn die Monarchie Carl's X. war nun verloren. Der König konnte nach seiner entschiedenen Erklärung in der Thronrede nicht mehr nachgeben, ohne sich einer lächerlichen Unbeständigkeit vor ganz Europa schuldig zu machen. Auch abgesehen von seinem eigenen Starrsinne, hätten die Höflinge und Priester aus seiner nächsten Umgebung dies nimmermehr geduldet. Anderer Seits durste man von der eben prorogirten Kammer nichts Besseres erwarten. Wie sollte dieselbe, durch den letzten Act am stärkste verlegt, im August geschmeidiger seyn, als sie

es im März gewesen! Die Nichtigkeit dieser Hoffnung mußte selbst das Ministerium Molignacs einsehen. Man rechnete daher schon im März sicher darauf, daß eine spätere Ordonnanz die vertagte Kammer völlig auflösen, und die Wahl einer neuen anordnen werde. Denn ohne Kammer konnte der König unmöglich weiter regieren, weil die Auflagen nur bis zu Ende des verhängnißvollen Jahres votirt waren; demnach hörten die Steuern, und mit ihnen das Blut der Staatsmaschine auf, wenn nicht neue Abgaben durch eine andere gesetzlich gewählte Kammer bewilligt waren; und selbst auf den Fall, daß man es wagen sollte, die nöthigen Gelder, ohne die verfassungsmäßige Mitwirkung des Volks und gegen die Charte, mit Gewalt einzutreiben, standen schon die großen über ganz Frankreich verbreiteten Assoziationen im Wege, welche sich verbrüdert hatten, nur unter den gesetzlichen Bestimmungen zu bezahlen. Folglich war in diesem Falle der Bürgerkrieg und der Sturz Carls X. unvermeidlich. Man mußte also nach demselben Wahlgesetze, welchem die eben aufgeldste Kammer ihre Existenz verdankte, eine neue wählen lassen, und sich auf die Nation berufen, welche die 221 Vertantten der Adresse gesendet. Aber wie dann? durfte der König und sein Ministerium vernünftigerweise erwarten, daß die französischen Wähler, welche so eben in der Person ihrer Abgeordneten auf's Liebste beleidigt waren, jetzt, nachdem über die geheimen Absichten der Regierung gar kein Zweifel mehr obwalten könnte, auf die Wünsche der Minister eingehen würden? durfte man sich mit der Hoffnung einschläfern, daß die Nation in dem Augenblick, wo die Gefahr für ihre

Freiheiten auf's Höchste gestiegen, feig vom Kampfe zurücktreten werde? So etwas kann nur ein Thor sich einbilden. Man sieht also, daß die schwierige Lage des Königs durch die Ordonnanzen vom 18. März noch viel mißlicher geworden war. Die Minister hatten wie schlechte Beamte gehandelt, die, ohne alle Fähigkeit und nur durch Gunst auf ihre Stellen emporgehoben, sich dadurch zu helfen suchen, daß sie die täglich wachsenden Geschäfte hinausschieben, und sich gerettet glauben, wenn sie ihre Existenz um einige Tage fristen. Die Stellung der Nation und des Hofes war am Ende März dieselbe, wie sie in einer Carricatur geschildert ist, die im August in Paris herauskam. Auf der einen Seite des Blattes steht ein Riese in bürgerlicher Kleidung, aber bewaffnet, den Säbel an der Seite, die Glinte in der Hand. Zu seinen Füßen sieht man ein kleinwinziges Kerlchen, das in allerhöchster Uniform, mit Orden bedeckt, grimmig die Faust gegen seinen großen Nachbar ballt, und vor ohnmächtiger Wuth Lustsprünge macht. Der Riese schaut mit Verachtung auf dieses Getreibe herab, und sagt: Schweig! Dummkopf, ich bin zweihunddreißig Millionen Mal stärker als du! So standen schon damals die Sachen. Denn in dem innerlichen Kriege, den Frankreich und seine Regierung führte, waren auf der einen Seite der Monarch mit seinem kleinen Häuflein bezahlter Anhänger, auf der andern der entschiedene Entschluß von 32 Millionen Menschen, welche Frankreich bewohnen.

Allein den Abgrund, welchen die ganze Welt bemerkte, wurde Carl X. nicht gewahr. Nicht als ob sich keine Stimmen der Warnung in seiner unmittel-

haren Nähe erhoben hätten. Bald nach Auflösung der Kammer gaben die beiden Minister Courvoisier und Chabrol ihre Entlassung ein, nachdem sie sich lange vergebens bemüht hatten, das System ihrer Collegen zu bekämpfen. Sie waren jetzt, nachdem die Sache auf's Ueußerste gekommen, nicht mehr geneigt, dem öffentlichen Hass Troß zu bieten, und noch viel weniger die furchtbare Verantwortlichkeit, welche die andern Minister so leicht nahmen, auf sich zu laden. Ihre Entlassung wurde auf's Bereitwilligste angenommen. Der König bedurfte blinder Diener. Eine königliche Ordonnanz vom 20. Mai berief den „lieben und getreuen Grafen Peyronnet“ zum Ministerium des Innern als Staatssecretär. Dieser Mann besaß alle nthigen Fähigkeiten, um eine Stelle neben Volignac einzunehmen. Er war im Jahre 1828 eines der thätigsten Mitglieder des Ministeriums Villèle gewesen, das Frankreich als das unselige bezeichnet hatte. Er hatte überdies seine royalistische Festigkeit durch eine auffallende Rechtsverweigerung gegen die Farbigen der Insel Martinique bewiesen, und endlich berechtigte sein bekannter Charakter zu der Hoffnung, daß er den Krieg gegen die Freiheiten des Landes mit großer Energie führen werde.

Zum Grosssiegelbewahrer wurde durch dieselbe Ordonnanz Chantelauze, erster Präsident des königlichen Gerichtshofs in Grenoble, ernannt. Er hatte die Gunst des Hofs durch seinen maßlosen Eifer für die Sache der Ultra in der Sitzung des vorhergehenden Jahres erworben. Doch gronete ihm Anfangs vor der angebotenen Ehre. Wohl fühlend, daß Alles auf dem

Spiele sey, wies er die ersten Anträge ab, bis man ihn endlich von Seiten seiner Ehre angriff, und ihm den Vorwurf machte, daß er aus Bequemlichkeit und Eigennutz seine angenehme und unentzkbare Stelle nicht mit einer hohen, aber gefährlichen, vertauschen wolle.

Um den Staatsrat noch mehr zu verstärken, wurde noch eine neue Stelle, als Ministerium der öffentlichen Arbeiten, geschaffen, und dem Herrn Capelle übergeben, der sich früher durch seine Geschicklichkeit, die Wahlen im Sinne des Hofes zu leiten, empfohlen hatte.

So diente denn die Warnung, welche in dem Ausschritte jener beiden Minister lag, nur zu einem neuen Triumph für Polignac. Der König, von diesem seinem Liebling, so wie von der Gemahlin des Dauphins angefeuert, war entschlossener als je, die geheiligten Rechte des Throns und des Altars, wie man diese Anmaßungen nannte, gegen die ruchlosen Anhänger der Charta zu verteidigen. Zu diesem Starrsinne trug, neben der Kurzsichtigkeit des Monarchen selbst, am meisten die Dauphine bei, die an den Greuelthaten, welche gegen die Protestantten in Nismes und der Umgegend im Jahr 1814 verübt worden waren, den größten Anteil genommen, und fortwährend die bitterste Feindin der Constitutionellen war. Der Kriegsplan des Hofes war dieser: Vorerst hoffte man eine gute Wirkung von der höchst ungünstigen Art, mit welcher Carl X. die Rämmern aufgeldet hatte. Die Könige sind gewohnt, an alle Dinge den Maßstab des Hofes zu legen. Und weil das Gefinde zu St. Cloud ein finstres Gesicht seines Herrn wie eine Strafe des Himmels

betrachtete, so dachte man, die Wähler Frankreichs würden nach einer so derben Lection in sich gehen und bessere Grundsätze an den Tag legen. Hatte doch die rechte Seite der Kammer den Act der Auflösung wie einen Triumph gefeiert und laut gejubelt, warum sollte nicht auch die Nation diese Sache aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachten! Für's zweite wurde schon im April die völlige Auflösung der widerspenstigen Kammer und die Wahl einer neuen beschlossen. Um diese im Sinne des Hofs zu lenken, wollte man überdies alle möglichen Federn der Gewalt, der Drohung, der Versprechung und des Trugs spielen lassen. Unter der Mitwirkung des Herrn P e y r o n n e t , bei den großen Wahltalenten des Herrn C a p e l l e , meinten sie, könne ein glücklicher Erfolg kaum fehlen. Auch war der König bereits entschlossen, eine eigene, in seinem Namen ausgefertigte Proclamation zu erlassen, worin die Wähler Frankreichs aufgefordert werden sollten, nicht ihre eigenen, sondern ihres Königs Interessen bei den neuen Wahlen zu berücksichtigen. Außerdem stand Alles in Bereitschaft für den Zug nach Algier. Die Expedition konnte nimmermehr missglücken; denn für jeden Glücksschlag war eifrigst gesorgt worden, indem man den öffentlichen Schatz nicht sparte. Es mussten also auch bald Siegesnachrichten aus Afrika kommen, und während der Hof zum Voraus im seligen Genusse dieser Triumphe schwamm, erschien die Unzufriedenheit der Volksparthei im eigenen Lande als eine kleine Meinerei, die unfehlbar bei dem ersten Donner der Kanonen, welche die Einnahme Algiers der erstaunten Hauptstadt verkünden würden, in Nichts zusammenschwinden müsse.

Und wenn ja nach einem solchen Siege des allerchristlichsten Königs noch das Feuer des Ausruhrs unter der Asche glimmen sollte, so hatte der schlaue Premierminister noch andere mächtige Hülfsmittel zur Hand. Es sind zwei und drei Monate vor den verhängnisvollen Ordonnanzen des 25. Juli Verhandlungen mit auswärtigen Mächten gepflogen worden, deren Zweck es war, wie im Jahre 1815 die Ruhe Frankreichs durch eine Occupation fremder Truppen zu sichern. Der österreichische Botschafter in Paris stand in dem innigsten Verhältnisse mit Polignac, und als im Laufe des Sommers eine hohe Person aus Wien auf dem Johannisberge war, kamen zahlreiche diplomatische Besuche aus der französischen Hauptstadt daselbst an. Sonst ist nichts von diesem geheimen Verkehre bekannt geworden: die hieher gehörigen Acten wurden nach der Revolution geheim gehalten, um keinen unnöthigen Lärm in der Welt zu machen, und um die neue Regierung Ludwig Philipps nicht in ein mißliches Verhältniß gegen die andern Großmächte Europa's zu setzen. Das Uebrige kann man aus den Umständen abnehmen. Das Wiener Cabinet, dessen Besitzungen in Italien von Frankreich aus so leicht bedroht werden könnten, mußte um jeden Preis wünschen, daß der französische Vulkan, der früher die österreichische Monarchie beinahe verschlungen hätte, für die Zukunft ruhig bliebe. Und es war um so natürlicher, daß man Anträge der Art, wie sie Polignac machte, nicht ausschlug, weil man in Wien viel besser von den Gefahren, welche Carl's X. Thron bedrohten, unterrichtet war, als in St. Cloud. Aber ganz anders mußte ein

Franzose über diese Vorgänge denken. Wie? um Polignac und seinen Genossen die höchste Gewalt im Lande zu sichern, um dem Starrfinne König Carl's X. freien Lauf zu lassen; um die fanatischen Wünsche der Priester und die Interessen des Adels zu schützen, sollte Frankreich wieder alle Greuel der Besetzung durch fremde Truppen, die im Jahre 1815 so schwer auf dem Lande gelastet, erdulden? Es gehörte kein hoher Grad von Patriotismus dazu, um bei diesem Gedanken in Wuth zu gerathen. Und die Sache selbst war gewiß; denn außer den Gerüchten, die über jene auswärtigen Verhandlungen im Umlaufe waren, drohten die ministeriellen Blätter offen mit dem Zorne der fremden Mächte, die es nimmermehr dulden würden, daß die geheiligten Rechte der Legitimität in der Person Carl's X. und seines theuern Polignac beleidigt werden, noch daß die neuen Jacobiner Frankreichs, wie man die Liberalen zu nennen beliebte, die Revolution von vorne herein wieder ansteuern.

Umtriebe bei den Wahlen.

Dieß waren die Pläne des Hofs nach dem unglücklichen Verlaufe der Kammerwahlung im März 1830. Die fernere Geschichte Frankreichs in der ersten Hälfte dieses Jahres besteht in der stufenweisen Entwicklung dieser geheimen Entwürfe. Den Rest des Monats März und den ganzen April füllten die Rüstungen zum Zuge nach Algier, so wie der Federkrieg zwischen den ministeriellen und liberglen Blättern aus. Jene konnten

ihre Wuth nicht zügeln; sie schrieen laut über den Verzath so vieler Royalisten, welche, früher den Bourbons von ganzer Seele ergeben, sich jetzt durch beispiellosen Verrath unter die 221 Votanten der Adresse gesetzt. Man kann sich kein traurigeres Geständniß denken. Denn wie schlecht muß eine Sache seyn, welche die eigenen, früher feurigen Anhänger, hausenweise verlassen; eine Sache, die noch überdies alle Reizmittel der Pensionen, der Orden, der Bestechung, des Hofdunstes für sich hat, und also alle Ehrgeizigen, alle Schwachen so leicht an sich fesseln konnte. Nur die dringende, unabweisbare Ueberzeugung konnte in diesem Falle auf die entgegengesetzte Seite leiten.

Die liberalen Blätter spielten, nachdem sie ihren Triumph über die Adresse und die Niederlage der Gegenparthei hinlänglich gefeiert, die Rolle der Propheten; sie kündigten, zu großem Uerger ihrer Gegner, zum Voraus Alles an, was in den nächsten Monaten eintreten werde. Die Vertagung der Kammer müsse in eine völlige Auflösung verwandelt werden. Die Einberufung der neu zu wählenden Kammer werde längstens bis zum August verschoben. Auch das Resultat der vorher verkündigten Wahlen wurde zum Voraus bestimmt. Sie rechneten aus, daß die Regierung, statt willige Knechte zu bekommen, noch widerspenstigere Deputirten erhalten werde. Selbst daß die Krone verloren sey, wenn Carl X. sich nicht becile, sein System zu ändern, wurde mit ziemlich klaren Worten gesagt. Was half es auch, daß man von Neuem mehrere dieser Blätter in Processe verwickelte; ihre Rechtheit wurde durch Strafen von 2000 — 10,000 Franken nicht gezähmt. Dabei neig-

ten sich die öffentlichen Fonds zum Sticken; der Credit des Staats war erschüttert.

Den 16. Mai erschien endlich die lang erwartete Königliche Ordonnanz, die Auflösung der Kammer betreffend. Sie lautet so:

„Carl, durch die Gnade Gottes König von Frankreich und Navarra, allen denen, - die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß. In Betracht des 50sten Artikels der constitutionellen Charte; in Betracht der Gesetze vom 5. Febr. 1817, 25. März 1818, 29. Juni 1820, 9. Juni 1824, 2. Mai 1827 und 2. Juli 1828, insgleichen der Königlichen Ordonnanzen vom 27. Novbr. 1816, 4. Sept. und 11. Oct. 1820; auf den Bericht Unsers Ministers Staatssecretärs bei dem Departement des Innern, haben Wir befohlen und befehlen, wie folgt:
Art. 1. Die Kammer der Deputirten ist aufgelöst.
2. Die Wahlcollegien sind in dem ganzen Königreiche zusammenberufen: diejenigen der Bezirke, und diejenigen der Departements, die nur ein Collegium haben, auf den 23. Juni 1830; die Departementalcollegien auf den 3. Juli, und das Departementalcollegium von Corsica auf den 20. Juli. 3. Dem sechsten Artikel des Gesetzes vom 2. Mai 1827, und dem 22sten Artikel des Gesetzes vom 2. Juli 1828 gemäß werden die Präfekten gegenwärtige Ordonnanz unmittelbar nach deren Empfang bekannt machen; sie werden das Register der Reclamationen eröffnen, von Neuem die Wahllisten anheften lassen, und die Rectificationstabelle in der durch das Gesetz vom 2. Juli 1828 vorgeschriebenen Frist bekannt machen. 4. In Bezug auf die Operationen der Wahlcollegien soll so verfahren werden, wie durch die

Königliche Ordonnanz vom 11. Oct. 1820 verordnet ist. Die Kammer der Pairs und die Kammer der Deputirten der Departements sind auf den nächsten dritten August zusammenberufen. 6. Gegenwärtiges soll in allen Departements von dem Tage, wo es auf der Präfектur einregistirt seyn wird, dem vierten Artikel der Königlichen Ordonnanz vom 27. Nov. 1816 gemäß, in Vollzug gesetzt werden. 7. Unser Minister Staatssecretär des Innern ist mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt, die in das Bulletin der Gesetze eingerückt werden soll. Gegeben in Unserm Schlosse St. Cloud, am 16. Mai 1830, und im sechsten Jahre unserer Regierung. Unterz. Carl.

Durch den König: Der Minister-Staatssecretär des Innern.

Nun begannen auch die Umtriebe, um die Wahlen zu lenken; das ganze Arsenal solcher parlamentarischen Waffen wurde ins Spiel gesetzt. Jeder Minister erließ vertrauliche Rundschreiben an seine Untergebenen. Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, die gewaltthätigsten derselben genauer kennen zu lernen.

General Bourmont gab, vor seiner Einschiffung nach Algier, allen Divisionsgeneralen und Maréchaux de camp der Garde, so wie den Militärdivisionen und Unterdivisionen den Befehl, allen Officieren, die Wähler seyen, Urlaub mit vollem Gehalt zu ertheilen; zugleich wurde aber den Generalen, die diese Urlaube ausstellten, vorgeschrieben, den Officieren zu eröffnen, „daß sie für den von dem Ministerium vorgeschlagenen Candidaten zu votiren haben, indem sie, im Falle der Weigerung, unverzüglich abgesetzt würden.“ Nach der

Abreise des Herrn von Bourmont sandte Herr von Polignac, als provisorischer Kriegsminister, an alle General-Commandanten folgendes Circular: „Kriegsministerium. Persönliche und vertraute Mittheilung. Paris, 27. Mai 1830. In Gemäßheit der königlichen Ordonnanz vom 16. Mai, welche die Wahlcollegien auf den 23. Juni zusammenruft, fordere ich Sie auf, den Officieren jedes Grades, welche der Division, die Sie befehligen, angehören, und ihre Eigenschaft als Wähler beweisen können, unverzüglich Kund zu thun, daß sie ermächtigt sind, Urlaub zu nehmen, um sich in das Departement zu versetzen, wo sie ihre politischen Rechte auszuüben haben. Die Dauer des Urlaubs, den Sie ihnen zu diesem Zweck gestatten, hängt von der Zeit ab, die ihnen zur Reise, zur Anwesenheit bei den Wahloperationen, und zur Rückreise auf ihren Posten nöthig ist. Bei diesem Urlaub kann keine Art von Gehaltsabzug für die betreffenden Offiziere statt finden. Der König erwartet von Ihnen bei diesem Anlaß dieselben Beweise der Unabhängigkeit an seinen Dienst und an seine Person, die Sie ihm bei ähnlichen Gelegenheiten gegeben haben. Sie haben schon mehrmals den Militärs, die berufen sind, an den Wahlen Theil zu nehmen, die Beschaffenheit und Ausdehnung der Pflichten erläutert, die ihnen ihr Dienst auferlegt; Sie haben ihnen erklärt, wie unverträglich mit ihrem Berufe ein Vertragen wäre, das im Widerspruch mit dem System stände, welches Se. Majestät bei den obwaltenden Umständen und der gegenwärtigen Lage des Königreichs für das angemessenste erachtet hat. Es ist keiner unter Ihnen, der nicht einsehen dürfte, daß sie,

wenn auch frei in ihrer Stimmgebung, doch Verpflichtungen haben, die von ihrer Stellung unzertrennlich sind; daß man nicht zu gleicher Zeit der Regierung des Königs und der Opposition dienen kann, und daß die Geduldigkeit eben so sehr, wie die Pflicht befiehlt, zwischen dem einen oder dem andern zu wählen. Sie werden gegenwärtig mit Ihren Instruktionen und Ihren Beispielen dieselben Lehren zu unterstützen suchen, und zu diesem Zwecke neben Ihrem moralischen Einfluß alle gesetzmäßigen Mittel anwenden, welche das Vertrauen Sr. Majestät zu Ihrer Verfügung gestellt hat. Die Ansichten, welche die Regierung des Königs leiten, sind bekannt, und können laut ausgesprochen werden; sie haben nur die Erhaltung der Rechte des Thrones und den festen Bestand der Institutionen zum Zweck, für welche er die Grundlage ist; sie sind von nun an ein sicherer Leitstern des Vertragens für jeden; der offen und bieder die Aufrechthaltung der Monarchie und der öffentlichen Freiheiten wünscht. Ich fordere Sie über dies auf, sich mit den Hh. Präfekten zu verständigen, die insbesondere beauftragt sind, den Wahloperationen die nöthige Harmonie zu Sicherung des Resultats zu geben. Sie werden solche Maßregeln treffen, daß der Dienst durch die Abwesenheit der zu den Wahlen berufenen Officiere nicht leidet.“

Herr von Montbelle sagte in seinem an die Finanzbeamten gerichteten Umlaufschreiben: „Wenn ein Staatsbeamter für das Vertrauen, daß die Regierung des Königs ihm beweist, sich weigert, seine Bemühungen mit den übrigen zu vereinigen, und sich in Widerspruch mit ihnen setzt, so wird er selbst die Bande zer-

reissen; die Ihr an die Verwaltung knüpfen; und das fortan nichts erwarten, als strenge Gerechtigkeit.“ Herr von P e n n o n e t fügte diesen Drohungen noch eine Aufforderung zur Ungeberei bei: „Sie werden mir,“ erklärte er seinen Präfekten, „über das Benehmen derjenigen von Ihren Untergebenen, welche Wähler sind, vertrauliche Berichte liefern; ich werde dieselben niemand als ihren betreffenden Ministern mittheilen, um die von der Klugheit gebotenen Maßregeln zu ergreifen.“

Jeder Generaldirektor wiederholte seinen Untergesellnen, jeder untergeordnete Agent den niederrit Angestellten diese Stelle: von Drohungen, Versprechungen, Einschärfungen. In alle Zweige der Verwaltung dringend, musste sich nothwendigerweise Corruption, Schrecken und Unordnung verbreiten, sie ließen den Beamten keine andere Wahl, als ihre Stellen, die Existenz mittel ihrer Familien, zu verlieren, oder ihren Mächten gegen das Vaterland ungetren zu werden, indem sie ein Ministerium untersützten, welches Frankreich verriet. Dies war nicht genug; man erlaubte sich noch verderblichere Mittel. So war z. B. die Stelle eines Akademie-Inspectors erledigt, und der Sohn eines königlichen Prokurators, eines sehr einflussreichen Mannes, bewarb sich darum. Herr von P e n n o n e t erklärte dem Minister des öffentlichen Unterrichts, man solle dem Bewerber die Stelle unverzüglich übertragen, oder im Fall man sein Gesuch nicht zulassen könne, die Ernennung eines Anderen wenigstens bis nach der Wahl verschlieben. — Zwei Freitische wurden vor einem gewissen Präfekten für zwei Edhne einflussreicher Wähler nachgesucht; man bekleidete sich, sie ihnen noch vor der Wahl

zu geben. Alle Leidenschaften der Wähler suchte man zu befriedigen, alle ihre Schwachheiten würden berücksichtigt, um sie für das Interesse des Cabinets zu gewinnen. „Er besitzt Eigenliebe,“ schreibt Herr von P e y r o n n e t dem Finanzminister, — indem er von einem Domainendirektor, der Wähler ist, spricht, „und diese Eitelkeit könnte durch die Hoffnung gereizt werden, Ritter der Ehrenlegion zu werden, eine Auszeichnung, die er noch nicht besitzt, obgleich er schon sehr lange Direktor ist. — Ein Unterinspektor der Domainen, an dessen Gesinnungen dieser Minister zweifelte, erhielt die Weisung, entweder für den royalistischen Kandidaten zu stimmen, oder seine Entlassung zu nehmen. Dieses Verfahren wurde nicht bloß auf einzelne Personen, sondern sogar auf ganze Städte ausgedehnt. Zum Beweise mag ein Brief des Herrn P e y r o n n e t an den Finanzminister dienen. „Die Stadt ***“, schreibt er, „richtet an Ew. Exzellenz eine Bitte in Betreff einer neuen Postkommunikation durch ***; ohne über die Frage selbst aburtheilen zu wollen, ist es unter den gegenwärtigen Umständen gerathen, daß, falls eine abschlägige Antwort ertheilt werden müßte, dieselbe nicht vor der Wahl ankomme; gibt man aber eine günstige Entscheidung, so sollte sie nur als durch die Verwendung royalistischer Deputirten erlangt erscheinen.“

So wie die übrigen Räthe der Krone, so versäumte auch der Minister der geistlichen Angelegenheiten von seiner Seite nichts, seine Collegen zu unterstützen; der Clerus wurde förmlich auf den politischen Kampfplatz gerufen, und zwar mit Glück, wie es sich zum Voraus erwarten ließ. Die meisten Prälaten arbeiteten mit

Eifer für die Pläne ihres Vorstehers; indem sie durch ihre Hirtenbriefe die Abstimmung zu Gunsten des Ministeriums als eine Gewissenspflicht darstellten. Unter allen diesen vergaß sich indessen keiner so weit, als Herr von Cosnac, Bischof von Meaux, der in seinen Angriffen die konstitutionelle Partei der Brandstiftungen beschuldigt, und alle Strafen des Himmels auf sie herabruft. Indessen gab es einige Bischöfe, welche die Ehre ihres Standes rein erhielten, und das Amt des Friedens besser verstanden. Zu diesen gehörte vorzüglich der Bischof von Cambrai. Der Hirtenbrief dieses Prälaten, der öffentliche Gebete für die allgemeine Wahl der Deputirten befiehlt, ist ein Muster von Weisheit und Mäßigung. Wir wollen einige Stellen wörtlich anführen. „Es war dem König gefällig,“ sagte der hochwürdige Hirte, „die Deputirtenkammer aufzulösen und eine neue zusammenzurufen. Es ist durchaus nicht unsere Sache, in die Beweggründe dieser Maßregel einzugehen, und noch viel weniger, dieselbe zu richten. Ehrfurcht und Unterwerfung sind die Gefühle, welche die hohe Weisheit Sr. Majestät gebietet, die einzigen, die man bekennen darf.“ — Nachdem er angeführt hatte, daß alle Franzosen am Fuße der Altäre Deputirte erscheinen möchten, die kräftig zu der Wohlfahrt Frankreichs beitragen, endigte er mit folgenden Worten: „Das göttliche Licht wird den Zauber der Leidenschaften löszen, und gewiß die Wähler in ihren Verrichtungen leiten. Bei dem Zwiespalt der verschiedenen Interessen, welche die Deputirten zu vereinigen haben, wird die Weisheit sie lehren, daß nicht nur Rechte zu vertheidigen, sondern auch Pflichten zu erfüllen sind; daß die sicherste

Grundlage für die Wohlfahrt des Ganzen eine gegen seitige Unabhängigkeit der Mitglieder des Staates ist, und daß die heiligste unter allen unsren Verpflichtungen darin besteht, Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, zu geben.“

Am Vorabende, ja am Tage selbst der ersten Versammlung der Wahlkollegien verkündigte der Moniteur, als ob er den Wählern einen Wink geben wollte, eine lange Reihe von Staatsministern, Maitres de Requetes, Generallieutenants, Mitglieder der letzten Kammer, die von ihren Amtmännern entsezt oder pensionirt seyen. Auf diese Weise hoffte man, durch ein umfassendes Schreckenssystem alles einzuschüchtern, was durch irgend ein Band mit der Regierung zusammenhieng.

Aber dies war den Ministern nicht genug. Es erfolgte noch ein anderer Schritt, der in der Geschichte constitutioneller Staaten völlig unerhört ist. Der König mußte selbst auf den Kampfplatz der Parteien herabsteigen, und die Franzosen bitten, daß sie doch ja in seinem Sinne wählen sollen. Der Moniteur verkündigte am 16. Juni eine Proclamation, worin Carl X. die Wähler so anredete: „Franzosen, die letzte Deputirtenkammer hat meine Absichten misskannt. Ich hatte das Recht, auf ihre Mitwirkung zu Vollendung des Guten, das ich im Sinne hatte, zu zählen; sie hat mir dieselbe verweigert; ich sprach die Auflösung dieser Kammer aus. Franzosen! Eure Wohlfahrt macht meinen Ruhm; Euer Glück ist auch das meinige. Ihr werdet in dem Augenblicke, wo die Wahlkollegien auf allen Punkten meines Königreichs eröffnet werden sollen, auf die Stimme Eures Königs hören.

Die constitutionelle Charte und die durch sie gegründeten Freiheiten des Landes aufrecht zu erhalten, war immer das Ziel meiner Bestrebungen, und wird es immer seyn. Um aber dieses Ziel zu erreichen, muß ich die gehilgten Rechte, die das Erbtheil meiner Krone sind, frei ausüben und ihnen Achtung verschaffen. In ihnen liegt die Bürgschaft der öffentlichen Ruhe und euerer Freiheiten. Das Wesen der Monarchie wäre vernichtet, wenn strafbare Eingriffe meine Vorrechte schwächten; und ich würde meine Eide verrathen, wenn ich dies duldet. Im Schatten dieser Regierung ist Frankreich blühend und frei geworden. Es verdankt ihr seine Freiheiten, seinen Credit und seinen Kunstfleiß. Frankreich hat andern Staaten nichts zu beneiden, und kann nur nach Sicherung der Vortheile, die es genießt, streben. Beruhigt Euch daher über Eure Rechte. Ich sehe sie als mit den meinigen verschmolzen an, und werde sie mit gleicher Sorgfalt beschützen. Lasset euch durch die hinterlistige Sprache der Feinde Eurer Ruhe nicht irre führen. Stoßt unwürdigen Argwohn und falsche Besorgnisse zurück, die das öffentliche Vertrauen erschüttern würden, und ernste Uuordnungen veranlassen könnten. Die Absichten derer, welche diese Besorgnisse verbreiten, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, werden an meinen unveränderlichen Entschlüsse scheitern. Eure Sicherheit, Eure Interessen sollet eben so wenig, wie Eure Freiheiten bloßgestellt werden. Ich wache über die einen, wie über die andern. Wähler, begebet Euch eilig in Eure Collegien. Möge keine tadlenswerthe Nachlässigkeit Euch von Ausübung des Wahlrechts abhalten. Möge dasselbe Gefühl Euch bes.

seelen, dieselbe Fahne Euch vereinigen! Es ist Euer König, der dieß von Euch verlangt; es ist ein Vater, der Euch zuruft. Erfülltet Eure Pflichten; ich werde die meinigen zu erfüllen wissen. Gegeben in Unserem Schloß der Tuillerien, am 13. Juni des Jahres der Gnade 1830, und Unserer Regierung des sechsten."

(Unterz.) Carl.

Durch den König: Der Präsident des Ministerconseils,
Fürst v. Polignac.

Diese königliche Erklärung ist eine wahre Spiegelfechterei. Carl X. sagt, daß die Freiheiten des Landes durch seine eigene königlichen Vorrechte geschützt werden sollen, also daß die Macht des Throns die einzige und sicherste Grundlage für die Rechte der französischen Bürger sei. Man kann sich nichts Widerständigeres denken. So drückt sich nur ein Gewalthaber aus, der die Verfassung des Landes als ein Gnaden geschenk ansieht, als ein jährlich zugemessenes Almosen, dessen Fortdauer von der Macht des Gebers allein abhänge. Aber so lautete die Charte nicht. Diese hatte die Rechte der Franzosen denen ihres Königs durchaus nicht untergeordnet, sondern vollkommen gleich gestellt. Dieselbe ist, wie jede andere Constitution, ein Vertrag zwischen der Regierung und dem Volke, kraft dessen der König die heilige Beobachtung der verliebten Rechte, und die Nation Gehorsam und Steuern verspricht. Aber dieser Trug ist nicht einmal die schwächste Seite an der vorliegenden Proclamation. Der höchste Vorzug einer Verfassung besteht nämlich darin, daß der König hoch über allen Parteien steht, daß er keine Verantwortung auf sich hat, und im

rechtlichen Sinne weder irren noch einen Fehler begehen kann; denn in constitutionellen Staaten ist ein großer Unterschied zwischen dem König und der Regierung. Diese, aus den Ministern der Krone bestehend, ist dem Kampfe der Kammern und der öffentlichen Meinung ausgesetzt. Sie ist verantwortlich, weil kein Königlicher Befehl ohne die Unterschrift des betreffenden Ministers gilt, und weil dieser für seine Unterschrift so haften muß, als hätte er die Befehle des Königs selbst gegeben. Dagegen kann die Person des Monarchen von dem Kampfe nie erreicht werden; verträgt sich ein Ministerium nicht mehr mit dem Volke und der öffentlichen Meinung, so mag er dasselbe absetzen und ein Neues berufen, ohne seine königliche Würde bloszugeben. So hatte es seit einem Jahrhundert das Königliche Haus Hannover in England gehalten, und war gut dabei gefahren. Aber durch jene Proclamation trat Carl X. von seiner erhabenen Stellung als constitutioneller König herab, und erklärte die Sache seiner Minister öffentlich zu seiner persönlichen. Der Kampf drehte sich also jetzt nicht mehr zwischen der Nation und der Regierung, sondern zwischen der ersten und dem König Carl X. Die Nachtheile dieses Schrittes fallen in die Augen. Entweder hatte die verkündigte Erklärung die beabsichtigte Wirkung, was freilich vernünftigerweise nicht erwartet werden konnte, dann war wenigstens die königliche Würde verlegt. Oder blieb die Nation fest in dem Kampfe für ihre Rechte, dann war der König persönlich und durch einen offenen Act beleidigt, und es blieb ihm kein anderer Weg mehr übrig, als Gewaltschritte zu machen. Wollte

man auch einwenden, daß Carl X. durch jene Erklärung nichts weiter gethan habe, als die geheimen Wünsche seines Herzens, die schon ganz Frankreich zur Genüge kannte, laut offenbaren, daß also dieser Act von keiner besondern Bedeutung sey, so ist zu bemerken, daß auf dem Kampfplatz der Rechte eine nicht ausgesprochene Gesinnung, wenn sie auch noch so gewiß seyn sollte, null ist, oder wenigstens bei Weitem nicht die mißlichen Folgen nach sich ziehen kann, als eine offen zugestandene.

Was wir hier sagen, wurde sogleich, nachdem die Proclamation erschienen war, von den unabhängigen Blättern ausgesprochen, und von ganz Frankreich als wahr anerkannt. Die königliche Erklärung hatte deshalb auch die beabsichtigte Wirkung nicht.

Poli gnu a c selbst mußte dies zum Vorans gefürchtet haben; denn noch ein letztes außerordentliches Mittel wurde in diesen letzten Tagen vor den verhängnisvollen Wahlen ergriffen, um ihren Erfolg zu sichern. Als sich die Wähler schon anschickten, der Ordonnanz vom 16. Mai gemäß, die Wahlen zu beginnen, erschien unvermuthet eine neue Ordonnanz, welche dies Wahlgeschäft in folgenden 20 Departements vertagt: Ardèche, Ardennen, Aude, Maine und Loire, Eure, Eure und Loire, Gard, Indre und Loire, Loire und Cher, Loiret, Marne, Mayenne, niedere Pyrenäen, Sarthe, Seine, untere Seine, Seine und Marne, Seine und Oise, Vaucluse und Yonne. Die Bezirkscollegien in diesen Departements sollten sich erst den 12. Juli, die Departmentalcollegien den 19. derselben Monats vereinigen. Als Grund dieser auffallenden

Maßregel wurde in der Ordonnanz selbst angegeben: Es seyen eine große Zahl Streitsachen, betreffend die politischen Rechte der Wähler, bei den königlichen Gerichtshöfen von Paris, Rouen, Orleans, Angers, Metz, Pau und Rismes anhängig, ohne daß dieselben vor dem Termin, der durch die Ordonnanz vom 16. Mai für die Versammlung der Wahlcollegien festgesetzt war, entschieden werden könnten. Die angekündigte Vergangung sey daher für nothwendig erachtet worden, um die größtmögliche Regelmäßigkeit in die Wahllisten zu bringen. Der Moniteur entwickelte diese Gründe noch weiter, und gab sich große Mühe, sie wahrscheinlich zu machen. Der gute Premierminister Polignac, wie besorgt er auf einmal für die Sicherheit der Wahlrechte geworden ist! Schade, daß Niemand seinen Versicherungen Glauben schenken wollte; denn wenn jener Vorwand wirklich die rechte Ursache der Vergangung gewesen wäre, so mußten vor allen andern Departements Frankreichs diejenigen drei, welche dem Gerichtsprengel Grenoble angehören, mit inbegriffen werden, da bei diesem Gerichtshofe die meisten Processe wegen der Wahlrechte anhängig waren. Aber freilich schmeichelte sich der Minister Baron d'Hausse mit der Hoffnung, in einem dieser Departements, nämlich dem der Isère, wo er früher Beamter gewesen, gewählt zu werden, welche Erwartung aber durch den Erfolg nicht gerechtfertigt wurde. Vielmehr verhielt es sich mit jenem Acte der Gewalt so: die genannten 20 Departements gehörten zu denjenigen, welche früher beinahe lauter liberale Deputirte gesandt, und auch jetzt noch die nämliche Besorgniß bei den Mäthen des

Königs erregten. Man mußte also Zeit zu gewinnen suchen, um die Wähler zu bearbeiten; eine große Hoffnung wurde auf den Eindruck gesetzt, den die Nachricht von der Einnahme Algiers, an welcher man in St. Cloud nicht mehr zweifelte, hervorbringen würde. Vor dem 12 Juli, der den 20 Departements umfaßt war, mußte dieser Sieg nach der Rechnung der Minister bekannt geworden seyn; wie sollten nach diesem Vorgange die französischen Wähler noch den Mut haben, gegen ihren König, den glorreichen Besieger der afrikanischen Räuber, dessen Heer durch die errungenen Triumphen, so wie durch die Schäze des Dey unaufzähliglich an die Person des Monarchen gekettet war, ihre Stimme abzugeben! Für's zweite hatte man auch noch den andern Zweck, den Gesammtserfolg der Wahlen durch diesen Aufschub zu zerstücken. Wenn die große Mehrzahl der früheren Wahlen für das Ministerium ungünstig aussfallen sollte, so war doch den Liberalen vorerst der Triumph entrissen, über das ganze Resultat aburtheilen zu können, weil noch eine ansehnliche Zahl im Rückstande war.

Die Wahlen gehen vor sich.

Genug, die verhängnißvolle Frist war gekommen. Die Bürger eilten von allen Seiten herbei, um das heiligste und schönste ihrer Rechte auszuüben. Nie hatte sich bei diesem Geschäfte eine solche Emsigkeit in ganz Frankreich gezeigt. Die Beamten der Regierung brachten ihrer Seite alle möglichen Künste in Anwendung.

Aber auch die Volkspartei hatte sich auf's Beste vorbereitet, um in diesem letzten Kampfe, nach so großen früheren Anstrengungen, ihrer selbst würdig zu bleiben. Seit einem Monat thaten die unabhängigen Blätter Alles, um in die bevorstehenden Wahlen Einheit zu bringen. Sie übernahmen das Geschäft, das Volk in Kampf zu führen; schlügen gute Candidaten für die Departement vor, welche noch nicht entschieden waren; und vor Allem wiederholten sie täglich der Nation, daß es eine Ehrensache sey, die 221, welche im März Frankreichs Sache so gut verfochten, wieder zu wählen.

Alle diese verschiedenen Mittel, die Umtriebe der Regierung, so wie der Schlachtruf jener Blätter wirkten. Algier und die von dorther verkündigten Triumphe waren vergessen. Die Wahlen verschlangen das ganze öffentliche Interesse. Frankreich bot das Bild eines lebhaften innern Krieges dar, wo, statt mit Kanonen, mit Wahlstimmen gefochten wurde! Doch blieb es nicht blos bei diesen friedlichen Waffen; da und dort gab es auch gewaltsame Auftritte und heimliche Mezzeleien, namentlich in Montauban. In dieser Stadt zeigte sich die Wahl auf Graf Preissac, constitutio-nellen Candidaten. Während man noch mit dem Abschälen der Stimmen beschäftigt war, kommt ein Genesdarme umgeßähr 7 Uhr Abends von einer benachbarten Stadt, und überbringt die Nachricht, daß dort der ministerielle Candidate Baron von Beaugueré gewählt worden sey. Egleich ließen einige Personen, die in einem Hause, gegenüber von der Mairie, am Fenster standen, ihre Schnupftücher wehen und schrien auf die Straße herab: „Es lebe der König!“ Nun erhob

sich von allen Seiten der Ruf: „Nieder mit Preissac!“ und das Getümmel wurde noch heftiger, als man eben die Wahl dieses Candidaten ankündigte. Der Haufe der Menterer wuchs; in einem Augenblicke waren die Wähler in dem Saale des Stadthauses von einem Haufen Wütenden umringt. Die Gendarmerie war nicht stark genug, um diesen Unordnungen Einhalt zu thun; man mußte die Garnison zu Hülfe rufen, welcher es endlich gelang, die Zugänge zu dem Stadthause, welche von den Aufrührern besetzt waren, zu säubern. Aber nun stürmten diese in Masse nach der Wohnung des Herrn von Preissac, warfen die Fenster ein, zerstörten das Geräthe, begingen die größten Ausschweifungen, und waren nahe daran, selbst an die geheiligte Person des eben ernannten Deputirten Hand anzulegen. Nur mit großer Mühe gelang es den vereinten Bemühungen des Maire, des Stadt-Commandanten und einiger andern rechtlichen Bürger, ihn aus der Gewalt der Wütenden zu entreißen. Die ganze Nacht mußten starke Patrouillen die Stadt durchziehen, und vor die Thüre des Herrn von Preissac wurde ein Posten gestellt.

Obgleich Niemand daran zweifelte, daß die Priester diese Unordnung angeheckt hatten, und man auf die Urheber mit Fingern wies, so zeigte sich doch der Magistrat der Stadt höchst nachlässig in der Untersuchung, und es erfolgten nur geringe Strafen.

Endessen war und blieb Herr von Preissac Deputirter, und aus der Mehrzahl der andern Departemente lief die Nachricht ein, daß die Wahlen auf Constitutionelle gefallen. Aber ehe wir über diesen Punkt

weiter berichten, müssen wir die Aufmerksamkeit unserer
Leser auf einen andern Gegenstand lenken.

Die Feuersbrünste in der Normandie.

Seit dem März 1830, also seit der Zeit, wo sich die Kammern zum erstenmale in diesem Jahre versammelten, und der Kampf zwischen der Regierung und der Nation jenen drohenden Charakter annahm, wurde der Norden Frankreichs von einer Reihe furchtbarer Feuersbrünste in Schrecken gesetzt. Während der Zeit, die zwischen dem 8. August 1829 und dem März 1830 verfloss, hatten sich die Verbrechen in Frankreich auf keine außergewöhnliche Weise vermehrt, und man bemerkte namentlich keine größere Zahl von Feuersbrünsten, als in den vorhergehenden Jahren. Diese allgemeine Behauptung gilt insbesondere von der Provinz Frankreichs, welche so schrecklich von dieser Plage heimgesucht wurde. In dem ganzen Bezirke des Gerichtshofes von Caen herrschte bis im März die tiefste Ruhe. Der Handel war im Gedeihen; der Ackerbau blühte; die Steuern gingen pünktlich ein, und wurden mit Leichtigkeit bezahlt; die Rekrutirung erfolgte ohne Widerstand, selbst ohne Murren. Plötzlich änderte sich diese friedliche Scene, und Schrecken und Verzweiflung herrschte statt der früheren Sorglosigkeit. Die erste Feuersbrunst fand den 28. Febr. zu Bremoy statt. Man hielt sie Anfangs für eine Folge der Unvorsichtigkeit, aber diese Meinung wurde bei genauerer Untersuchung nicht bestätigt; denn Schlag auf Schlag brachen andere Feuer-

bränste aus, und dauerten fort bis tief in den December. Und nicht blos ein Ort wurde von diesem Uebel ergriffen: es verbreitete sich in 13 Bezirken des Landstriches, der unter dem Hauptgericht in Caen steht. In 40 Tagen erfolgten 34 Brandstiftungen oder Versuche dazu, auf einer Oberfläche von 10 Quadratmeilen. Die Bevölkerung gerieth in gränzenlosen Schrecken. Wachen wurden in den Dörfern überall aufgestellt, um der hollischen Feinde habhaft zu werden. Man bewaffnete sich allgemein, aber ohne Wirkung. Auch die Justiz that alles mögliche, um Einhalt zu thun. Von Caen aus wurden Verhörs-Richter in die bedrohten Gegendn geschickt; sie arbeiteten, unterstützt von den Orts-Obrigkeitn, mit größter Anstrengung. Der Präfekt des Departements Calvados ließ seine Gensd'armerie verstärken, und begab sich selbst an die Orte, in denen Feuer ausgebrochen war, um die Untersuchungen leiten zu helfen. Aber während diese Beamte oft eben in dem einen Dorfe mit Sorge für die öffentliche Sicherheit beschäftigt waren, geriethen in einem andern benachbarten Hause und Scheuern in Brand.

Die große Zahl dieser Unglücksfälle, die Hartnäckigkeit, mit welcher sie sich wiederholten, endlich auch die unseligen Umstände, welche damals wegen des Kriegs zwischen Volk und Regierung auf Frankreich lasteten, ließen keinen Zweifel übrig, daß ein hollischer Plan im Spiele sey. Bloßer Zufall kounte es unmöglich seyn, was so viele Familien um ihr Obdach brachte. In der Provinz selbst, welche der Schauplatz dieser Verheerungen war, sprach sich die öffentliche Meinung entschieden aus, sie klagte die Priester oder gar die Regier-

rung als Urheber an. Auch im übrigen Frankreich neigte man sich auf diese Ansicht. Dagegen wiesen die Ueberspanntesten unter den Royalisten, z. B. der Bischof von Meaux, dessen Hirtenbrief wir oben angeführt, die Schuld auf die Volksparthei.

Noch ist der Schleier von diesem furchtbaren Geheimniß nicht ganz weggenommen; doch hat der Ministerprozeß einiges Licht verbreitet, und man kann mit Bestimmtheit versichern, daß die große Mehrzahl der Minister Carls X. (Polignac vielleicht, aber auch nur vielleicht ausgenommen) nichts davon wußte. Dies geht klar aus folgenden Beweisen hervor: Sobald die Brandstiftungen in Paris bekannt wurden, im März, traf das Ministerium kräftige Maßregeln; wobei sich Courvoisier, damals Grosssiegelbewahrer, vortheilhaft auszeichnete. In einem Schreiben vom 27. April forderte er seinen Collegen, den Minister des Innern, dringend auf, die Bemühungen der Justiz durch alle in seinen Kräften stehende Mittel zu unterstützen. Anfangs April verlangte ebenderselbe von dem Kriegsminister die Aufstellung einer neuen Abtheilung Gensd'armerie. Am 19. d. M. überschickte er dem Generalprokurator in Caen Befehle, die mit folgender Neußerung schlossen: „Ich glaube, das sicherste Mittel, der Brandstifter habhaft zu werden, würde darin bestehen, wenn man zu gleicher Zeit von allen benachbarten Gemeinden aus die Wälder, in deren Nähe Feuer eingelegt worden ist, durchstreifen ließe. Ich habe dem Kriegsminister geschrieben, und ihm neuerdings die Nothwendigkeit vorgestellt, in allen bedrohten Bezirken die Macht der Gensd'armerie zu verdoppeln.“ Ueberhaupt saud

damals ein sehr lebhafter Briefwechsel zwischen dem Grosssiegelbewahrer und dem Generalprokurator, so wie des Untersuchungsrichters statt, die in die verheerten Orte geschickt worden waren. Der Richter in Virey, wo die meisten Brandstiftungen vorsiehen, konnte wegen seines hohen Alters den gehäussten Geschäften nicht Genüge leisten; er wurde durch einen rüstigen und bei früheren Gelegenheiten sehr fähig gesundenen Mann ersetzt. Außerdem verlangte Courvoisier täglich Bericht über alle Maßregeln, die man für nötig erachtet würde. In der Mitte Aprils verließen die Feuerschrünste den Bezirk Mortain, und bedrohten St. Lo. Der Grosssiegelbewahrer schrieb sogleich an den Generalprokurator: „Ich kann Ihnen nur meine früheren Befehle erneuern; lassen Sie jede Person, die auf Abwegen von der Hauptstraße gefunden wird, verhaften; besonders muß man ein wachsames Auge auf die Häufirer haben, und zu gleicher Zeit die Wälder der Gemeinden, wo Feuer ausgebrochen ist, umstellen, auch überallhin bei Nacht Wächter aussenden, u. s. w.“

Auch ließ der Minister mehrere Personen, wie Kleiderhändler und Häufirer, von denen man sagte, daß sie mit den angezündeten Orten Geschäfte haben, zu Paris beaufsichtigen. Am 11. Mai schrieb Courvoisier abermals an den Generalprokurator in Caen: „Es ist in der That etwas Unbegreifliches, daß in einem Lande, wo die Bevölkerung, die Polizei, die Gendarmen, die Linientruppen; die Verwaltungs- und die Gerichtsbehörden mit gemeinsamer Anstrengung die Verfolgung der führenen Freyler betreiben, der Faden dieser Schand-

that noch nicht gefunden, und die Verbrecher noch nicht entdeckt seyn sollen."

Später wurden geheime Agenten von dem Minister des Innern ausgeschickt; sie erhielten von den Gerichtsbehörden die nthigen Nachweisungen, um die Brandstifter dieser Frevel herauszubringen. Aber dieselben wurden bald von der aufmerksamen Bevölkerung beargwöhnt, und an mehreren Orten als Brandstifter verhaftet. Mehrere wären beinahe von dem erbitterten Volke erschossen worden, kaum vermochte die schnelle Hülfe der Ortsbeamten sie zu retten. Aber der Argwohn gegen sie konnte nicht ausgerottet werden; das Volk blieb überzeugt, daß ein schauderhaftes Einverständniß zwischen der Regierung und den Brandstiftern statt finde. Die Gouvernung nahm täglich zu; und die unwahrscheinlichsten Gerüchte über die Art, wie das Feuer eingelegt werde, fanden Glauben. Mit brennbaren Stoffen angefüllte Röhren, Körper, dem Schein nach ohne allen Feuerstoff, die sich aber mit der Zeit entzünden, und unfehlbares Verderben auf die Häuser verbreiten, sollten vorgeblich die Mittel der Brandstifter gewesen seyn; dens noch versicherte der Generalprokurator von Caen, ein sehr achtungswürdiger Mann, daß man niemals der Justiz Ueberbleibsel von solchen Stoffen vorgewiesen habe, obgleich manche Zeugen erklärten, dieselben gefunden und ausgeldscht zu haben.

Da die thätigste und eifrigste Aufsicht nichts fruchtete, so wurde endlich im Ministerconseil beschlossen, an Ort und Stelle eine beträchtliche bewaffnete Macht abzuseinden. Den 15. Mai verkündete Herr v. Courvoisier dem Generalprokurator diese Maßregel, und

schrieb ihm folgenden Brief: „Der Kriegsminister hat gestern durch den Telegraphen Befehl an den Commandanten in St. Malo erlassen, unverzüglich ein Bataillon des 59. Regiments nach dem Departement der Manche abgehen zu lassen. Zugleich erhielt General Donnadeiu die Weisung, von Mans nach Mortain zwei Eskadronen des 16. Jägerregiments zu schicken. Auch ist Befehl nach Hilaire ergangen, ein dort befindliches Bataillon des 12. Linienregiments nach Caen zu senden. Möchten diese Maßregeln doch der verheerenden Plage ein Ende machen. Sollten sie unzureichend seyn, so schreiben Sie mir wieder.“

Den 19. Mai gab Courvoisier, wie oben erzählt wurde, das Staatsiegel in die Hände des Königs zurück; aber kaum war das Ministerium wieder vollzählig, so beschäftigte es sich auch unverweilt mit den Angelegenheiten der Normandie. Eleich am 23. Mai entschloß man sich, neue Verstärkung an bewaffneter Macht abzusenden; zwei Regimenter Garde, ein Infanterie- und ein Cavallerieregiment erhielten den Befehl dazu. Alle diese Truppen, die eben ankamen, so wie die andern, die schon an Ort und Stelle waren, wurden unter die Befehle des Generals Latour Foissac gestellt, der im Jahr 1822 in die Picardie, ebenfalls wegen Feuersbrünsten, gesendet, große Fähigkeit für dieses Geschäft entwickelt hatte. Bei diesem Unlaß schrieb der neue Siegelbewahrer, Herr von Chantelauze, eigenhändig an den Generalprokurator: „Es ist im Rathe des Königs beschlossen worden, daß zwei Regimente unverzüglich in die Departemente der Manche und des Calvados nach den von den Brandstiftern bedrohten

Punkten rücken sollen. Diese Truppen, in Verbindung mit den bereits an Ort und Stelle befindlichen, sollen unter das Commando eines Generals gestellt werden, der eben so sehr durch seine Klugheit als seine Festigkeit bekannt ist. Die Absendung einer so bedeutenden Macht war das einzige Mittel, Verheerungen ein Ziel zu setzen, welche die Thätigkeit der Justiz bis auf diesen Tag nicht zu unterdrücken vermochte. Es ist zu hoffen, daß diese Maßregel wieder den Frieden in Ihre Gegend zurückführen wird, sowie daß die Einwohner zu ihren bürgerlichen Geschäften zurückkehren, und die Waffen niedergelegen werden. Ich kann Sie nicht dringend genug auffordern, die Bemühungen der Verwaltungs- und Militärbehörden mit aller Ihrer Macht zu unterstützen. Eben so nöthig ist es, daß Sie bei den Untersuchungen Ihren Eifer und Ihre Sorgfalt verdoppeln. Es wäre ein trostloser Gedanke, wenn die Justiz den Faden eines so schweren Verbrechens nicht auffinden könnte. Ihre Berichte haben mich in der Vermuthung bestärkt, daß irgend ein politischer Plan zu Grunde liegen muß. Sobald man den Verbrechern auf der Spur seyn wird, dürste die Sache eine andere Gestalt annehmen, und von hoher Wichtigkeit werden. Ich werde Ihnen daher auch sehr verbunden seyn, wenn Sie mich, so wie bisher, von Allem fortwährend unterrichten, was irgend ein Licht auf diese finsternen Umtreibe werfen könnte. Ich wünsche zugleich, daß Sie mir die Aussagen des Menschen zulassen, der nach seiner Entweichung zum zweitemale verhaftet wurde u. s. w." Die letzte in diesem Briefe erwähnte Thatſache hatte noch unter der Verwaltung des Herrn von Courvoisier

sier stattgefunden: ein Unschuldiger war den Gendarmen entsprungen; seine Entweichung vermehrte die Gährung im Lande außerordentlich. Man hielt sie für absichtlich, und glaubte darin einen neuen Beweis des schauderhaften Einverständnisses zu finden, das man zwischen der Verwaltung und den Banden der Mordbrenner vermutete.

Am 1. Juni schrieb der Großsiegelbewahrer noch einmal an den Generalprokurator einen ähnlichen Brief, in dem er ihn dringend zu Verdopplung seiner Thätigkeit aufforderte; auch überschickte er ihm die Akten eines ähnlichen umfassenden Prozesses, der ebenfalls gegen eine Bande von Mordbrennern in der Picardie im Jahr 1822 geführt worden war, um sich daraus zu belehren.

Alle diese Schreiben, die wir angeführt haben, so wie noch viele andere, die wir der Kürze wegen übergingen, sprechen so klar für die Rechtlichkeit des Justizministers und seiner Collegen, daß nur die Bosheit oder der regste Argwohn diese Männer eines Einverständnisses mit den Verbrechern beschuldigen könnte. Die öffentliche Meinung in Frankreich hat sie auch für schuldlos erklärt, mit Ausnahme P o l i g n a c's, der in einem weit innigeren Verhältnisse zu dem Könige stand, als seine übrigen Genossen, und also recht gut um gewisse geheime Pläne wissen konnte, die den Andern verborgen blieben. Man argwohnte, daß der Premierminister in das entsetzliche Verbrechen eingeweiht gewesen sey. Aber keine einzige Thatsache hat bis jetzt diese Vermuthung bestätigt. Im Gegenteil erklärte Baron de la Brune, ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit, der nach der Revolution von L u d w i g

Philippe I. zum Marechal de camp ernannt worden ist, und vom März bis zum September in der Normandie die Gensd'armen befehligte, also vermidte seiner Stellung klarer als irgend Jemand sehen konnte: „die Correspondenz, welche Polignac wegen der Brandstiftungen als Kriegsminister mit den Behörden in den bedrohten Gegenden führte, habe von der vollkommensten Aufrichtigkeit gezeugt, und durchgehends die Absicht verrathen, durch alle Mittel zur Entdeckung der Wahrheit zu gelangen.“

Dennoch sind die Umstände, unter welchen das Verbrechen erfolgte, so wie dieses selbst von der Art, daß man nothwendig jene Vermuthung, die der Justizminister in dem oben angeführten Briefe aussprach, für wahr halten muß. Wenn nicht alles täuscht, so liegt ein geheimer politischer Plan diesen Brandstiftungen zu Grunde.

Wir wollen die Angaben berichten, welche von den Schuldigen, die bis jetzt eingezogen worden sind, erhoben wurden. — Die erste Proceßsache ist die des Mädchens Marie Pauline, das wegen einer am 26. Mai vollzogenen Brandstiftung in der Gemeinde St. Martin Salleu, im Bezirke Caen, zum Tod verurtheilt wurde. Eigentlich war sie wegen zwei verschiedener Verbrechen dieser Art eingezogen worden, von denen das eine sehr ernste Folgen gehabt, das andere nur eine geringe Beschädigung hervorgebracht hatte. Beide Brände waren zum Voraus durch sie verkündigt worden. Ihre jedesmal beobachtete Bemühung, Besorgniß in dem Dorfe zu verbreiten; ihre Anwesenheit an Ort und Stelle, ihre Neuerungen und ihr ganzes Betragen be-

zeichneten sie in beiden Fällen als schuldig; sie gestand aber nur einen zu, und wurde wegen des andern von dem Geschworenengericht freigesprochen. Bei dem Verhöre behauptete sie zuerst, von einem Nachbar aufgezettet worden zu seyn, aber dieser wurde unschuldig befunden. Dann schob sie das Verbrechen auf einen Unbekannten, der sie durch Versprechungen und Drohungen angetrieben habe. Die Nachweisungen, welche sie über die Person dieses Unbekannten ertheilte, hatten einige Verdacht gegen einen Bedienten erweckt, der in der Nähe bei einem General in Diensten war, und das Mädchen, wahrscheinlich von diesem Verdachte unterrichtet, erklärte sehr eifrig, daß in der That ein Bedienter dieses Hauses ihr jene Versprechungen gemacht habe. Aber auch diese Aussage wurde als unwahr beschieden. Endlich sprach sie von drei andern Unbekannten, die ihr Brandlunten gegeben hätten, aber das Feuer war mit Kohlen angelegt worden. Zuletzt beschuldigte sie einen Mann, mit dem sie früher im Concubinate gelebt; auch diese Erklärung war falsch; kurz, man konnte aus diesem Mädchen nicht klug werden.

Der zweite Proceß betrifft ebenfalls ein Mädchen, Bailleul. Sie war einer einzigen Brandstiftung beschuldigt und gestand diese ein. Der von ihr angegebene Beweggrund ist derselbe, der fast von Allen wiederholt wurde: ein Unbekannter habe ihr Geld gegeben, und für den Fall der Beigerung mit dem Tode gedroht. Man könnte dieser Angabe keinen Glauben schenken; die Umstände ließen einen ganz andern Grund vermuten. Die Wohnung, welche sie anzündete, war zum Abbruche bestimmt, an ihrer Stelle sollte ein Kaffee-

haus gebaut werden, das ein junger Mensch, den sie liebte, errichten wollte. Aber der auf das alte Haus eingegangene Pacht verzögerte dieses Geschäft. Wahrscheinlich wollte das arme Mädchen dieses Hinderniß schnell entfernen, indem sie das Häuschen, welches ohnedem in einer Brandkasse versichert war, anzündete. Während des Verhörs war sie einmal auf dem Punkte, Alles zu gestehen, als sie, unter der Last eines tiefen Kummers unterliegend, plötzlich in die heftigste Bewegung geriet, und zu ihrem Vertheidiger sagte: „Lassen Sie mich lieber verurtheilen.“ Man blieb im Zweifel, ob dieses rätselhafte Stillschweigen dem Schrecken zugeschrieben werden sollte, den ihr die verborgenen Anstifter der That eingeflößt, oder der Furcht, durch vollkommenes Geständniß den Gegenstand einer geheimen Zuneigung zu gefährden. Sie wurde zum Tode verurtheilt; aber später milderte die Gnade des Königs diese Strafe.

Ein drittes Mädchen, Namens Bourdeau, wurde ebenfalls wegen Brandstiftung verurtheilt. Siebenmal hatte sie in ihrem Dorfe Feuer eingelegt, und darunter dreimal in dem eigenen Hause ihrer Mutter, das endlich von den Flammen verzehrt ward, und doch war dieses Mädchen erst sechzehn Jahre alt. In Rücksicht auf ihr Alter wurde sie zur Einsperrung in ein Zuchthaus verdammt. Sie hatte die That selbst zwar eingestanden, aber über ihre Beweggründe hartnäckig geschwiegen. Schon waren seit ihrer Verurtheilung zwei Monate verflossen, ohne daß sie etwas Neues eingestanden hatte, als ihre Elterne zu ihr in's Gefängniß kamen; diese forschten sie aus, und fragten sie zuletzt, ob nicht der

Pfarrer des Dorfs sie zum Verbrechen aufgestiftet habe. Völklich geht das Mädchen auf diese Ansicht ein, und giebt an, schon seit langer Zeit von dem Pfarrer aufgereizt worden zu seyn. Diese im ersten Verhöre bestätigte Erklärung wurde von ihr auch bei der Confrontation mit dem Pfarrer Anfangs behauptet, aber bald wieder auf eine mit Ruhe von diesem Geistlichen an sie gerichtete Frage völlig zurückgenommen. Später beharrte sie nach Entfernung des Pfarrers auf ihrer Zurücknahme. Aber in einem letzten Verhöre kommt sie wieder auf jene Anklage zurück und behauptet sie im Angesicht des Beschuldigten. Doch habe nicht der Pfarrer allein sie dazu bestimmt, sondern auch ein unbekannter Bettler. Uebrigens stimmten ihre Aussagen durchaus nicht mit einander überein, sie wechselten vielmehr über Zeit, Ort und die Neußerungen, die sie von Andern erhalten, oder selbst ertheilt habe. Die Justiz konnte zu keiner Entscheidung kommen. — Aber drei Punkte sind denn doch bei diesen verschiedenen Verhören auffallend. Erstens: daß beinahe alle eingezogenen Verbrecher Weiber waren; es ist eine alte Erfahrung, daß die Geistlichkeit zu ihren geheimen Plänen sich besonders gerne der Weiber bedient, weil sie auf ihre schwachen Herzen durch Höllenfurcht und Paradieseshoffnungen den größten Einfluß übt. Zweitens, was namentlich das Mädchen Bourdeau betrifft, so muß man nicht vergessen, daß sie den Pfarrer erst beschuldigte, nachdem sie verurtheilt war, also zu einer Zeit, wo sie keine Milderung ihrer Strafe mehr hoffen durfte; sie hatte also durchaus kein persönliches Interesse, diesen Geistlichen in ihr Verbrechen hineinzuziehen. —

Endlich, daß sie den letztern erst zu beschuldigen anfangt, als ihre Theime sie darauf geleitet hatten, ist wieder natürlich; denn sie dachte vielleicht, das Geheimniß sey schon verrathen, weil ihre Verwandten darum zu wissen schienen, wie aus jener Frage hervorgieng; und anderseits kommt bei hartnäckig läugnenden Verbrechern öfters der Fall vor, daß sie unvermuthet die Wahrheit gestehen, wenn, nachdem sie lange in Kreuz und Queer gefragt worden, plötzlich der wahre Punkt getroffen wird! Die Angaben dieses Mädchens sind demnach, jener Widersprüche unerachtet, immer von großer Wichtigkeit.

Im December 1830 wurden indes noch mehrere Thatsachen erhoben, welche größeres Licht auf diese schamwürdigen Umtriebe werfen, und die Aussagen der Bourdeau bestätigen. Ob wir gleich mit ihrer Darstellung der Geschichte vorgreifen, so wollen wir sie der Vollständigkeit halber hier geben.

Den 31. December wurden vor dem Geschworenengerichte der Maine und Loire folgende Processe verhandelt: Zuerst kam die Reihe an ein Mädchen, Namens Choleau, welche wegen zwei Brandstiftungen angeklagt war. Der Präsident fragte: „Wer hat dich das letztemal verleitet, Feuer einzulegen?“ Antwort: „Mein Beichtvater, der Pfarrer von Chateauneuf!“ Frage: „Wie gieng dies zu?“ Antwort: „An dem Feste, das bei der Einweihung der dreifarbigem Fahne in unserem Dorfe gefeiert wurde, gieng ich zum Tanz; den andern Tag beichtete ich diese Sünde dem Herrn Pfarrer. Er sagte mir, das einzige Mittel, meine Seele zu retten, sey, wenn ich Feuer einlege. In Halle der Beigerung sey mir die Hölle im andern, und der Gal-

gen in diesem Leben gewiß.“ Frage: „Wer hat dich zu der ersten Brandstiftung aufgereizt?“ Antwort: „Dieser Mercadier, der da steht!“ Frage: „Wie gieng dieß zu?“ Antwort: „Er kam zweimal in das Haus, wo ich diente, unter dem Vorwand, ob wir kein Geschirr auszubessern haben, und machte mir bei dieser Gelegenheit jenen Antrag. Ein andermal suchte er mich auf dem Felde auf, und forderte mich auf, Feuer einzulegen für eine gute Belohnung. Er sagte mir, daß ich nichts zu fürchten habe, denn die Leute, welche den Schaden anrichten, hätten Geld genug, um ihn wieder gut zu machen; es seyen reiche Bürger, ja selbst Adelige dabei.“

Dieser Mercadier befand sich unter den Gefangenen. Es war bekannt, daß er von Jugend auf Neigung zum geistlichen Stande gehabt, und während der Jahre 1821 bis 1828 bei den Brüdern der christlichen Schule in der Vorstadt St. Martin zu Paris (verkappte Jesuiten, wie Federmann weiß) gewesen war. Später hatte er das Unglück, eines seiner Augen einzubüßen, worauf die frommen Väter ihn als Krüppel fortschickten. Seit der Zeit nährte er sich wieder, wie vorher, ehe er in die Gesellschaft aufgenommen worden war, mit Ausbesserung irdener Geschirre, Hasenbinden &c. Bei seiner Verhaftung fand man, außer seinem Handwerkszeug, einen Schleifstein bei ihm und drei katholische Gebetbücher, nämlich den Spiegel der Seelen, den Weg des Kreuzes und ein drittes, sammt einem Rosenkranze.

Als der Richter ihn fragte, was er über jene Anschuldigung vorzubringen habe, so läugnete er hartndig.

Man gieng zum Zeugenvorhör über. Der erste derselben, Namens Gamaine, ein Knabe von zwölf Jahren, erklärt, er sey von Franz aufgefordert worden, Feuer einzulegen. Frage: „Wer ist dieser Franz? ist es dieser da?“ (indem der Richter auf einen der anwesenden Schuldigen deutete.) Antwort: „Nein.“ Frage: „Auf welche Weise legtet ihr das Feuer ein?“ Antwort: „Mit Lutten oder mit Pechkränzen.“ Frage: „Was sagte euch der Anführer der Bande, bei der du warst?“ Antw.: „Er sagte, daß man das Feuer einslege, um Frankreich zu retten.“ Fr.: „Wen gab er für den ersten Leiter des Ganzen aus?“ Antw.: „Er sagte, es sey ein gewisser Magniac oder ein Name, der ungefähr so lautet.“ Fr.: „Gab es, nach der Aussage eures Anführers, nicht noch einen höheren, der über Magniac stehe?“ Antw.: „Ja.“ Fr.: „Wer?“ Antw.: „Polignac.“ Fr.: „Es ist das erstmal, daß du diesen Namen aussprichst, täuschest du dich nicht?“ Antw.: „Nein, er sagte, daß Polignac über Magniac die Regierung sey?“ Antw.: „Nein, aber ich glaubte dies selbst!“ Fr.: „Vielleicht hattest du ihn nicht darum gefragt. Aber bist du nicht erst seit deinem Vorhör auf den Glauben gekommen, daß Magniac und Polignac dieselbe Person seyen?“ (Keine Antwort.) Fr.: „Hast du nicht gesehen, wie euer Anführer 18,000 Franken unter seine Bande austheilte?“ Antw.: „Ja.“ Fr.: „Woher kam dieses Geld?“ Antw.: „Von Paris.“ Fr.: „Sprach man mit Ehrfurcht von Magniac?“ Antw.: „Ja, man sagte immer Herr Magniac.“ Fr.: „Wann hast du deine Bande verlassen?“

Antw.: „Einen Monat nach dem St. Johannisfeiertage (d. J. um den 25. Juli).“ Fr.: „Was sagte euer Anführer zu euch, als er euch fortschickte?“ Antw.: „Dass jetzt kein Brand mehr nöthig sey.“ Fr.: „Wie viel gab er euch des Tags?“ Antw.: „Fünf Franken.“ Fr.: „Hat er euch nicht gesagt, wer Magniac sey?“ Antw.: „Er sagte, die Regierung bezahle ihn u. s. w.“

Noch gab an diesem Tage ein anderer Zeuge folgende Aussage zu Protokoll. Im Laufe des Monats Juli sey ein Haufe der Mordbreuner zu einem Käbeler, Namens Metereaux, in seine Hütte gekommen; dieselben haben gegen den letztern geäußert, sie seyen des Handwerks, das man ihnen angewiesen, herzlich satt, aber ehe ein Monat vergehe, werde das Donnerwetter einschlagen, dann komme Alles hintereinander, man werde vom Leder ziehen; viele, viele Menschen müssen umkommen, aber wer übrig bleibe, dess Glück sey gemacht.

Gewiß sind diese Zeugnisse von höchster Wichtigkeit, und namentlich verdient die Aussage des Knaben Gamine wegen ihrer Einfalt und Kunstlosigkeit aller Glauben. Sie werden übrigens noch täglich durch die fortschreitenden Untersuchungen der Gerichtshöfe verstärkt.

Wer könnte noch zweifeln, daß die Brandstiftungen einen politischen Grund hatten! Polignac wußte, wie es scheint, Nichts darum, denn sonst hätte er nicht so eifrig die Untersuchung eingeleitet, wie aus dem Zeugnisse des Herrn de la Brunne hervorgeht, eben so wenig seine übrigen Collegen. Man hatte sie nicht in das Geheimniß eingewieht, wahrscheinlich weil man sie nicht für



Hussein,
Dey von Algier!

Die
Geschichte unserer Tage,
oder
getreue Erzählung
aller merkwürdigen Ereignisse
der
neuesten Zeit.

Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet.

Erster Jahrgang.
1830.

Drittes Heft.

Stuttgart,
E. Schweizerbart's Verlagsbuchhandlung.
1831.

stark genug hielte, ein solches entsetzliches Verbrechen auf sich zu laden; andererseits mußte es eine sehr mächtige Parthei seyn, welche die Mordbrenner aussendete; denn wie hätten sie sonst den vereinten Anstrengungen der Justiz entgehen können; es mußten Menschen seyn, die auf die Gewissen ihrer Werkzeuge den größten Einfluß besaßen, denn sonst wären sie längst verrathen. Ferner ist klar, daß sie die Absicht hatten, den König zu Gewaltschritten zu zwingen; denn aus diesem Grunde hörten die Verbrechen einen Monat nach dem Johannistage auf, weil man, wie der Knabe sagte, kein Feuer mehr nöthig hatte. Nimmt man nun noch die direkten Aussagen jener Mädchen dazu, so kann man gar nicht mehr zweifeln, daß die hohe Geistlichkeit von Frankreich die Mordbrenner bezahlt, und den Feuerbrand in die Hütten des armen Bauern geschleudert hat. Der Zweck dieses höllischen Planes ist klar! Sie wollten einerseits den König Carl X., der schon längst unter ihrem Zocche stand, aber noch immer durch die Manen seines Bruders, des unglücklichen Louis XVI. geschrückt, vor Gewaltschritten ein geheimes Grauen hatte, vorwärts treiben, indem sie ihm in der langen Reihe der Mordbrennereien bewiesen, daß Frankreich nicht zur Ruhe kommen werde, wenn er nicht den Thron und den Altar auf die alten Grundlagen wiederherstelle. — Andererseits wollten sie auch die Volksparthei durch dieses höllische Mittel vom weiteren Kampfe für ihre Freiheiten abschrecken, denn wer bürgte den friedlichen Einwohnern der andern Provinzen dafür, daß sich die Feuersbrünste nicht von der Normandie aus über das ganze Frankreich verbreiten! — Gewiß würde nichts

mehr Licht über dieses ungeheure Verbrechen werfen, als wenn man die Papiere des Herrn Paters Rohan, jetzigen Generals der sehr ehrwürdigen Gesellschaft Jesu, untersuchen würde, denn in dem Archive dieses Mannes müssen sich viel wichtiger Nachweisungen über die Mordbrennereien in der Normandie finden, als die französische Justiz je in ihre Hände bekommen dürfte. Aber dies wird nie geschehen; die Priester haben ihr Gewebe zu fein angelegt. Es geht hier, wie die Franzosen von dem Affen und der Käze sagen. Wenn der Affe die Kastanien aus den glühenden Kohlen, unter denen sie braten, herausholen will, so braucht er die Pfoten der Käze zu diesem Geschäft, um seine eigenen nicht zu verbrennen. Die armen Menschen, welche die Priester zur Ausführung ihrer hochverrathischen Pläne voranschoben, müssen sterben; sie selbst beziehen in größter Ruhe ihre Pensionen aus dem Schatz fort. Es ist keine Hoffnung da, daß der tonsurirte Kopf des Pfaffen, der den ersten Gedanken zu diesem schändlichen Verbrechen ausbrütete, unter dem wohlverdienten Beile der Guillotine fallen wird.

Die letzte Zeit vor dem 25. Juli.

Den 9. Juli kam die Nachricht von der Eroberung Algiers in Paris an. Der Hof schwamm im ersten Taumel des Siegs. Carl X. erhielt in seinem Schlosse Glückwünsche über die Wiederherstellung seiner königlichen Macht. Aber diese Freude dauerte nur kurz. Denn während die Armee in Afrika über die Barbaren

triumphirte, hatte Carl in seinem eigenen Lande die größte Niederlage erlitten. Die Zahl der Oppositions-glieder war durch die neuen Wahlen um hundert ge-siegen, so daß jetzt die Volksparthei, statt jener 221 Abgeordneten der Adresse vom 16. März, über 300 Mit-glieder in der Kammer zählte. Nun traten die gehei-men Pläne, welche das Ministerium vom 8. August 1829 gebildet, an den Tag. Den 10. oder 12. Juli wurde der Entwurf zu den berüchtigten Ordonnanz'en zum erstenmal im geheimen Rathe vorgelegt. Guer-non de Rauville, von Peyronnet unterstützt, sprach sich auf's Entschiedenste und mit großer Beredt-samkeit dagegen aus. Es kam zu keinem Beschlusse. Zwei Tage nachher ließ der Minister des Innern von seinen Collegen den Befehl unterschreiben, welcher die Kammer auf den 3. August zusammenrief. In seinem Bureau wurden bis zum 21. Juli die Briefe an die einzelnen Deputirten ausgesertigt, welche sie nach Paris zur Sitzung einluden. Es war also bis zum 22sten noch nichts entschieden. Hiefür bürgt auch der Mangel an allen Vorsichtsmaßregeln, denn nicht ein einziges Regi-ment war nach Paris beschieden. Erst am 23sten, als schon Alles verloren war, gingen die Eilboten in die umliegenden Garnisonen ab, um Hülfe zu holeu. Aber auch Carl X. selbst scheint wenige Tage vor dem 25sten noch nicht ganz entschlossen gewesen zu seyn. Denn am 22. ließ man jene elende Deputation der Kohlen-brenner vor, deren Sprecher zu ihm sagte: „Sire! ein Kohlenbrenner ist Herr in seinem Hause, machen Sie es wie wir, und zählen Sie auf unsere Hülfe.“ Dieses thörichte Fastnachtsspiel wurde offenbar deswegen ein-

geleitet, um den wankenden Muth des verrathenen Königs zum letzten Gewaltschritt anzureiben. Wer waren aber diese Treiber? Ohne Zweifel Polignac, die Dauphine, und vor Allem die Jesuite-parthei. Am 24sten fand das letzte Conseil wegen der Ordonnanzen Statt. Noch einmal erhoben Guernon de Manville und Peyronnet ihre Stimme, aber vergeblich. Der König, der Dauphin, die ganze Familie drangen mit ihrem ganzen persönlichen Einfluß auf das Gewissen dieser Männer ein. Sie hatten die Schwäche, zu unterschreiben. Guernon sagte, als er dies thut, „ich opfere dem König meinen Kopf.“ und als Peyronnet die Ordonnanzen an den Redacteur des Moniteur übergab, las dieser Beamte die tiefste Bestürzung in den Zügen des Ministers. Das Band, das Carl an Frankreich knüpfte, war zerrissen, das Werk Ludwigs XVIII. zerstört; der König hatte das Schwerdt gezogen, und zugleich die Scheide weit von sich weggeworfen. Hinter ihm war die Absezung oder der Tod, vor ihm die Sclaverei Frankreichs, die Unterdrückung aller Freiheiten, die durch Ströme von Blut und durch eine furchtbare Revolution mühsam erstritten waren. Ein friedlicher Ausgang gehörte zu den Unmöglichkeiten.

Die Expedition nach Algier.

Lage und Ursprung des Raubstaates.

Das Königreich Algier erstreckt sich vom $7^{\circ} 50'$ östlicher bis $4^{\circ} 30'$ westlicher Länge, in einer Ausdehnung von etwa 300 Stunden. Die mittlere Breite von Norden nach Süden beträgt gegen 250 Stunden. Seine Grenzen sind im Norden das Mittelmeer, im Westen Marocco, gegen Osten Tunis und Tripoli, im Süden die große afrikanische Wüste Saharah. Dieser große Landstrich hieß in den ältesten Zeiten Numidien und Mauritanien, und stand unter der Herrschaft ein geborner Könige, deren einige, wie Massinissa und Sipax, mit großem Glanze in der alten Geschichte aufgetreten sind, bis die Römer auch diesen Theil Afrika's in ihr Weltreich einverleibten. Von nun an blieb dieses Land während vier Jahrhunderten römische Provinz, und theilte, von Proconsuln regiert, die Schicksale der unermesslichen Monarchie. Nach dem Untergange derselben bemächtigten sich die Vandalen des Landes, eine germanische Völkerschaft, die durch Gallien und Spanien, und über die Meerenge von Gibraltar in Afrika eingedrungen waren. Diese Aenderung der Herrschaft war von den gräßlichsten Verheerungen begleitet. Früher, unter der römischen Verwaltung, eine der blühendsten Provinzen und die Kornkammer Italiens, wurde dieses gesegnete Land zur Wüste. Die Vandale rissen in ihrer barbarischen Wuth die Weinreben aus, zerstörten die Delpfanzungen und den Feld-

bau, hieben die Bäume ab und schleiften die Häuser. Ganze Städte, die durch ihre Bevölkerung und ihren Wohlstand einen hohen Rang eingenommen hatten, verschwanden spurlos vom Erdboden.

Der griechische Kaiser Justinian, der durch seinen berühmten Feldherrn Belisarius Afrika wieder erobern ließ, konnte den alten Flor nicht wiederherstellen, so wenig als sein Nachfolger auf dem byzantinischen Throne. Bei den unermesslichen Verheerungen, welche die kurze Herrschaft der Vandalen hinterlassen; bei der Schwäche der byzantinischen Regierung, die sich kaum in Europa selbst schützen konnte; bei der allgemeinen Verderbniß, und unter den elenden indischen Streitigkeiten, welche besonders auch das christliche Afrika entzweiten, ging dieses ehemals so blühende Land unaufhaltsam einer innern Auflösung entgegen.

Weder die christliche Religion, die längst dort angenommen, aber auch bereits durch vielfachen Überglau-
ben entstellt war, noch die Herrschaft der griechischen Kaiser konnten dieses Verderben abwenden. Die Stunde des Schicksals nahte, als in dem steinigen Arabien der große Prophet des Ostens, Mahomed, erstand. Der feurige Glaube, den er stiftete, hauchte ein neues glühendes Leben in den erstorbenen Orient, und begeisterte seine Anhänger zu Eroberungen und Siegen. In wenigen Jahrzehnten war Arabien, das Vaterland des Propheten, und die Heimath der heiligen Orte Mekka und Medina von fremden Einflusse befreit, und zu einer Macht vereinigt; Persien, Syrien, Palästina, Kleinasien erobert, und der byzantinische Kaiser mußte in seiner Hauptstadt Constantiopol vor den Flotten

und den Heeren der Glaubigen zittern. Aber das Schicksal hatte den Fall dieses Reiches noch nicht beschlossen; es war den Türken aufgespart. Dagegen breitete sich der neue Glaube auf einer andern Seite unaufhaltsam aus. Wie ein Strom wälzten sich die Kinder der Wüste, von Feldherrn geführt, denen, wegen ihres Muthes, auch das Glück immer zur Seite stand, auf Aegypten. Alexander wurde erstmals und verheert, das Land dem mohamedanischen Glauben unterworfen, und zu einer Provinz des großen Kalifats gemacht, das seitdem errichtet war; Cairo erbaut und zur Hauptstadt erhoben. Aber dies genügte nicht. Neue Schaaren, welche das aufgeregte Mutterland, Arabien, fortwährend aussandte, drangen die ganze Nordküste Afrikas entlang, und nahmen das alte Cyrene, die römische Provinz Afrika, Numidien, Mauritanien, d. h. die jetzigen Regentschaften Tunis, Tripoli, Algier, Fez und Marokko, deren Eroberung dem tapfersten Volke der alten Welt Ströme von Bluts und hundertjährige Arbeit gekostet hatte, im Fluge weg. Im neunten Jahrhundert gingen die Araber nach Spanien über, und eroberten, mit Ausnahme einiger gebirgigen Landstriche in Asturien und Biscaya, das ganze Land. Auch Frankreich wollten sie diesen Eroberungen beifügen; und das erschreckte Abendland stand in Gefahr, vom Halbmonde erdrückt zu werden; aber der große Sieg Karl Martells bei Tour machte den ferneren Vordringen der Söhne des Ostens ein Ende. Innerliche Zwiste erschütterten bald ihre Herrschaft in Spanien. Die Abkömmlinge der letzten Gothen, die sich in die Gebirge im Norden des Landes geflüchtet hatten, konnten sich wie-

der erheben, gewannen nach und nach Boden, und in einem fünfhundertjährigen Kampfe, der durch die höchste Anstrengung menschlicher Kräfte, durch ritterlichen Geist, und selbst durch herrliche politische Schöpfungen ausgezeichnet ist, gelang es ihnen, die Mauren zu unterjochen, und die Halbinsel wieder in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen. Über Afrika, und namentlich der Theil, von dem hier die Rede ist, behielt seinen mohamedanischen Glauben. Algier wurde von den Arabern, die sich hier niedergelassen hatten, erbaut, ohne daß sich, aus Mangel an Nachrichten, die Zeit dieser Schöpfung bestimmen ließe. Zuerst herrschten daselbst, wie in allen andern von den Mohamedanern eroberten Provinzen, Statthalter, die von dem Nachfolger des Propheten und den Erben seiner geistlichen und weltlichen Macht, den Califen in Bagdad, willkürlich eingesetzt und zurückberufen wurden. Als aber die Kraft des Califats wegen der ungeheuren Ausdehnung seines Gebiets und wegen der Schwäche der Oberhäupter allmählig erlahmte, und sich die Statthalter der entfernten Provinzen von dem Verhande, der sie an den Beherrcher der Gläubigen in Bagdad kettete, losrißen, so ward dieses Beispiel auch von den Oberbeamten nachgeahmt, die in dem jetzigen Algier geboten. Die Statthalter in Tunis, Tripoli, Algier, Marokko machten sich zu unabhängigen Königen, und regierten in dieser Eigenschaft, unter mancherlei Schicksalen, mehrere Jahrhunderte. Oft wurden sie von ihren Brüdern, den spanischen Mauren, welche in ihren Bedrängnissen sich gegen die christlichen Spanier nicht mehr zu schützen vermochten, um Hülfe angerufen, aber konnten

dieselbe selten leisten wegen eigener Unmacht, und weil sie von den frei gewordenen Bewohnern der Halbinsel mehr als einmal in ihrem eigenen Lande bedroht waren. Der Untergang der arabischen Herrschaft in Spanien konnte nicht aufgehalten werden, aber er gereichte ihren Glaubensverwandten in Afrika zum Vortheil. Denn als mit Granada das letzte Wallwerk der Moslem in Ferdinand dem Katholischen und der Castilischen Isabelle in die Hände fiel, flohen die Mauren, die den Untergang ihres Staates überlebt hatten, mit ihren Reichthümern und ihrer Industrie nach Afrika, und vermehrten die Blüthe der Hauptstädte Marokko, Algier, Tunis, Tripoli. Aber bald setzten auch die Spanier, trunken durch ihre glorreichen Siege, über das Meer herüber, und verkündigten laut, daß es ihre Absicht sey, auch diesen Erdtheil von mohamedanischer Herrschaft und von dem Uberglauben des Lügenpropheten zu befreien. Die Könige des Landes erbebten, und hielten die Gefahr für noch größer, als sie wirklich war. Damals herrschte der Maure Selim Eutemny als König in Algier. Gedrängt von den Spaniern, die Bona und Oran weggenommen hatten, und verzweifelnd an seinen eigenen Kräften, sah er sich nach fremder Hilfe um.

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, wo dies geschah, war das Mittelmeer von Corsaren Schiffen bedeckt, die unter türkischer Flagge und im Namen des Grosssultans den Seehandel fast vernichteten, alle Schiffe, deren sie habhaft werden konnten, ausraubten, und außerdem auf den Küsten der christlichen Länder, die an dieses Meer gränzten, häufige Landungen machten, und mit unglaublicher Rühnheit Orte verbündeten,

die Felder verheerten und die Menschen in die Sklaverie fortnahmen. Ein Mann hat sich unter diesen blutigen Corsaren einen bleibenden Namen erworben. Horuk Barbarossa, der Sohn eines griechischen Renegaten aus der Insel Lesbos und einer schönen Spanierin, die sein Vater geraubt und dann zum Weibe genommen hatte. Von der Natur zur Herrschaft über Menschen bestimmt, ausgerüstet mit einer Kühnheit, die vor keiner Gefahr zurückbebt, und durch frühe Uebung im Seedienste zum Helden herangezogen, aber grausam, wie es sein blutiges Gewerbe mit sich brachte, arglistig und trenlos, hatte er sich zum Aufführer einer großen Flotte gleichgesinnter Gesellen emporgeschwungen. Zwölf Galeeren und mehrere kleinere Schiffe, bemannit mit 5000 tapfern Räubern, gehorchten seinen Befehlen. Er und sein Bruder Khaix-Eddin, oder Kairabdin, der als Lieutenant unter ihm diente, hatten den Titel angenommen: „Freunde des Meeres, und Feinde aller derer, die auf seinen Gewässern segeln.“ Und sie wußten diesem Titel Nachdruck zu verschaffen. Fast alle christlichen Küsten des Mittelmeers wurden von ihnen unbarmherzig ausgeplündert, große Schätze geraubt, und eine Menge Menschen zu Sklaven gemacht. Der Schrecken vor ihnen war so groß, daß die Bauernweiber in Calabrien, in dem Gebiete von Ostia und Pisa, ihre Kinder mit dem Namen Barbarossa's, wie jetzt mit dem des Teufels, zur Ruhe brachten. Ihre Prisen brachten sie meist nach Algier, deren Bewohner ihnen wegen dieses für sie sehr vorteilhaften Handels, und wegen der sinnlosen Verschwendungen, deren sich das Schiffsvolk der Räuber

überließ, um den schnell errungenen Gewinn schnell los zu werden, sehr gewogen waren.

Dieser Barbarossa war der Mann, an dem sich der arme Maurenkönig Eutemy zu seinem Unglück um Hilfe wendete. Seine Bitte wurde mit großer Freude aufgenommen. Schnell waren die Corsaren da, Barbarossa landete, nachdem er die Sorge für die Flotte seinem Bruder Ha ir a d d i n übergeben, und zog an der Spitze von 5000 Mann, unter dem unermesslichen Jubel der maurischen Bevölkerung, in Algier ein. Aber diese Freude dauerte nur kurz. Denn kaum hatten die Corsaren die festen Stellungen in der Stadt besetzt, als Barbarossa den König heimlich ermordete ließ, und sich selbst zum Gebieter des Landes erklärte. Um seine neue Gewalt zu festigen, erlaubte er sich die größten Grausamkeiten gegen die, welche ihm abschöpfen waren, oder auch nur dafür galten, während er seine Anhänger mit Wohlthaten überhäufte. Außerdem suchte er auch seine Herrschaft nach Außen zu vergrößern, griff den König von Tremecen, einem kleinen Gebiete, nicht weit von Algier, an, und bewältigte sich dieses Reiches mit Gewalt, das auch bis auf den heutigen Tag mit Algier vereinigt blieb.

Nicht so glücklich war er im Kampfe gegen die Spanier in Oran, wegen deren er von Eutemy herbeigerufen worden war. Es kam zwischen ihm und dem Marquis von Comares, welcher letztere kommandierte, zu mehreren Schlachten, die alle unglücklich für Barbarossa abliefen. Er musste sich in die Stadt Tremecen werfen, die sogleich von den Feinden eingeschlossen wurde. Und als er versuchte, sich durchzu-

schlagen, wurde er nach einem verzweifelten Widerstande zusammengehauen. Nach seinem Tode ward sein Bruder *Hairaddin Barbarossa* von allen Chefs der Korsaren als König in Algier ausgerufen. Dieser Mann ist es, der dem afrikanischen Raubstaate die Verfassung gab, die in ihren Grundzügen bis auf die Eroberung durch die Franzosen fortbestanden hat. Da er selbst ein Corsar war, und nur durch Seeräuberei seine Größe gegründet hatte, so wollte er auf dieselben Grundsätze auch sein neues Reich aufbauen. Die Seeräuberei wurde zum ehrenvollsten Berufe in dem neuen Staate erklärt, und das Einkommen des öffentlichen Schatzes zum Theil auf diesen Erwerbzweig gegründet. Da ferner die Piraten sich mit Gewalt in Algier eingedrungen hatten, und deshalb nimmermehr Zuueigung von Seite der maurischen Bevölkerung erwarten durften, so wurde diese von aller Gewalt ausgeschlossen, und ihre fortwährende Unterdrückung zum Staatsgesetz gemacht. Nur die Soldaten aus der Miliz des Oberhaupts konnten Aemter erlangen, aber sie mußten alle türkischer Abkunft seyn. Man warb sie alkährlich in den türkischen Provinzen, besonders in Kleinasien; und da in Algier Reichthum und selbst die Aussicht auf einstige Herrschaft wirkte, so ist es natürlich, daß junge Türken in Menge zum Dienste herbeiströmten. In Algier angekommen, durften sie keine Maurinnen heurathen, weil man fürchtete, daß die Einwohner des Landes durch solche Familienverbindungen mit angesehenen Soldaten nach und nach einen Einfluss erlangen könnten, der die Macht der herrschenden Kaste einst in Gefahr bringen dürfte. Die nämliche Politik hat auch die Londoner Ostindische Compagnie in ihrem

ungeheuren indischen Staate befolgt; kein Engländer darf eine Eingeborne des Landes zum rechtmäßigen Weibe nehmen, aus Furcht, daß aus diesen Ehen eine Generation entstehen möchte, welche, nicht so gebuldig, wie die Eingebornen des Landes, einst die Herrschaft an sich reißen könnte. Aber Gesetze sind nur dann ausführbar, wenn sie der Natur nicht widersprechen, was bei dem eben genannten offenbar der Fall ist. Deshalb fiel jenes Verbot bald in Vergessenheit, und es entstand in Algier, wie später in Ostindien, eine sogenannte Halbkaste, welche bald einen Damm zwischen den Unterdrückern und den Unterdrückten bildete, und namentlich in dem letztern Laufe den Eroberern einst gefährlich werden wird. Trotz dieser Einrichtungen, welche die Sicherheit seines neuen Staates zu verbürgen schienen, war sich *Hai r a d d i n Bar bar o s s a* zu wohl bewußt, daß die Abneigung der Eingebornen die erste Gelegenheit ergreifen werde, um die verhafteten Eindringlinge zu vertreiben, und daß seine Herrschaft ohne äußere Stütze unmöglich fortbestehen könnte. Er mußte sich nach fremder Hülfe umsehen, und beschloß, sein Reich dem Großsultan als Lehen anzutragen. Dieses Geschenk wurde in Constantinopel mit Freuden aufgenommen; *Hai r a d d i n* erhielt von der Pforte die Bestätigung als Beherrscher von Algier, und überließ das Commando der türkischen Flotte im Mittelmeer, in welcher Eigenschaft er mehrere glückliche Kriege mit den Spaniern führte, und seine Besitzungen in Afrika vergrößerte.

Nach seinem Tode dauerte das Lehensverhältniß zwischen dem afrikanischen Raubstaate und der Pforte fort. Algier wurde lange Zeit durch *Wascha's*, die

von Constantinopel aus abgeschickt wurden, verwaltet. Aber im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die türkische Miliz dieser Abhängigkeit müde, jagte den Pascha fort, und erwählte aus eigener Macht ein Oberhaupt unter dem Namen Dey, dem sie alle königlichen Rechte zuerkannte, und einen Diwan oder Rath, aus den ältesten Soldaten des Reichs bestehend, an die Seite stellte. Seine Macht sollte unbegrenzt seyn, nur wurde zum Gesetz gemacht, daß er wählbar sey, blos aus den Türken genommen werden dürfe, und endlich bei seiner Thronbesteigung jedesmal dem Großherrn Huldigung leisten müsse. Die Pforte, welche durch diese Neuerung ihre Hoheitsrechte über die wichtigste Provinz Nord-Afrika's verlor, war damals zu sehr geschwächt, um die Empörer züchtigen zu können. Der Sultan stellte sich, als sey er mit dem leeren Namen eines Schirmherrn zufrieden; und bis auf diesen Tag ist kein Versuch mehr gemacht worden, das alte Verhältniß herzustellen. So oft ein neuer Dey gewählt wurde, schickte er einen Gesandten mit Geschenken nach Constantinopel, um den angenommenen Formen Genüge zu thun. Der Großherr erwiedert diese Huldigung dadurch, daß er dem neu erwählten Oberhaupte einen Kastan durch einen seiner Offiziere zusendet, der in Algier mit Auszeichnung aufgucken wird, aber nur so lange dafelbst verweilen darf, als es sein Auftrag erheischt. Wenn er diese Zeit überschreiten wollte, so würde er fortgeschickt werden, was schon mehrere male der Fall gewesen ist, weil der Dey fürchtet, der Gesandte möchte längeren Aufenthalt zu politischen Zwecken und zur Anstiftung von Aufruhr missbrauchen.

Frühere Expeditionen gegen Algier.

Die Existenz der afrikanischen Raubstaaten ist ohne Zweifel einer der größten Flecken in der Geschichte der civilisierten Völker. Während Europa zu einem unerhöhten Grade von Wohlstand und Macht gekommen war, mit seinen Flotten den weiten Ocean bedeckte, und in der neuen Welt große Reiche gründete, sah man ruhig zu, wie in dem Mittelmeere, das für den Handel so wichtig ist, ein Haufe von Seeräubern mit einer kleinen Macht Jahrhunderte lang die Weissen in die Sklaverei führte, den Handel störte, und selbst Landungen auf den Küsten der christlichen Länder machte.

Der Hauptgrund, warum dieser Unfug so lange dauern konnte, liegt in der Eifersucht der größern Seemächte, welche die Angriffe der Corsaren nicht ungern sahen, so lange sie sich darauf beschränkten, blos die Schiffahrt der mindermächtigen Staaten zu gefährden. Doch ist es dem allgemeinen Unwillen zu wiederholten malen gelungen, diese schmählichen Rücksichten zu überwinden, und eine Züchtigung der Korsaren durchzuführen. Der erste Versuch dieser Art erfolgte im Jahr 1541 durch den damaligen Kaiser Carl V. Dieser mächtige Fürst, längst durch die Angriffe der Barbaren auf Spanien gereizt, hatte beschlossen, die Christenheit von dieser Geißel auf immer zu befreien. Im Oktober des genannten Jahres schiffte sich auf seinen Befehl eine Flotte von 70 Galeeren, 200 großen und 100 kleinen Fahrzeugen, bemaut mit 2000 Reitern und 20,000 Mann Fußvolk, in spanischen und italienischen Häfen ein. Diese Flotte war ohne Zweifel die schönste von

allen, welche im Laufe des 16ten Jahrhunderts aus christlichen Häfen ausliefen; die Bemannung bestand aus den erfahrensten Soldaten, deren Muth und Ausdauer durch eine Reihe von siegreichen Feldzügen erprobt war, und außerdem nahm die Blüthe des spanischen und italienischen Adels an diesem Zuge Theil, voll Begierde, in einer so loblichen Unternehmung Ruhm bei der Nachwelt, und Gunst bei dem Kaiser zu verdienen. Es war daher natürlich, daß Carl selbst, der die Expedition in eigener Person befahlte, so wie das erstaunte Europa die besten Hoffnungen hegte. Aber man hatte einen wesentlichen Punkt vergessen in Rechnung zu nehmen, nämlich die Jahreszeit. Stattdass der Zug im Sommer hätte vorgenommen werden sollen, geschah die Einschiffung erst im Oktober, einem Monat, wo die wütendsten Stürme auf der Küste von Afrika wehen, die Witterung sehr veränderlich ist, und der Regen in Strömen herabstürzt. Der Admiral Carls V., der berühmte Genuese Andreas Doria, hatte den Kaiser auf diese Nachtheile aufmerksam gemacht, und ihn beschworen, eine so herrliche Flotte und ein so schönes Heer nicht einem unvermeidlichen Untergange auszusetzen. Aber vergeblich. Der Kaiser blieb hartnäckig bei seinem Entschlusse, und die Warnung Doria's wurde nur zu bald durch den Erfolg gerechtfertigt. Schon kurz nach der Einschiffung zerstreute ein Orkan die Flotte, und begrub viele Schiffe in den Wellen; Carl selbst konnte nur nach den größten Anstrengungen die Insel Majorca, die zum Vereinigungspunkt bestimmt war, erreichen. Ebenso gefährlich war die Uebersahrt von dieser Insel nach der Küste von Afrika; als man das Land

schon erreicht hatte, verhinderte der starke Wind und die bewegten Wellen eine schneunige Landung. Erst nach zwei Tagen konnte man in einem schnell benutzten ruhigen Augenblicke die Soldaten ausschiffen. Sogleich zog man gegen Algier. Die Barbaren, von Hassan angeführt, waren kaum 7000 Mann stark, und also unvermögend, der großen Macht Carl's die Spize zu bieten. Dennoch wurde die Aufforderung, sich zu ergeben, mit Hohn abgewiesen; sie zogen einen sicher scheinenden Untergang schimpflicher Unterwerfung vor.

Das Schicksal belohnte diese Kühnheit auf eine merkwürdige Weise. Den zweiten Tag nach der Landung des kaiserlichen Heeres brach einer jener furchterlichen Orkane aus, die nur in den tropischen Ländern gesehen werden; der Regen fiel in Strömen herab, und überschwemmte das kaiserliche Lager, das durch eine unglückliche Schickung in einer Vertiefung stand. Mit dem Einbruche der Finsterniß schien die Wuth der Elemente sich zu verdoppeln; die Soldaten wateten mit jedem Schritte bis an die Knie im Roth, und mußten die Lanzen in die Erde stemmen, und sich an denselben halten, um nicht vom Sturme umgeworfen zu werden.

Als nach dieser Schreckensnacht die Sonne aufging, bot das nahe Meer den verzweifelten Heere einen Anblick dar, der seine letzten Hoffnungen ersticken mußte. Die Schiffe, welche sie herbeigeführt, ihr letztes Rettungsmittel, waren zum größten Theile zerstellt, die Küste mit Trümmern und den Leichnamen der Matrosen bedeckt, von denen über 800 den Tod gefunden hatten. Zu gleicher Zeit brachen die Algier

berein, um das Zerstörungswerk, das die Elemente begonnen, zu vollenden. Die Veterauen des Kaisers verloren zwar den Muth nicht, aber ihr Pulver war durch den anhaltenden Regen durchnässt, die Lunten ausgespult, und ihre von Kälte erstarrten Hände vermochten die Waffen kaum zu führen. Die Vorposten wurden zurückgetrieben, und auch die nachstehenden Truppen mit großem Verluste geworfen; das Heer wäre verloren gewesen, wenn der Kaiser sich nicht mit den ausgerlesunsten Soldaten dem siegreichen Feinde mit Macht entgegengestellt hätte. Die Algierer mußten sich endlich zurückziehen. Aber was half dieser kleine Vortheil! Carl befand sich in der traurigsten Lage seines viels bewegten Lebens. Durch ein stürmisches Meer von seinen Ländern getrennt; einem siegreichen und wütenden Feinde gegenüber, mit einem Heere, dessen moralische Kraft durch das erlittene Ungemach gelähmt war, ohne Schiffe, da ein großer Theil derselben vor seinen Augen zertrümmert dalag, und das Schicksal derjenigen, die sich vielleicht gerettet hatten, völlig ungewiß war! Gewiß gehörte ein ungewöhnlicher Muth dazu, um unter diesen Umständen nicht zu verzagen. Carl besaß diese Festigkeit.

Das Heer brachte auch die zweite Nacht in der peinlichsten Ungewißheit über ihre Zukunft auf der nämlichen Stelle zu. Den folgenden Tag hatte sich endlich der Sturm gelegt, und es gelang einer Barke zu landen, welche die freudige Nachricht von Doria brachte, daß es ihm mit einem Theile seiner Schiffe gelungen sey, den größten Orkan, den er in fünfzigjährigen Seedienste erlebt, zu entriumen. Er hatte sich an das

Cap Matisu geflüchtet, das etwa 30 Stunden von dem Orte entfernt war, wo Carl lagerte, und forderte den Kaiser auf, unverweilt dorthin zu ziehen, weil es der schicklichste Ort für die Wiedereinschiffung sey. Dieser Rath musste angenommen werden, aber seine Ausführung bot ungeheure Schwierigkeiten dar. Die Mundvorräthe des Heers waren ausgezehrt. Die Soldaten hatten den Muth verloren, und besaßen nicht einmal körperliche Kraft genug, um die Anstrengung eines vierstündigen Marsches zu bestehen.

Allein es blieb kein anderes Mittel übrig. Die Kranken und Schwächsten wurden in die Mitte genommen; langsam, unter beständigem Kampfe mit den Arabern, welche das Heer auf allen Seiten umschwärmen, zog man der Käste entlang der heiß ersehnten Flotte entgegen. Wilde Früchte, Wurzeln, und Fleisch von Pferden, die der Kaiser in Menge schlachten ließ, waren die einzigen Nahrungsmittel der ausgehungerten Soldaten. Viele kamen aus Müdigkeit um, andere fraß das Schwerdt der Feinde; ein großer Theil endlich ertrank in den Strömen, die durch den langen Regen übermäßig angeschwollen waren.

Endlich erreichte man die Flotte; ihr Anblick und die Lebensmittel, welche sie darreichte, stellten den Muth wieder her. Carl, der durch seine starrsinnige Abweisung der klugen Rathschlüsse Doria's der Urheber dieses beispiellosen Unglücks gewesen war, hatte durch sein Vertragen während des Rückzugs diesen Fehler gutgemacht. Seine Bereitwilligkeit, die grössten Anstrengungen und Entbehrungen mit dem gemeinsten Soldaten zu theilen, sein Muth und seine Seelengrösse erwarben

ihm die Verzunderung des ganzen Heeres. Es war
beinahe der letzte beim Einschiffen, und führte in eige-
ner Person den Befehl über die Nachhut, welche von
einem Haufen Araber bedroht war.

Aber das Schicksal war noch nicht gesühnt. Auf
der Himmelfahrt überfiel die christliche Flotte ein neuer-
Sturm, der noch viele Schiffe mit der Mannschaft
zerstörte, und die Uebriggebliebenen zwang, in verschiede-
nen Häfen Spaniens und Italiens zu landen.

Der Mut der Barbaren wuchs, wie man sich
denken kann, außerordentlich durch diesen unglücklichen
Ausgang der Unternehmung Carls V. Ihre Räubes-
reien dauerten fort, und der Handel in dem Mittel-
meere wurde von ihnen ein ganzes Jahrhundert lang
ungestraft gestört, bis Ludwig XIV., König von Frank-
reich, mit besserem Glücke das versuchte, was dem deut-
schen Kaiser 120 Jahre früher missglückt war. Er ließ
Algier zweimal durch seinen Admiral Duquesne bes-
chießen. Das erstemal wurde zwar die halbe Stadt
verbranzt, aber ohne daß der beabsichtigte Erfolg, die
Barbaren auf immer zu demütigen, erreicht worden
wäre. Das zweitemal, den 26. und 27. Juni 1683, war die Lection stärker. Die ganze Stadt wurde zu-
sammengeschossen, und ging in Flammen auf. Der
Dey sah sich gezwungen, Gesandte an den König nach
Paris zu schicken, und demütig um Schonung zu fle-
hen. Die Bedingungen des Friedens waren: Bezahl-
lung einer großen Summe Geldes als Ersatz für die
Kriegskosten, und Freilassung aller christlichen Gefan-
genen.

Diese beiden Expeditionen zeichneten sich auch das durch aus, daß hier zum erstenmal Bombardierkote, welche kürzlich von einem talentvollen französischen Artilleristen, Namens Denau, ersinnt worden waren, in Anwendung gebracht wurden.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mußten die Algierer noch einmal von den Franzosen, unter dem Marschall von Trées, im Jahre 1688, und eben so von holländischen und englischen Flotten geschlagen werden. Aber Alles half Nichts. Das Uebel lag in der Grundversäffung des afrikanischen Raubstaates, und konnte also auch nur mit der Existenz desselben ausgerottet werden; sobald sich die Barbaren wieder von ihren Ufsällen erholt hatten, fingen sie ihr schändliches Gewerbe von Neuem an. Im Jahre 1775 versuchten die Spanier, Europa von dieser Geißel zu befreien. Es wurde eine Flotte von 44 Kriegs- und 344 Transport-Schiffen ausgerüstet, bemannat mit 22,260 Soldaten. Das Commando führte der General Dreilly. Das schönste Wetter begünstigte die Ueberfahrt. Am 8. Juni landeten sie 4 Stunden von Algier, ohne den geringsten Verlust. Unter den Barbaren herrschte die größte Bestürzung, und die Spanier schmeichelten sich schon mit der Hoffnung eines schnellen Triumphes. Aber die unglaubliche Unfähigkeit des Obergenerals vereitelte Alles. Nachdem eine Schlacht gelisert worden war, in welcher zwar die Spanier nicht entschieden gesiegt, aber die Barbaren ihrerseits einen sehr großen Verlust an Todten und Verwundeten erlitten, schiffte sich Dreilly, am Siege:

verzweifelnd, in größter Eile wieder ein, und Algier war abermals gerettet.

So trugen alle diese Versuche nur dazu bei, den Troß der Corsaren und ihre Verachtung gegen die europäischen Nationen zu vermehren.

Im Anfange unseres Jahrhunderts, dem es endlich vorbehalten war, die Civilisation an den afrikanischen Barbaren für immer zu rächen, waren die Angriffe gegen die Freiheit des Handels auf dem Mittelmeere weniger kühn, und die Klagen wurden seltener. Allein dieses veränderte Benehmen rührte durchaus nicht von einer Besserung in den Grundsätzen der Regentschaft von Tunis, Tripoli und Algier her, sondern von der damaligen Unmöglichkeit des Seeraubs, weil durch die Continentalsperrre der Verkehr der europäischen Schifffahrt größtentheils unterbrochen war. Kaum war der allgemeine Friede im Jahre 1814 geschlossen, als die Barbaren auch ihr blutiges Handwerk wieder aufnahmen. Die Küsten von Spanien, Italien, Sardinien, Sicilien wurden täglich von ihnen heimgesucht; sie beschränkten sich nicht blos darauf, die Schiffe dieser kleinen Seemächte auszuplündern, sondern wagten Landungen, raubten Alles, was sie mitnehmen konnten, zündeten die Häuser an, und schleppten die armen Einwohner, welche nicht Zeit genug hatten, sich landeinwärts zu flüchten, in die Sclaverei. Zuletzt ging ihre Kühnheit so weit, daß sie die Flaggen der größten Seemächte, wie der Amerikaner, der Engländer und Franzosen, beschimpften. Aber die Rache blieb auch nicht lange aus.

Den Anfang machten die Amerikaner. Ihr Commodore, Decatur, rückte, nachdem er das algierische Geschwader gänzlich geschlagen hatte, vor die Hauptstadt, in der Absicht; den Hasen streng zu blokiren. Der damalige Dey, Omar, einer der kräftigsten Hälplinge, die je auf dem blutigen Throne zu Algier gesessen, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, nachzugeben; er schloß nach verschiedenen Unterhandlungen den 3. Juli 1815 einen Friedensvertrag mit den Vereinigten Staaten, kraft dessen er alle Gefangenen und Sclaven dieser Nation herausgab, und den Handel der Amerikaner im Bereiche der Regentschaft von allen Abgaben frei erklärte. Nun sprachen aber auch die Engländer dieselben Vergünstigungen für sich, so wie für die kleinen italienischen Seestaaten an. Im April 1816 erhielt Lord Exmouth den Befehl, mit den Raubstaaten, wegen Anerkennung der ionischen Inseln als englische Besitzung, zu unterhandeln, zwischen denselben und den beiden Königreichen Neapel und Sardinien Frieden zu schließen, und endlich die förmliche Verzichtung auf die Sclaverei der Christen zu verlangen. Exmouth kam mit einer Flotte von 5 Linienschiffen, 7 Fregatten, 4 Transportschiffen und einigen Kanonierschaluppen vor Algier an, und es gelang ihm in kurzer Zeit, den Dey zu einem Vertrage zu bestimmen, der fast alle jene Punkte umfaßte. Omar erkannte die Hoheit Englands auf die ionischen Inseln an, versprach alle sardinischen und neapolitanischen Gefangenen, jene für ein Lösegeld von 500, diese von 1000 Piaster den Kopf, frei zu geben; auch erklärte er seine Bereitwilligkeit, mit dem Könige von Sardinien keinen Krieg anzufangen, so

lange zwischen England und Algier Friede sey. Dagegen schlug er den letzten Punkt, nämlich die Abschaffung der Schlaverei, hartnäckig ab.

Sofort segelte Lord Exmouth nach Tunis und Tripoli, um sein Geschäft bei den Deys dieser kleineren Raubstaaten in's Reine zu bringen. Er war hier glücklicher. Beide unterzeichneten nicht blos dieselben Bedingungen, welche Omar schon angenommen hatte, sondern sie willigten auch ein, in Zukunft die europäischen Kriegsgefangenen auf denselben Fuß, wie die übrigen civilisirten Staaten, zu behandeln. Aber diese Zugeständnisse erregten die wildeste Gährung unter der türkischen Miliz, welche ihr Interesse durch die Aufhebung der Schlaverei bedroht sah. Die Janitscharen verfolgten den englischen Admiral, so oft er sich in der Stadt blicken ließ, mit entsetzlichen Drohungen; und einer dieser Wüthenden hatte die Kühheit, ihm den Säbel auf die Brust zu setzen, und würde ihn, ohue die Dazwischenkunst eines türkischen Offiziers, ermordet haben.

Nach diesen Verhandlungen kam Lord Exmouth wieder nach Algier zurück, in der Hoffnung, daß Omar durch die Nachgiebigkeit seiner beiden Genossen in Tunis und Tripoli zu gleicher Gesinnung bestimmt werden dürfte. Aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Der Dey beharrte auf seiner Weigerung, indem er erklärte, seine Vasallenpflicht als Lehnsmann der hohen Pforte erlaube ihm nicht, in einem so wichtigen Punkte einseitig zu handeln. Man hatte nun die Langmuth, ihm 3 Monate Frist zu bewilligen, und eine englische Fregatte zu seiner Verfügung zu stellen, mit

welcher er die Einwilligung des Sultans von Constantinopel einholen könne. Lord Exmouth segelte mit seinem Geschwader ab; aber kaum war er den Barbaren aus den Augen, als auch ihre Furcht verschwand, und der Mut zu neuen Verbrechen wiederkehrte. Statt Gesandte nach Constantinopel abzuschicken, wie er versprochen hatte, ließ Mar Raubschiffe auslaufen; der britische Consul in Algier wurde in's Gefängniß geworfen, und eine Menge Plackereien gegen den Commandanten des Kriegsschiffes ausgeübt, das Exmouth im Hafen zurückgelassen hatte. Allein dies war den Barbaren noch nicht genug. Den 20. Mai ermordeten sie, ohne die geringste Veranlassung, mehr als 200 französische, spanische und italienische Korallenfischer, welche eben in der Kirche zu Bona, um die Messe zu hören, versammelt waren. Ganz Europa war empört durch diese unerhörte Greuelthät; und das britische Cabinet erklärte seinen Entschluß, im Interesse der beleidigten Menschheit Rache zu nehmen an dem verrätherischen Volke.

Im Laufe des Monats Juni und Juli wurden die Ausrüstungen in Plymouth betrieben. Im August segelte Exmouth mit einer imposanten Macht aus, welche noch unterwegs durch den Beitritt des holländischen Admirals van der Capellen durch 6 Fregatten verstärkt wurde. Das vereinigte Geschwader bestand im Ganzen aus 32 Segeln, worunter 12 Linienschiffe, von denen eines, der Belzebul genannt, mit congreve'schen Raketen versehen war.

Am 26. August trafen sie vor der Stadt ein; den folgenden Tag schickte Exmouth einen Parlamentär

an den Dey mit folgenden Forderungen: 1) daß er sogleich alle Christenslaven ohne Lösegeld frei lassen, 2) daß er die Summen, welche er für die Befreiung der napolitanischen und sardinischen Gefangenen erhalten, wieder herausgeben, 3) daß er künftig auf die Slaveserie verzichten, und 4) mit den Niederlanden auf dieselben Bedingungen Frieden schließen solle.

Dumar antwortete auf diesen Vorschlag mit Kanonenkugeln. Die trefflichen Vertheidigungsanstalten, welche er gemacht, gaben ihm den Muth, das Neuerste zu wagen; die Festungswerke waren im besten Stande, neue Batterien angelegt, und die türkische Miliz hatte eine Verstärkung von 50,000 Arabern erhalten.

Noch größere Hülfsmittel fand der Dey in seinem eigenen entschlossenen Charakter, den er während des folgenden Gefechts aufs glänzendste bewährte.

Die vereinigte Flotte rückte sogleich in Schlachtdisordnung heran; Lord Exmouth ließ die Schiffe auf halbe Kanonenschußweite dem ganzen Hafen entlang gegenüber den Batterien der Barbaren sich aufstellen; er selbst nahm seine Position hart am Eingange des Hafens, so daß sein Bogspriet die Häuser berührte, welche auf dem Damme stehen; und nun begann eine der schrecklichsten Kanonaden. Die algierischen Batterien wurden durch die übrigen Schiffe von Bornen, durch das Admiralschiff, die Königin Charlotte, von 110 Kanonen, von der Seite beschossen; wegen der Nähe konnte fast keine Kugel fehlen. Das Gemetzel war in wenigen Augenblicken ungeheuer. Eine Menge gemeinen Volks aus der Stadt hatte sich voll Vertrauen auf die Stärke ihrer Batterien und die Tapferkeit der Miliz auf den

grossen Platz vor dem Hafen begeben, um die Niederlage der Christenhunde, an welcher sie nicht im geringsten zweifelten, ganz in der Nähe zu sehen. Der Admiral wollte diese sinnlosen Menschen nicht ungewarnt niederschießen lassen, und gab ihnen von Bord aus ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Aber vergeblich. Der Haufen blieb entweder aus Starrsinn, oder weil er das Zeichen nicht verstand, ruhig stehen, bis die erste Salve eine gräßliche Verheerung unter ihnen anrichtete, worauf alle, welche noch lebten, unter Jammer und Heulen auseinanderstoben. Dagegen entwickelten die Soldaten des Dey den hartnäckigsten Widerstand; kaum war eine Reihe der Kannoniere in den Batterien getötet, so trat eine neue mit großer Kaltblütigkeit auf die Leichen ihrer gefallenen Brüder und setzte das Feuer fort. Seit 6 Uhr Abends dauerte der Kampf; das Krachen von tausend Feuerschlünden, das Zischen der Bomben, die nach allen Seiten der Stadt geworfen wurden, das Sausen der congrevischen Raketen, welche die Lüste durchzischten, machten aus dem Hafen der Stadt einen Schauplatz des Entsetzens. Aber noch immer schien die Wuth der Afrikaner zu steigen. Endlich verlangten zwei Offiziere vom Admiral die Erlaubniß, der nächsten algierischen Fregatte ein Schwefelhemd anlegen zu dürfen. Dieser Plan gelang vollständig. Ein gelinder Wind theilte bald das Feuer der ganzen algierischen Flotte mit; um 9 Uhr Abends standen 5 Fregatten, 4 Corvetten, 30 Kanonierboote in lichten Flammen, und der Sieg war entschieden.

Während des Kampfes hatte der Dey den größten Mut bewiesen; fortwährend dem mörderischen Feuer

ausgesetzt, durchlief er die Batterien, um die Feigen zu schrecken und die Tapfern aufzumuntern. Aber auch der englische Admiral stand ihm hierin nicht nach. Als die Schlacht am heftigsten wüthete, sah man ihn kaltblütig mit dem Kapitän Brissbane sprechen, der in diesem nemlichen Augenblicke, von einer matten Kugel getroffen, niederstürzte. „Armer Brissbane!“ rief Lord Exmouth, ohne eine Miene zu verändern, „es ist um dich geschehen; übernehmen Sie den Befehl, Lieutenant!“ „Noch nicht, Milord!“ antwortete Brissbane, indem er den Kopf erhob; und sogleich war er wieder auf den Beinen und kommandirte fort. Gleich darauf erhielt der Admiral zwei Wunden, die eine am Bein, die andere im Gesicht. Sein Schiff stand volle fünf Stunden unausgesetzt im wüthendsten Feuer; das Verdeck war mit Blut und Leichen besäet. Endlich gegen halb zehn Uhr, als eine der brennenden algierischen Fregatten, vom Winde getrieben, gegen sein Schiff herannahnte, musste er eilends die Untertane kappen lassen, um nicht verbrannt zu werden, und zog sich nun mit der übrigen Flotte auf die Rhede zurück.

Die ganze algierische Marine, die Arsenale, die Hälfte der Batterien waren zerstört, ein guter Theil der Stadt eingeäschert. Der Verlust der Barbaren wurde nach späteren Berichten auf 6000 Mann geschäkt; aber auch das vereinigte Geschwader hatte großen Schaden gelitten, und zählte 900 Todte oder Verwundete.

Am folgenden Tage, den 28. August, zog der Admiral als Sieger in den Hafen von Algier ein, und erschiffte sogleich eine lakonische Note an den Dey, worin er ihm zwei Stunden Bedenkzeit einräumte, um die vor-

geschriebenen Friedensbedingungen anzunehmen oder zu verwirren; in letzterem Falle würde das Feuer ungestüm von Neuem beginnen. Mar wollte sich noch nicht besiegt geben; von dem Balkone seines Pallastes aus rief er dem unten versammelten Volke zu: „mit Herrath hat man uns überwunden; dieß sind Waffen, welchen sich ein ächter Muselman nicht unterwirft.“ Aber seine Untertanen theilten den Enthusiasmus und die Charakterstärke ihres Oberhauptes nicht; vielmehr zwangen sie ihn zur Nachgiebigkeit. Der Friede wurde auf folgende Bedingungen geschlossen: 1) die Regentschaft in Algier verzichtet für alle Zeiten auf die Sklaverei der Weißen; 2) alle im Besitz des Dey befindlichen Sklaven, von welcher Nation sie auch seyn mögen, werden unverzüglich frei gegeben; 3) dergleichen werden die Summen, welche der Dey im Anfange des Jahres als Lösegeld für die italienischen Gefangenen erhalten hat, zurückstattet; 4) erhält der englische Consul vollständige Entschädigung für alle Nachtheile, die ihm durch seine Gefangenuehrung verursacht worden sind; 5) muß der Dey in Gegenwart seiner Minister und Offiziere wegen der Beleidigung gegen Georg IV. Abbitte thun, und namentlich den britischen Consul um Verzeihung bitten, in den Ausdrücken, die von dem Admiral vorgeschrieben sind.

Alle diese Punkte wurden genau erfüllt; die Sklaven, welche sich im Gebiete der ganzen Regentschaft befanden, erhielten ihre Freiheit, und überdies nahm der Admiral 357,000 Piaster für den König von Neapel, und 25,000 für den König von Sardinien in Empfang.

Niemals ist die Stadt Algier so hart gezwungen worden, wie durch diese Unternehmung. Es schien, als dürfte man sich der Hoffnung hingeben, daß die Barbaren endlich auf ihre Räubereien verzichten, und wie andere Völker der Erde im Frieden vom Handel und dem Anbau ihres reichen Bodens leben würden. Allein der Erfolg hat diese Erwartungen nicht bestätigt. Unter einem Dey, der so viel Charakter und Verstand besaß, wie Omar, waren die Festungswerke schnell wiederhergestellt, und sogar vergrößert; denn man baute einen Thurm auf der Spitze des Hafendamms unweit der Stelle, wo Lord Exmouth seine für die Algierer so verderbliche Position eingenommen hatte. Die Marine erstand aus ihrer Asche wieder; nach sechs Monaten befand sie sich auf 11 Corsarenschiffe, worunter eines von 44 Kanonen. Selbst ihre Seeräubereien begannen von Neuem, nur mit größerer Vorsicht, aber auch mit vermehrter Grausamkeit. Es ging hier wie mit dem Sklavenhandel der Neger. Das Verbot desselben hat bekanntlich die Leiden der armen Schwarzen nur vermehrt, weil die Sklavenhändler, entschlossen, auf ihr schändliches, aber sehr einträgliches Gewerbe nimmermehr zu verzichten, sich gendächtig fanden, alle Künste aufzuwenden, um der Wachsamkeit der Kriegsschiffe, welche auf der Küste von Guinea überall lauerten, zu entgehen. Sie drängten den zur Eimpackung der unglückseligen Schlachtopfer bestimmten Raum, der schon vorher entsetzlich beschränkt war, noch näher zusammen; verringerten die Zahl der Windlöcher, welche jenen Räumen Luft zuführen, auf einige wenige, und entfernten Alles, woran die Sklavenschiffe kenntlich sind. Durch

diesen gräuelhaften Scharffskan ist es ihnen bis auf diesen Tag gelungen, ihren Handel fortzutreiben, aber andererseits hat auch die Sterblichkeit und die Verzweiflung unter den Schwarzen während der Ueberfahrt nach den Colonien in einem ungeheuren Verhältnisse zugenommen; und die edle Absicht der europäischen Monarchen, die auf dem Wiener Congress, so wie der englischen Parlamentsglieder, die im Unterhause die völlige Abschaffung der Sklaverei durchsetzten, ist also bereitstet worden.

Ähnliches geschah nun auch in Algier seit dem Frieden vom Jahr 1816. Der Dey hatte förmlich auf den Menschenraub verzichtet, und es war deshalb nicht mehr möglich, daß die Corsaren ihre Schlachtopfer, wie früher, unter den Augen der europäischen Consuln, die über die Befolgung jener Verträge wachten, nach Hause führen, und zum Verkauf ausbieten könnten. Sie dachten nun auf andere Mittel. Einer der berüchtigtesten algierischen Corsaren rästete im Jahr 1818 ein Fahrzeug aus, um auf dem Mittelmeer zu plündern. Das erste Schiff, das er zu Gesicht bekam, war ein französischer Kaufahrer, der mit einer reichen Ladung von Seide und andern kostbaren Gegenständen aus der Levante kam; diese Flagge, die einer der größten Seemächte angehörte, und ohnedies durch feierliche Verträge geschützt war, hätte ihn abhalten sollen. Allein der Korsar konnte seine Raubgier nicht zügeln; er fiel über das wehrlose Schiff her, bemächtigte sich desselben mit leichter Mühe, und segelte mit ihm in der Richtung nach Algier. Als er nicht mehr weit von der Stadt entfernt war, ließ er den besten Theil der Ladung auf sein eigenes Schiff

bringen, der ganzen gesangenen Schiffsmannschaft die Köpfe abzuschneiden, und dann das ausgeleerte Fahrzeug sammeln seinen Leichnamen versenken. Dieß schien ihm nämlich das beste Mittel, alle Ankläger, die sich gegen ihn erheben könnten, zum Schweigen zu bringen, und zugleich seine Pflicht, welche ihm Schonung der französischen Flagge auferlegte, mit den Gelüsten seines Corsarenherzens in Einklang zu setzen. Wahrscheinlich wäre auch nie etwas von dieser schrecklichen That herausgekommen, wenn nicht später einer der Mitschuldigen des Seeräubers, der sich bei Vertheilung der Beute verkürzt glaubte, den Ankläger gemacht hätte.

Dieß ist nur die Geschichte eines Verbrechens aus hundert Andern derselben Art, die von den Barbaren seit ihrer förmlichen Verzichtung auf die Sklaverei der Weißen im Jahr 1816 begangen worden sind. Aber dieselbe genügt zum Beweise, daß mit Menschen von solchem Charakter keine Verträge abgeschlossen werden können, und daß man sich nicht anders vor ihrer Wuth schützen kann, als dadurch, daß man sie vernichtet, oder wenigstens ihrer Herrschaft ein Ende macht.

Bringt man nun noch den Tribut in Ansatz, welchen die europäischen Seemächte den Räubern bis zum Jahre 1830 zu ihrer eigenen Schande bezahlten; so muß man die französische Expedition als ein Glück für die Menschheit betrachten. England, Frankreich, die vereinigten Staaten von Nordamerika, die Niederlande, Schweden und Dänemark haben seit langer Zeit ihre Consuln in Algier, um den Verkehr zu erleichtern. Von diesen Seemächten mußte Dänemark und Holland einen jährlichen Tribut von 100,000 Franken unter dem

Namen Negal erlegen. Außerdem machten alle jene Consuln, ohne Ausnahme, wenn sie gewechselt wurden, und ein Neuer ankam, ein Geschenk von 30,000 Franken. Um diese Gold-Quelle häufiger fließen zu lassen, verlangte einer der früheren Dey's von jenen Mächten, daß sie alle zwei Jahre mit ihren Consuln wechseln sollen. Es gelang ihm mit Dänemark und Schweden; Holland verweigerte zwar die erste Bedingung, doch versprach es alle zwei Jahre die geforderte Summe von 30,000 Franken zu bezahlen, womit der Dey natürlich zufrieden war; Frankreich dagegen und England haben nie diesem Verlangen nachgegeben, aber immerhin erlegten sie, so gut wie die anderen kleineren Staaten, den obengenannten Tribut von 30,000 Franken, so oft ein abgehender oder gestorbener Consul durch einen Neuen ersetzt ward. Und dies ging, wie gesagt, bis zum Jahre 1830 fort. Es scheint freilich unbegreiflich, daß die Briten, die Besitzer der größten Seemacht, welche die Weltgeschichte kennt, sich so weit erniedrigen konnten, dem Hauptling einer elenden Barbarenhorde die Freiheit des Verkehrs auf einem Meere, in dem sie Gibraltar, Malta und die ionischen Inseln besitzen, mit Geschenken abzukaufen. Allein der Handelsneid hat noch viel Schlimmeres in der Welt bewirkt. Sie ließen sich dieses kleine, obwohl ehrlose Geschenk gern gefallen, wenn nur die Hanseaten, die Deutschen, die Preußen, und früher auch die Österreicher durch Furcht vor den Barbarenken, welche diese Nationen aus Mangel einer eigenen bewaffneten Marine nicht im Zaum halten konnten, vom Mittelmeere ausgeschlossen waren. So spielten denn die Barbarenken auf diesem Theile der

Gewässer seit langer Zeit eigentlich die Rolle von Schergen im englischen Interesse. Wäre diese Rücksicht nicht stark genug gewesen, den Britten Schonung aufzuerlegen, so würde Algier schon längst eine europäische Kolonie geworden seyn. Denn alle Vortheile, welche das ferne Amerika, oder Asien, die Inseln in der Südsee oder Neuholland darbieten, sind in der Nordküste von Afrika vereinigt; Fruchtbarkeit des Bodens, ein Clima, wie es für die Hervorbringung tropischer Gewächse erforderlich ist, und vor Allem eine geringe Entfernung. Während der beste Segler von Havre oder von den englischen Häfen aus zum mindesten einen Monat braucht, bis er nach Westindien; drei, bis er nach Ostindien kommen kann, segelt man von Marseille mit günstigem Winde in zwei Tagen nach Algier. Hiezu bringe man noch die treffliche Lage dieser Stadt für den afrikanischen Handel in Ansatz. Von Algier zogen selbst unter der türkischen Regierung unaufhörlich Caravane nach dem Atlas, und von da in das Innere des goldsreichen Afrika, und brachten die kostbarsten Waaren zurück. Wenn ein solcher Verkehr unter der elendesten aller Herrschaften bestehen könnte, wie viel eher müßte es einer civilisirten Regierung gelingen, Algier zum Stapelpothe des ganzen nordafrikanischen Handels und des gewinnreichen Verkehrs mit dem Binnenlande dieses großen Welttheils zu machen! Einst blühte diese Küste auf's schönste unter der Herrschaft der Römer; längst wünscht der Menschenfreund diese Zeiten zurück, und sieht mit Bedauern auf das Morgenland und das nördliche Afrika, wo alle Civilisation erstickt ist. Diese großen und fruchtbaren Strecken müssen ihr wieder

vergegeben werden, und es ist kein Zweifel, daß, wenn die Europäer nur einmal auf einem Punkte festen Fuß gefaßt haben, sie ihren Einfluß bald weiter ausdehnen werden, und so dürfte denn Algier, früher der Schrecken der europäischen Schiffahrt, zur Brücke bestimmt seyn, auf welcher neues europäisches Leben in den erstorbenen Orient einziehen soll.

Eintheilung des Landes; Fruchtbarkeit; Bevölkerung; Vertheidigungsmittel.

Das ganze Königreich zerfällt in 6 Provinzen. Algier, Constantina, Mascara, Titteri, das Land von Sabar und von Berberes. Die fünf letzteren Provinzen werden von Beyen regiert, die durch das Oberhaupt in Algier eingesetzt sind. Der Boden ist außer dem Atlas, der die Südgränze bildet, von mehreren zum Theil hohen und mit beständigem Schnee bedeckten Gebirgszügen durchschnitten, welche eine nicht unbeträchtliche Menge von kleinen und größeren Flüssen in das Mittelmeer oder auch in Binnenseen schicken, und die Fruchtbarkeit des Landes vermehren. Da und dort finden sich einzelne Sandwüsten, welche jetzt keines Anbaues fähig sind, aber es in den alten guten Zeiten unter den Römern waren. Dagegen ist bei weitem der größte Theil des Bodens außerordentlich fruchtbar, und giebt auch unter den trügen Händen der Mauren reichliche Erntten an Korn, das sich durch seine Härte auszeichnet, an Mais, an Südfrüchten und Weintrauben, von denen die größten bis zu 12 Pfund schwer werden.

Es wäre ein leichtes, bei sorgfältiger Behandlung die Cultur des Indigo, des Caffeebaums, der Cochenille, des Zuckers, kurz aller der Artikel einzuführen, welche Europa aus dem fernen Amerika oder aus Ostindien bezieht. Die Umgegend der Stadt Algier soll ein Paradies seyn. Rings um den Bergabhang, auf welchen sie gebaut ist, liegen 12,000 Gärten, voll der schönsten Palmen und anderer südlichen Bäume, bedeckt mit Wein- und Delgärten, und mit den kostlichsten Pflanzungen von Orangen. Das Clima ist im Ganzen durchaus nicht ungesund; auf dem Atlasgebirge im Süden herrscht eine Temperatur, beinahe wie im gemäßigten Europa; auf der Küste wird die Hitze durch regelmäßige wehende Seewinde gemäßigt, nur im Innern des Landes ist sie im höchsten Sommer unerträglich, aber auch für die südlichsten Pflanzen geeignet. Al Wasserrung fehlt es, wie oben gesagt worden, durchaus nicht; auch finden sich Mineralquellen. Das Innere der Erde liefert Zinnober, Blei, Kupfer und etwas Gold, und diese Produkte könnten durch einen vernünftigen Bergbau sehr gesteigert werden.

Die Bevölkerung besteht aus vier verschiedenen Menschenarten. Den ersten Rang nehmen die Türken ein, als die herrschende Classe. Alle öffentlichen Aemter sind in ihrem Besitz, und der größte Theil der Reichthümer des Bodens in ihren Händen. Sie sind sämmtlich Soldaten, und in den Musterrollen der Miliz eingeschrieben. Der Dey wird aus ihrer Mitte gewählt, und jeder, auch der geringste Soldat, hat Anspruch auf diese Stelle, und kann sie eringen, wenn er Verstand oder Mut genug hat, die blutige Wahl,

welche zu derselben führt, durchzulaufen. Schon oben ist gesagt worden, daß sie nicht im Lande geboren sind, sondern ohne Ausnahme in der Türkei angeworben werden. Gleich nach ihrer Ankunft treten sie in das Corps der Janitscharen ein, und sind die einzigen Soldaten des Dey, welche Gold bekommen, und auf welche die Regierung bei einem Auffall von Außen allein zählen kann. Ihre Zahl beträgt für das ganze Königreich Algier nicht mehr als 45,000. Nach ihnen kommen die Mauren, welche zum Theil von jenen alten Numidiern, deren kräftiger Widerstand den Römern so viel zu schaffen machte, zum Theil von den im zehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung eingewanderten Arabern abstammen. Sie treiben auf dem Lande Viehzucht oder Ackerbau, in den Städten Handel und Manufacturen, und sind ohne Zweifel die nützlichsten Untertanen des Dey. Von dem kräftigen Charakter, der ihre Vorfahren so rühmlich auszeichnete, ist keine Spur mehr bei ihnen geblieben. Sie werden als ein niederträchtiges, feiges, verrätherisches, und in dem höchsten Grade betrügerisches Gesindel geschildert, und sollen alle Laster besitzen, welche ein hundertjähriges Joch der blutigsten Tyrannen einem Volke je aufdringen kann. Man muß gestehen, daß ihre Geschichte diese von so vielen Reisebeschreibern einstimmig wiederholten Vorwürfe rechtfertigt; denn wenn ein Funke von Ehrgefühl, von Mut in ihnen wäre, so hätten sie das kleine Häuflein türkischer Tyrannen schon längst verjagt.

Die dritte Classe bilden die sogenannten Euloglis, d. h. die Abkömmlinge von türkischen Vätern und eingeborenen Müttern. Diese Mittelclasse teilt die Vor-

rechte ihrer Väter nicht, vielmehr ist sie von allen hohen Aemtern ausgeschlossen; aber ihr Reichthum entschädigt sie für diese Nachtheile, denn beinahe alle Euloglis sind wohlhabend, weil ihre Väter nur dann heirathen, wenn sie entweder selbst reich sind, oder reiche Weiber bekommen. Die Euloglis gelten für sehr schwelgerisch und ausschweifend; den Hochmuth und Geiz haben sie von ihren Vätern, den Türken, Feigheit und Hinterlist von ihren maurischen Müttern geerbt. Doch haben sie ein Interesse für den Fortbestand der Regierung, und diese kann deshalb im Falle eines Krieges auf sie rechnen.

Zuletzt kommen die Juden. Nirgends in der ganzen übrigen Welt sind sie so verachtet, als in Algier; es ist ihnen eine besondere Kleidung vorgeschrieben, damit man sie überall leicht kennen und also auch verhöhnen kann. Kein Jude darf an einem öffentlichen Brunnen trinken, wenn ein Turke, ein Eulogli, ein Maure zugegen ist und trinken will, ja selbst die Sklaven gehen ihnen vor. Der Pöbel darf sie ungestraft misshandeln, und wenn es ein Mitglied dieser Nation wagt, gegen einen türkischen oder maurischen Knaben, der ihn geschlagen hat, die Hand aufzuheben, so wird er von Rechts wegen gesteinigt. Dieser gränzenlosen Unterdrückung, ungeachtet, beträgt ihre Zahl im ganzen Gebiete von Algier doch 50,000; auch haben sie große Reichthümer zusammengescharrt, ob sie gleich nicht wagen dürfen, dieselben sehn zu lassen.

Die ganze Bevölkerung des Landes beträgt ungefähr 2,715,000 Seelen, wovon 14,000 auf die Türken, 80,000 auf die Juden, 150,000 auf die Euloglis und

2,500,000 auf die Ureinwohner oder auf die Mauern kommen.

Was die bewaffnete Macht betrifft, so zählte die Marine des Dey, zur Zeit des französischen Einfalls, bloß 11 Schiffe, worunter eine einzige Fregatte von 44 Kanonen, eine Corvette von 40, die übrigen waren kleinere Schiffe von 12—22 Kanonen. Ihre Bewaffnung belief sich im Ganzen auf 192 Kanonen, die Besetzung auf 3260 Mann; so armelig waren die Überreste jener furchtbaren Flotten, die einst unter Haidar und Horuk Barbarossa das ganze Mittelmeer in Schrecken gesetzt hatten. Die Landmacht war bedeutender. In Algier lagen 7000 Türken, eben so viel Euloglis, und 2000 maurische Reiter in Besatzung. Ungefähr eine gleiche Anzahl mochte bei den verschiedenen Beyys von Mascara, Titteri, Constantina zerstreut sein. Außerdem hatte der letzte Dey Husseini angefangen, neue Corps aus Eingeboruen des Landes und aus Negersclaven zu bilden, die er aus dem Innern von Afrika hatte kommen lassen. Aber dies war ein elender Haufen, ohne Mut, ohne Ehrgesühl, ohne Unabhängigkeit gegen die Regierung, und durfte nicht in Anschlag gebracht werden. Sonst kann der Dey noch von den maurischen oder arabischen Stämmen, welche sein Gebiet durchziehen, zahlreiche Schwärme Reiterei aufbieten, welches er, wie wir unten zeigen werden, gethan hat, aber ohne großen Nutzen für seine Sache.

Feste Orte zählt d
Titteri, Constantina u
Orte sind mit Mauern

mit einigen Kauonen besetzt sind; nur die Hauptstadt hat größere Festungswerke. Sie ist in Form eines Dreiecks an einem Hügel hinaufgebaut; die Spitze bildet die Cosaubah, ein festes Schloß, in welchem früher die türkischen Pascha's, und dann die Dey's ihre Residenz hatten. Rings um die Stadt herum gehen starke Mauern. Eben so ist der Hafen und der ganze Golf, an welchem die Stadt liegt, mit einer Reihe furchtbarer Batterien umgürtet. Den festesten Punkt bildet das sogenannte Kaiserschloß, das, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, auf der Höhe des Berges liegt. Seine Erbauung wurde von Kaiser Carl V. begonnen; von den Dey's fortgesetzt; der Feldzug der Franzosen hat gezeigt, daß das Schicksal des Reichs an dieser Castelle hing.

Dies sind die Vertheidigungsmittel, welche der Dey einem fremden Einfall entgegensetzen kann. Was endlich noch seine Einkünfte betrifft, so sind ihre Hauptquellen jene erzwungenen Erbschaften von reichen Beamten, welche der Dey, wie der Sultan in der Türkei, unter dem Vorwande schlechter Amtsführung hinrichten läßt, und nachher ausplündert; ferner die Tribute von den europäischen Mächten, deren Summe oben angegeben worden ist; der Alleinhandel mit Getreide, Vieh, Öl und Salz; der Gewinn von der Seeräuberei und dem Sclavenhandel (denn von jedem genommenen Schiff und seinem Werthe bekommt der Dey die Hälfte); dann die Abgaben von den Juden und den Freudenmädchen, die auf Staatsrechnung gehalten werden; endlich noch eine allgemeine Kopfsteuer von einem Piaster, welche alle Einwohner, mit Ausnahme der Türken, be-

zahlen müssen. Das ganze jährliche Einkommen des Königreichs beläuft sich ungefähr auf 5 Millionen Gulden, was freilich im Verhältniß zu der Größe des Landes gering erscheint, und dennoch eine Last ist, unter welcher die unterdrückten Einwohner fast erliegen.

Außerdem lag aber in den Gewölben der Casabah ein ungeheurer Schatz, der blutige Erwerb aller seit Jahrhunderten von den Corsaren verübten Greuel und Räubereien. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, von diesem Schatz genauere Auskunft zu geben.

Ursachen, welche die französische Expedition herbeiführten.

Seit fast 100 Jahren (1450) besaß Frankreich auf der Küste von Afrika (bei Bona) ein ansehnliches Gebiet, mit einigen Festungswerken, um die Corallenfischerei zu beschützen, welche die Franzosen vertragsmäßig auf einer Strecke von 60 Meilen an der Küste betrieben. Die vortheilhafte Lage dieser Besitzungen, ihr Reichtum an Getreide, Bieh, Wolle, Wachs, Honig u. s. w., die Bequemlichkeit, welche sie zu Verbreitung der französischen Waaren in das Innere von Afrika dardotter, und endlich die vortheilhafte Ausbeute der Corallenfischerei, hatten den Handelsgesellschaften, welche hier vor der Revolution ihre Geschäfte betrieben, ansehnlichen Gewinn verschafft. Seit dieser Epoche aber verloren die verschiedenen französischen Regierungen, mit dringenderen und näher liegenden Angelegenheiten beschäftigt,

tigt, Afrika aus den Augen; ohnedem hätten die Engländer während der Continentalsperrre jeden Versuch überseesischer Unternehmungen unmöglich gemacht. Aber sobald die Bourbonen wieder auf den französischen Thron eingesetzt waren, gab man sich Mühe, die alten Verhältnisse in diesem Punkte wieder herzustellen. Jedoch vergeblich. Die bekannten bösen Absichten des Dey, und später seine offen ausgesprochene Absicht, die französischen Niederlassungen nicht mehr zu dulden, hinder-ten die französischen Kaufleute, nach Afrika zurückzukehren, und den früher so lebhaften Verkehr wieder anzuschnüpfen. Auch die französische Corallenfischerei auf der Küste, welche der Dey im Jahre 1817 wieder anerkannt hatte, war fortwährend Verfolgungen des Räuberoberhauptes ausgesetzt. Vor der Revolution hatten die Franzosen jährlich 17,000 Franken für dieses Recht vertragsmäßig an die Algierer bezahlt. Im Jahr 1817 war diese Summe durch die neu geschlossene Uebereinkunft auf 60,000 Franken erhöht worden. Allein kaum waren zwei Jahre verflossen, als der Dey dem französischen Consul erklärte, seine Nation habe zu wählen, ob sie 200,000 Franken jährlich bezahlen, oder auf ihr Recht gänzlich verzichten wolle. Das Handelsinteresse nothigte die französische Regierung, in diese schreiende Ungerechtigkeit einzurüttigen; dennoch machte der Dey, trotz der Pünktlichkeit, mit welcher jene Summe bezahlt wurde, im Jahre 1826 ein Manifest bekannt, kraft dessen er allen Nationen die Corallenfischerei auf der Küste von Algier gestattete, und folglich die Franzosen ihres theuer erkauften Vorrechtes beraubte. Was diese neue Plackerei noch fräkender machte, war die

unerhörte Forderung, daß die Franzosen immer noch jene 200,000 Franken fortbezahltensollten!

Zu diesen allgemeinen Beschwerden kamen noch eine Menge einzelner Beleidigungen. Im Jahre 1814 eröffnete der Dey dem französischen Generalconsul, Herrn Dubois Chainville, den Befehl, die Rechnungen mehrerer algierischen Unterthanen, welche an Frankreich Forderungen zu machen hatten, auf der Stelle zu bereinigen. Da der Consul Gegenvorstellungen machte und erklärte, daß er dies ohne vorläufige Ermächtigung von seiner Regierung unmöglich thun könne, so wurde er ohne weiteres aus der Stadt gejagt. Freilich unter der napoleonischen Herrschaft hätte der Dey eine solche Beleidigung nicht gewagt, aber er kannte die Bourbonen und fürchtete keine Rache. Seine Ansicht war auch richtig. Denn die Ereignisse der hundert Tage gaben den Bourbonen anderswo zu schaffen, und jene Großheit war vergessen. Im Jahre 1816 schickte man einen neuen Consul ab, aber der Dey willigte in seine Zulassung erst nach einer vorläufigen Zahlung von 100,000 Franken, unter dem Titel eines freiwilligen Geschenks. Im Jahre 1818 ward die französische Brigg Fortuna von den Einwohnern des Gebiets Bona angegriffen und ausgeplündert, ohne daß man die geringste Genugthuung dafür erhalten könnte. Im Jahre 1815 erklärte der Dey den beiden Admiralen Furey und Freemanle, von denen jener in Frankreichs, dieser in Englands Namen abgeschickt war, um in Folge der Beschlüsse des Nachener Congresses von den Barbarenken Verzichtleistung auf die Sclaverei der Weißen zu verlangen; er könne in dieses Ansehen nicht

einwilligen, sondern behalte sich einmal für allemal das Recht bevor, die Unterthanen aller Seemächte, welche keine Consuln bei ihm unterhalten und keine Tribute bezahlen, in die Sclaverei zu werfen. Im Jahre 1825 ließ der Dey, gegen den ausdrücklichen Inhalt wiederholter Verträge, unter dem Vorwande erfolgter Schmuggelei, das Hauß des französischen Consuls in Bona überfallen und aussuchen. Obgleich die hiezu abgeschickten Beamten nicht das Geringste vorausanden, was jene Beschuldigung gerechtfertigt hätte, so wurde doch keine Genugthuung gegeben. Die Abgaben, welche die französischen Kaufleute in den Häfen der Barbaren zu bezahlen haben, sind durch Verträge bestimmt. Dennoch verlangte der Dey von den Franzosen in Bona im Jahre 1825 weit höhere Zölle. Zu dieser Reihe von Beleidigungen, welche direct an dem französischen Handel verübt wurden, kamen noch solche, welche fremde, unter Frankreichs Schutz stehende Nationen betrafen. Die Bourbonen hatten im Jahre 1825 der römischen Flagge feierlich ihren Schutz bewilligt. Die Dey's von Algier, Tripoli und Tunis erkannten nach einander dieses Verhältniß durch besondere Verträge an, und verpflichteten sich feierlich, die römische Flagge gleich der französischen zu achten. Fünfzehn Monate, nachdem der Dey von Algier diese Uebereinkunft unterschrieben hatte, ließ er zwei römische Schiffe anhalten und confisieren. Der Erlös aus dieser Prise wurde zwischen ihm und den Corsaren getheilt; und alle Bitzen und Drohungen des französischen Consuls vermochten nur so viel, daß man die Schiffsmannschaft der beiden genommenen Kauffahrer frei ließ. Die Ver-

lebungen der Verträge wurden in den Jahren 1826 und 1827 immer häufiger, und die Kühnheit der Raubüber wuchs, wie man sich denken kann, durch die Straflosigkeit. Endlich gingen sie so weit, von den französischen Capitänen, welchen sie zur See begegneten, zu verlangen, daß sie an Bord der Caper kommen und ihre Papiere vorlegen sollten. Bei einem Falle dieser Art geschah es, daß in derselben Zeit, wo der Capitän eines französischen Kaufahrers an Bord der Corsaren sich ausweisen und seine Pässe vorlegen mußte, die Mannschaft des letzteren das französische Schiff bestieg, und Alles wegnahm, was ihnen beliebte, Geld, Kisten mit Waaren, Kleider und Lebensmittel.

Doch alles dies war noch nichts im Vergleich mit einer andern Rechtsverhöhnung, welche sich der Den gegen die französische Regierung erlaubte. Wir meinen den Streit wegen der Ansprüche des algierischen Handelshauses Bacri und Busnach, welcher die eigentliche Veranlassung zu der Expedition nach Algier gab. Eine Unzahl von Kornlieferungen, welche die Juden Bacri und Busnach dem Consulat und später dem Kaiserreiche besorgt, hatte diese Kaufleute zu Gläubigern des Schatzes gemacht, mit einer Summe, die zur Zeit der Restauration noch nicht bereinigt war. Dieselbe wurde, vermöge einer Uebereinkunft zwischen den Bevollmächtigten des Den und der französischen Regierung vom 28. October 1819, definitiv auf 7 Millionen Franken bestimmt, die in 12 Monaten vom März 1820 an bezahlt werden sollten. Es wurde im vierten Artikel dieses Vertrages ausdrücklich bedungen, daß die französischen Unterthanen, die etwa Forderungen an

das Haus Bacri und Busnach zu machen hätten, Einsprache bei der Zahlung einlegen dürfen, und daß ein diesen Forderungen gleichkommender Theil der Hauptsumme zurückbehalten werden solle, bis die französischen Gerichtshöfe über die Gültigkeit derselben entschieden hätten. Demgemäß wurden die französischen Unterthanen aufgefordert, ihre Ansprüche vorzulegen. Die Summe derselben belief sich auf 2,500,000 Franken. Sofort bezahlte der Schatz an das Haus Bacri und Busnach 4,500,000 Franken, und legte den Rest in die Depotcasse nieder. Allein obgleich dieses Verfahren buchstäblich mit dem Vertrage vom 28. October übereinstimmte, so trat nun der Dey plötzlich mit der Behauptung auf, daß die französischen Gerichtshöfe nicht schuell genug richten, und forderte zuerst, die Regierung solle sie zu beschleunigter Thätigkeit anhalten. Zuletzt hatte er gar die Unverschämtheit, zu verlangen, daß der Schatz ihm die bestrittene Summe ganz überliefere; die französischen Unterthanen, meinte er, können ja dann nach Algier kommen, um bei ihm und bei seiner Zustiz ihre Ansprüche geltend zu machen. Es gehörte gewiß mehr als gewöhnliche Geduld dazu, um diese Annahmen nur anzuhören, da sie eben so sehr die Würde der Nation, als ihre Freiheiten verletzten; denn dem Könige von Frankreich ist es seit Ertheilung der Charte nicht mehr erlaubt, gegen das Verfahren der Gerichtshöfe einzuschreiten. Dennoch verlor die französische Regierung ihre Kaltblütigkeit nicht; man hatte die Langmuth, dem Dey durch den Consul Gegenvorstellungen zu machen, und die Gründe auseinanderzusezzen, warum seinem Verlangen unmöglich gewillfahrt werden

Könne. Aber der Barbar wollte durchaus keine Verantwortung anhören; er beharrte hartnäckig auf der Forderung, daß die Regierung die volle Summe von 7 Millionen bezahlen müsse; im entgegengesetzten Falle werde er seinen Capern Befehl geben, auf alle französischen Schiffe Jagd zu machen.

Um über diesen seinen Entschluß gar keinen Zweifel mehr übrig zu lassen, schickte er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein eigenhändiges Schreiben, worin er ihm jenes „Entweder, Oder“ auf die hochmuthigste Weise von der Welt vorlegte. Der Baron v. Damas, der das auswärtige Ministerium damals verwaltete, befand sich in der tödlichsten Verlegenheit. Wenn er den Drohbrief des Barbaren beantwortete, so war er es seiner Pflicht schuldig, eine Sprache anzunehmen, die seines Königs und seiner Nation würdig war; d. h., er mußte die elenden Prahlereien des Räubers mit einer besseren Münze heimgeben; aber in diesem Falle setzte er sich der Ungnade seines Gebieters aus, der damals (unter dem Ministerium Villèle) durchaus noch nichts von einer Züchtigung der Barbaren wissen wollte. Oder antwortete er gar nicht, dann war der Anschein vorhanden, als hätte er die Grobheit des Dey ruhig hingehen lassen. Der Herr Minister schlug, wie es in solchen Dingen zu gehet pflegt, den Mittelweg ein, und schickte dem Generalkonsul in Algier eine neue Darstellung der Sache, mit dem Befehl, den Dey mündlich zu besseren Gesinnungen zu bestimmen. Der damalige Consul, Herr Deval, hatte diese neuen Aufträge noch nicht erhalten, als er sich der Sitte gemäß den Tag vor dem großen Bairamsfest

mit seinen Collegen, den übrigen europäischen Consuln, im Palaste des Dey einfand, um Sr. Höheit Glück zu wünschen. Dieser hatte jetzt ein besonderes Auge auf den Franzosen, und fragte ihn, nachdem er seine Huldigungen schuldigst dargebracht, sogleich, ob er mit keiner Antwort auf sein Schreiben beauftragt sei; als der Consul sich verneinend aussprach, so nahm der souveräne Beherrcher von Algier unversehens seinen Fliegenwedel in die Hand, versetzte ihm verschiedene derbe Streiche auf den Kopf und die Backen, und befahl ihm nach dieser Operation, sich sogleich aus seiner Gegenwart zu entfernen. Nach europäischen Begriffen ist eine solche unerhörte Gewaltthat gegen Gesandte mehr als eine Kriegserklärung; aber die französische Regierung sah die Sache noch nicht aus diesem Gesichtspunkte an, vielmehr befahl der Baron Damas, als er die Nachricht davon erhielt, erst Genugthuung zu verlangen, und erst dann, wenn er sie nicht erhalten werde, abzureisen. Der Consul gehorchte dem erhaltenen Befehl; sein Verlangen wurde mit Hohn abgewiesen; nun schickte er sich zur Abreise an, aber kaum hatte er die Stadt verlassen, als der Dey seinen Schergen in Constantina gebot, mit Feuer und Schwert die französischen Niederlassungen in Afrika zu zerstören. Dieses Verlangen wurde schnell vollzogen, und das Fort Lacalle dem Boden gleich gemacht.

Endlich glaubte sich König Carl zu strengeren Maßregeln berechtigt; eine Abtheilung der französischen Flotte erhielt Befehl, sich vor Algier aufzustellen, und die strengste Blokade zu handhaben. Drei Jahre dauerte diese Einschließung, und kostete dem Staate 20 Millionen Franken, also ungefähr zehnmal soviel, als auf die

Expedition des Lord Exmouth von England verwendet worden war. Dennoch nützte sie Nichts, ebgleich die französische Marine es weder an Muth noch an Geschicklichkeit fehlen ließ. Denn eine Blokade ist nur für solche Staaten gefährlich, deren Existenz von einer ununterbrochenen Thätigkeit des Seeverkehrs abhängt; aber Algier ist kein Handelsstaat; der Dey konnte sich ruhig gedulden, wenn auch seine Caper einige Jahre lang nicht auslaufen durften, und sein Volk hatte vom Ertrage des Landes während dieser Zeit genug zu leben, ohne europäische Waaren zu bedürfen. Alles dies hätten die französischen Minister vorher bedenken sollen; die großen Summen, welche die Blokade kostete, oder vielmehr, welche man in's Meer warf, öffneten ihnen erst die Augen, und überzeugten sie, daß ein anderes Verfahren angenommen werden müsse. Neue Verlegenheit! wie sollte man sich helfen! Sie beschlossen nach langer Ueberlegung, vorerst noch zum letztenmal den Weg der Güte einzuschlagen, oder, wenn man sich genauer ausdrücken will, nach dem schönen Grundsatz zu handeln: „wenn man dir einen Streich auf den einen Backen gibt, so halte den andern auch hin.“ Der Schiffskapitän von Labretonnière wurde nämlich nach Algier geschickt, wo möglich eine Unterhandlung mit den Korsaren anzuknüpfen, und wenn diese sich irgend zu einer Genugthuung, welche vor den übrigen europäischen Staaten den Schein für Frankreich retten könnte, geneigt zeigen sollten, Alles friedlich abzumachen. Aber der Dey nahm diesen Gesandten noch viel schlechter auf, als alle früheren, was natürlich ist; denn seine geringe Meinung von Frankreich, und sein Hochmuth auf die

eigenen Hülfsmittel, mußte durch das bisherige Verfahren des Pariser Hofes in schneller Progression zunehmen. Raum würdigte er ihn einer Antwort, und als er unverrichteter Dinge wieder abzog, gab er ihm eine Begrüßung mit auf den Weg, welche die Heiligkeit des Gesandtenrechtes, das selbst von den wildesten Barbaren streng beobachtet wird, auf's freventlichste verletzte. In dem Augenblicke nämlich, wo Herr von La Brettonnière den Hafen verließ, erfolgte eine allgemeine Abfeuerung aller benachbarten Batterien auf das Parlamentärschiff, das von 80 Kugeln getroffen wurde. Das Feuer hörte erst auf, nachdem das Schiff sich außer Schußweite befand.

Dieß sind die verschiedenen Beleidigungen des Dey gegen Frankreich, welche endlich im Sommer 1830 die afrikanische Expedition herbeiführten. Gewiß ist, daß die französische Regierung in diesem Streite eine unerhörte Mäßigung bewiesen hat; nicht einmal die grösste Bosheit könnte ihr den Vorwurf machen, den Krieg gegen die Barbaren mutwillig herbeigeführt zu haben. Andererseits ist dieser im höchsten Grade gerecht; denn eine lange Reihe schwerer Kränkungen kam hier zusammen, von welchen schon jede für sich eine Kriegserklärung gerechtfertigt hätte. Verleihung der Grundsätze des Völkerrechts; Uebertretung der Verträge; willkürliche Erpressungen; unverschämte, den Gesetzen des Königreichs und den Freiheiten der Nation widersprechende Forderungen; Plünderung eigener und fremder, unter französischem Schutze stehender Schiffe; wiederholte Angriffe auf die Wohnungen der Consuln; öffentliche Beschimpfung der Generalagenten in Algier; endlich noch die unerhörte Beleidigung der Parlamentärs-

flagge. Alle diese verschiedenen Titel gaben den Franzosen hundertmal mehr Recht zu dem Kriege gegen den Korsaren, als zu dem früheren gegen Spanien. Dennoch beharren wir auf der Behauptung, daß es nicht die beleidigte Nationallehre war, was den König Carl bestimmte, die Waffen zu ergreifen. Der Beweis hierfür liegt in den eben aufgeföhrten früheren Vorgängen. Die französische Regierung hatte schon seit drei Jahren, nämlich seit dem Augenblick, wo der Deu die Convention vom 28. October 1819 umgestoßen, die trifftigsten Gründe zum Kriege; die Ehre der Nation, so wie das Interesse des französischen Handels forderte ihr gebieterisch; wenn man sich damals noch nicht zu diesem Schritte entschließen konnte, so war dies keine Mäßigung, wie der Moniteur den Franzosen weiß machen wollte, auch keine Langmut, sondern eine erbärmliche Schwäche, eine straffällige Gleichgültigkeit gegen den Ruhm und den Vortheil der Nation. Warum nahm man nun im Jahre 1830 auf einmal eine so kriegerische Gesinnung an, und bereitete sich mit ungeheuern Kosten zu einem Feldzuge, der an Glanz und Furchtbarkeit Alles übertraf, was Afrika je von europäischen Heeren gesehen hatte (selbst die glorreiche Expedition Napoleons nach Aegypten nicht ausgenommen). Sorgfalt für die beleidigte Nationallehre konnte nicht der einzige, nächst einmal der erste Grund hiezu seyn; denn Carl X., der im Jahre 1830 diese Beschuldigung vorschützte, war ja derselbe, der in den früheren Jahren diese nämlichen Rücksichten völlig hintangestellt hatte. Der Hauptgrund liegt vielmehr in der veränderten Lage Frankreichs. Früher nämlich stand,

wie wir oben gesagt, an der Spitze der französischen Verwaltung Villele, ein Mann, der die schwere Kunst verstand, mit der Charte selbst die Freiheiten des Landes zu zerstören, und also auch die geheimen Wünsche seines Gebeters, der durchaus in den alten Regententräumen aus der Zeit vor der Revolution gewiegt seyn wollte, zu befriedigen. Carl X. hatte damals keinen auswärtigen Krieg zur eingebildeten oder wahrhaft nthigen Sicherheit seines legitimen Thrones nthig. Über mit dem Austritte dieses berühmten Premierministers nahmen die Sachen eine ganz andere Gestalt an. Die Namen Polignac und Bourmont, durch welche der König die ersten Stellen des Landes ehrte, verriethen den längst angelegten Plan zum Umsturz der französischen Freiheiten. Die Nation sah ihre Gefahr, und rüstete sich mit großer Kraft zum Kampfe. Auch der König mußte sich nach neuen Hülfsmitteln umsehen. Er bedurfte vor Allem ein Heer, das, durch Beute und Triumph an seine Person gefesselt, ihn wider die mögliche Empörung der Nation unterstützen dürfte; zugleich hatte der Herr Kriegsminister eine Gelegenheit sehr nthig, in der er den Glanz seines Namens, der durch den Verrath bei Waterloo so schwer beschimpft war, einigermaßen wiederherstellen könnte. Dieß sind die wahren Gründe des Feldzugs gegen Algier. Man wird gestehen, daß sie nichts weniger als ehrenvoll für Carl X. sind, weshalb auch die afrikanische Expedition gar nicht populär in Frankreich war. Anders verhielt es sich mit der Ausführung und dem Verlaufe derselben. Hier zeigte sich das militärische Talent der Franzosen in seinem ganzen

Glanze. Dieser Feldzug ist der schönsten Tage des Kaiserreichs und der Republik würdig.

Rüstungen Frankreichs zum Zuge nach Algier.

Vor Allem wurden Unterhandlungen mit England angeknüpft, um diese Seemacht zur Einwilligung in die beschlossene Expedition zu bestimmen. Diese Einwilligung wurde auch gegeben; denn obwohl das britische Cabinet die große Kraftentwicklung der französischen Marine und die Hoffnungen, welche sich an die Expedition knüpfen, mit größter Missgunst sah, so erlaubte doch der Anstand keine offene Einsprache, weil die Gründe, welche die französische Regierung für die Rechtigkeit des afrikanischen Kriegs vorlegte, von der überzeugendsten Art waren. Außerdem geboten die weltbekannten großen Gefälligkeiten des Premierministers Polignac gegen die englische Politik, daß Lord Wellington sich diesmal einigermaßen erkenntlich zeigte. Endlich war nicht sowohl die Expedition an sich selbst geeignet, die britische Eifersucht zu erregen, als vielmehr ihr Ziel, nämlich die Colonisation Algiers. Gegen Erreichung dieses Zwecks hatte das englische Ministerium eine Menge Intriken in Bereitschaft. Ihr Plan war, die Franzosen ruhig ihre ungeheuern, mit sehr großen Kosten verbündeten Rüstungen machen zu lassen, und erst, wenn sie den Preis derselben schon errungen haben würden, oder nahe daran waren, ihn zu erringen, ihre bekannten Künste ins Spiel zu setzen, und ihnen den Lohn so vieler Anstrengungen vor dem Munde

hinwegzunehmen; die notorische Unfähigkeit Polignac's, und der bekannte Charakter Carls X. gaben ihnen bei dem damaligen Stande der Dinge die beste Hoffnung, diese verrätherischen Wünsche zu verwirklichen. Die geforderte Einwilligung wurde also gegeben, obwohl die französische Nation, eingedenk der alten Bosheit der Engländer, nicht daran glauben konnte, und im Anfange, so wie im Verlaufe des Krieges fortwährend einen Bruch mit England erwartete.

Nachdem dieser erste Punkt in's Reine gebracht war, schritt das französische Ministerium zu den Aussrüstungen. Der Vice-Admiral Duperré, der beste Seooffizier Frankreichs, dem man das Commando der Flotte bestimmt hatte, wurde im Monat Februar von Brest, wo er sich damals aufhielt, nach Paris beordert, um seine Ansichten und seine Erfahrungen mitzutheilen. Dieser Mann hat bei Weitem das größte Verdienst an dem Gelingen der afrikanischen Expedition. Nicht nur hat er bei der Ausführung einen außerordentlichen Mut und die größte Geschicklichkeit bewiesen, sondern seine weisen Rathschläge bewirkten auch, daß bei der Aussrüstung alle jene unzähligen Vorkehrungen getroffen wurden, welche den glücklichen Erfolg am meisten herbeiführten. Er wollte, den Grundsätzen Napoleons getreu, so wenig als möglich dem Zufalle überlassen, zeigte alle möglichen Gefahren und Wechselsfälle, welche die Natur des Landes, dessen Eroberung man beabsichtigte, die Unbeständigkeit des Meeres, auf dem man sich während der ganzen Dauer der Expedition halten müßte, fürchteten ließen. Sein ganzes Benehmen in dieser wichtigen Angelegenheit verrieth jene kalte Besonnenheit, jene

große Erfahrung, welche nur ein langer Seedienst, verbunden mit einem festen Charakter und ausgezeichneten Talente, geben können. Oft mußte er die Hitzé des Kriegsministers Bourmont zügeln, der, von seinen ehrgeizigen Planen verblendet, von kleinen Schwierigkeiten wissen wollte, und von übermäßigem Eifer glühte.

Den Plan zu dem Landkriege hatte der Herzog von Ragusa, Marschall Marmont, gemacht, und dabei sein ganzes Talent entfaltet, indem man ihm die Hoffnung vorhielt, selbst die Expedition zu commandiren, welchen Auftrag er aus zwei guten Gründen sehr wdhig zu haben glaubte; erstens, um seine im höchsten Grade verschuldeten Vermögensumstände durch die Abfälle aus dem Schatz der Cassaubah und die Organisation Algiers zu verbessern; zweitens, um seinen Ruf, der durch die im Jahr 1814 erfolgte verrätherische Uebergabe der Stadt Paris an die Verbündeten erloschen war, wieder herzustellen. Allein die Erwartungen des Treulosen gingen nicht in Erfüllung; er wurde durch einen andern, noch Treuloseren, überlistet. Denn kaum hatte der Herr Marschall dem Kriegsminister seine Arbeit übergeben, als auch im Monat März eine königliche Ordonnanz erschien, welche den lieben und getreuen Kriegsminister Bourmont mit dem Oberbefehl über die afrikanische Expedition beauftragte. Marmont mußte seinen Grimm in sich verbeißen, denn bei Hofe fand er kein Gehör, weil dort der Kriegsminister des größten Credits genoß, und bei der Volkspartei war er verabscheut, und wäre mit seinen Klagen nur verhöhnt worden. Andererseits muß man der Wahl des Königs Recht geben und gestehen, daß General Bour-

mont eine Gelegenheit, in der er seinem schmachbedeckten Namen wieder einigen Glanz geben, und den Verrath von Waterloo übertünchen konnte, noch viel unthiger hatte, als der Marschall von Ragusa, der im Vergleich mit dem Kriegsminister nur eine untergeordnete Stelle bekleidete, und also auch den öffentlichen Vorwürfen nicht so ausgesetzt war, wie jener.

Als die Zeit der Expedition waren die drei Monate Juni, Juli, August bestimmt worden, welche Andreas Doria die einzigen guten Hafen auf der Küste der Barbarei genannt hatte. Die Afsahrt sollte im Mai erfolgen; man mußte also mit der Ausrüstung so sehr als möglich eilen, da nur noch zwei Monate, März und April, übrig waren. Sofort wurde eine unerhörte Thätigkeit in den Häfen des Südens, in Toulon, Marseille und einigen kleineren entwickelt.

Vor Allem wurden 102 Kriegsschiffe in Toulon ausgerüstet; nämlich:

von der Linie	11
Fregatten	24
Corvetten	15
Brigg's	26
Kanonierboote	8
Gabarren	8
Goeletten	2
Dampfschiffe	7
Balancelle	1
	102

Zu diesen kamen noch über 400 Handelschiffe von allen Nationen, welche die Regierung zur Ueberfahrt der Soldaten und Lebensmittel, so wie des unthigen

Heergeräths, mietete und in Marseille befrachten ließ. Die ganze Zahl aller bei der Expedition angewandten Schiffe belief sich auf die hohe Summe von 550.

Die Landarmee, welche eingeschifft wurde, bestand aus 37,331 Mann und 4008 Pferden in folgender Vertheilung:

Generalstab	110	Mann,	246	Pferde,
Infanterie	30,410	—	219	—
Reiterei	539	—	493	—
Artillerie	2,815	—	1,246	—
Geniekorps	1,345	—	117	—
Führwesen	882	—	1,302	—
Verwaltungskommissäre	429	—	354	—
Die zu diesem Dienste benötigte Mannschaft	688	—		
Feld-Gensd'armerie ...	113	—	31	—
	37,331.		4,008.	

Die Bemannung der Marine und der Transportschiffe betrug an Seesoldaten und Matrosen 26,700 Mann, so daß also die Land- und Seemacht zusammen die ungeheure Summe von 64,000 Menschen und 4008 Pferden oder Maulthieren gibt.

Für diese ganze Masse mußten Lebensmittel auf zwei Monate mit eingeschifft, und die Nachsendung von dem weiteren Bedarf der zwei folgenden Monate gesichert werden. Hiezu kommen noch die zahllosen Bedürfnisse, welche ein feindliches Heer in jedem andern Lande findet, nur auf der Westküste von Afrika nicht erwarten durste. Man mußte Erdbohrer mitnehmen, um Brunnen zu graben; Backsteine, um Dösen zu bauen; ganze hölzerne Hütten, um die verwundeten oder frans-

ten Soldaten aufzunehmen; eiserne Bettstellen und Matratzen, um sie zu legen; Werkzeuge, um erst Wege zu bahnen, deren es auf der Küste keine gibt; Kohlen und Holz, um Feuer machen zu können; selbst Wasser für das erste Bedürfniß; eine Herde Ochsen, Heu, Stroh und Haber, um diese, so wie die Pferde und Maulthiere zu füttern, denn von allem diesem konnte man für den Anfang nichts in dem Lande erwarten.

Außerdem wurden Hunde eingeschifft, um die Quellen, die man finden würde, zu kosten, damit die Soldaten nicht etwa vergiftet würden; Lanzen, mit denen man die Lager zu umstellen beabsichtigte, um die plötzlichen Einfälle der leichten arabischen Reiter abzuhalten; Erd säcke, um schnelle Verschanzungen aufzuwerfen.

Alle diese ungeheuren Zurüstungen wurden in dem kurzen Zeitraum von Monaten in Marseille besorgt; durch Hälfe des Handlungshauses Seillière, welches das ganze Lieferungsgeschäft übernommen hatte. Man schiffte den ersten Mai 78,654 Säcke, Fässer und Kisten ein, worunter

- 11,194 mit Frucht,
- 7,300 mit Zwieback,
- 4,200 mit sogenannten Suppentafeln,
- 2,467 mit Reis, Salz und Gemüse,
- 2,870 mit Pockefleisch,
- 4,772 Fässer mit Wein und Brantwein,
- 10,500 mit Kohlen,
- 25,117 mit Heu, Stroh und Haber,
- 95 eiserne Dosen,
- 180,000 Backsteine für 12 irdene Backöfen,
- 112 Riesen mit allerlei Handwerkzeug,

2,578 Kisten mit eisernen Bettstellen, mit Flaschen voll Chlor und Chinine zur Arznei für Fieberkranke und zum Schutz gegen Pestansteckung,
10,400 Kisten mit Zelten, Decken, wollenen Leibbinden, Feldkesseln u. s. w.

Alle die verschiedenen Behälter, in welche man diese Gegenstände verlud, erhielten eine doppelte wasserdichte Einpackung, damit man sie im Fall der Noth, ohne Gefahr der Verderbniß, in's Meer werfen, und durch die Wellen an's Land treiben lassen könnte, welche Vorsicht durch den Erfolg glänzend gerechtfertigt wurde.

Außer diesen großen Vorräthen, welche die Flotte mit sich führte, wurden Niederlagen in dem Hafen Mahon, auf Minorca, in Palma, auf Majorca und in Toulon errichtet, um dem gelandeten Heere regelmäßig seine Bedürfnisse nachsenden zu können. An eben diesen Orten legte man auch Spitäler an, um diejenigen Kranken und Verwundeten aufzunehmen, deren Zustand eine Verschickung erlaubte. Für die schwerverwundeten waren Lazarethe auf den Schiffen errichtet, und ganz ausgezimmerte hölzerne Hütten in Bereitschaft, welche man, auf der Küste angekommen, nur aufzuschlagen und mit den eingeschifften eisernen Bettstellen zu versehen brauchte. Zugleich nahm man eifrig Beacht auf die Gesundheit der Soldaten; jeder derselben erhielt eine wollene Leibbinde oder Schärpe, deren Gebrauch im ganzen Orient, so wie in Griechenland und Italien gewöhnlich ist, und das beste Gegenmittel gegen den schnellen Wechsel der Tageshitze mit der feuchten Kühle der Nächte bildet. Auch wurden gedruckte Zettel an die Mannschaft ausgetheilt, in welchen genau die

besten Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben waren, um sich gegen die schädlichen Einflüsse des tropischen Clima's zu schützen. Ueberhaupt wurde in diesem Feldzuge, mehr als in irgend einem der früheren, nicht nur für die Gesundheit, sondern auch für das Leben der Soldaten gesorgt. Man nahm z. B. eine große Menge von Puppen aus Pappedeckel mit, welche die Größe und die Kleidung des französischen Soldaten hatten, um sie bei Nacht an gefährlichen Wachposten aufzustellen, damit die Araber, durch den Schein getäuscht, auf sie feuern würden, während die lebendigen Soldaten, auf die Erde hingestreckt, oder hinter schützenden Bäumen, Felsen, Mauern, Erdaufwürfen verborgen, in Sicherheit die Angriffe der betrogenen Feinde abwehren könnten. Die liberalen Blätter haben diese Maßregel als kleinlich und nichtssagend, nicht ohne Schein verhöhnt, aber sie zeugt doch immer für eine lobliche Aufmerksamkeit von Seiten der Regierung.

Ein besonders wichtiger Gegenstand waren die Transportmittel in dem Lande, das erobert werden sollte, und das Fuhrwesen, weil man keine regelmäßigen Wege, keine Vorspann, keine Brücken zu erwarten hatte. Es wurden 128 Wagen mit vier Rädern, eben so viel zweiräderige Karren, zusammen mit einer Bespannung von 654 Pferden, und außerdem 626 Maulthiere zum Lasttragen mitgenommen; für die letzteren waren besondere, sehr zweckmäßig eingerichtete Saumsättel erfunden worden.

Die gesamte Artillerie, welche eingeschifft wurde, stand im Verhältniß zu der Größe des übrigen Ma-

terials. Man nahm allein gegen 100 Stücke schweres Belagerungsgeschütz mit, jedes mit 1000 Schüssen versehen.

Verhandlungen mit dem Pascha von Aegypten.

Diese ungeheure Macht übertraf alle Anstrengungen, welche Frankreich jemals in seiner früheren Geschichte auf Seezüge verwendet, bei weitem; selbst die berühmte ägyptische Expedition war kaum etwas mehr als halb so groß. Dennoch sah man sich noch nach äußerer Hülfe um, weil die Regierung, wohl bewußt, daß ein unglücklicher Ausgang dieser Unternehmung, welche von den Kammern, wie wir oben gezeigt haben, gar nicht einmal genehmigt war, ihre Existenz gefährden würde, alle ersinnlichen Mittel anwenden wollte. Man warf die Augen auf den Pascha von Aegypten, den berühmten Mehemed Ali. Es wurden im Monat März und April lebhafte Unterhandlungen mit ihm, obwohl mit größtem Geheimniß, gepflogen, welches jedoch nicht hinderte, daß die französischen Blätter vielfach davon sprachen. Bald hieß es, man werde das Gebiet von Algier nach der Eroberung dem Pascha von Aegypten unter gewissen Bedingungen übergeben; bald, er sey aufgefordert worden, zur nämlichen Zeit, wo die Franzosen Algier angreifen würden, das Gebiet von Tripolis und Tunis mit Krieg zu überziehen. Aber gewiß wußte man in dem französischen Publikum noch nichts über diesen Gegenstand, als in der allgemeinen Zeitung vom 3. Mai ein Bericht aus Neapel, vom 18.

April datirt, erschien, des Inhalts: „Von Seite des französischen Cabinets hat unser Hof eine amtliche Mittheilung, betreffend die afrikanische Expedition, erhalten, worin der Entschluß Königs Carl X angezeigt wird, die Seeräuberei im Mittelmeer durch eine gründliche Züchtigung der Barbaren für immer zu vernichten. Ein einfacher Seezug, hieß es, habe bisher immer nur eine scheinbare Genugthuung zur Folge gehabt, da die feierlich eingegangenen Verträge jedesmal von dem Dey bald nach ihrem Abschluß durch neue Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten verletzt worden seyen. Der König von Frankreich habe sich daher entschlossen, in Algier den Feuerheerd der Seeräuberei auf immer zu zerstören, und er sey eben auf die Mittel bedacht gewesen, diesen Plan in Ausführung zu bringen, als der Vice-König von Aegypten Vorschläge machen ließ, welche zu sehr mit den Absichten des französischen Cabinets im Einklange gewesen seyen, als daß man sie hätte ablehnen können. Mehemed Ali habe dem Könige den Antrag gemacht, zur Zerstörung der Barbarenmacht mitzuwirken, daselbst eine geregelte Regierung einzuführen, und die Verwaltung des neuen Staates, der unter türkischer Oberhoheit stehen sollte, selbst zu übernehmen. Dieser Vorschlag sey mit großem Beifall aufgenommen worden, da auch der Dey in Tripolis durch abscheuliche Verläumdungen und ein unwürdiges Betragen den französischen Consul gezwungen hätte, seinen Posten zu verlassen; dennoch habe es die französische Regierung für zweckmäßig erachtet, die Züchtigung Algiers allein zu übernehmen, und den Aegyptern nur die leichtere Eroberung von Tripoli zu überlassen. Be-

reits seyen auch an den französischen Generalkonsul in Alexandria Befehle ertheilt worden, dem Mehemed Ali jede Unterstüzung, deren er zu diesem Vorhaben benötigt seyn könnte, anzubieten.“

Dieser Bericht machte in Paris großes Aufsehen, weil er Licht über Thatsachen verbreitete, die man in Frankreich nur vermutete, nicht genau kannte. Wenn Anfangs noch ein Zweifel über seine Wechtheit vorwaltete konnte, so wurde letztere bald durch ein Actenstück gerechtfertigt, das kurze Zeit nachher ins Publicum kam. Man erfuhr nämlich aus Madrid, daß dem spanischen Hofe von dem französischen Botschafter eine Note übergeben worden sey, welche genau dasselbe enthielt, was nach dem neapolitanischen Berichte den Bourbonen in Neapel mitgetheilt worden war, und in Betreff der Mitwirkung des Pascha von Aegypten wörtlich so lautet: „Mehemed Ali hat Sr. Majestät den Antrag gemacht, die Zerstörung der Barbaren-Regierungen zu bewerkstelligen, daselbst eine regelmäßige, dem jetzigen Jahrhundert angemessene Organisation einzuführen, die Verwaltung derselben unter Oberhoheit der Pforte selbst zu übernehmen, und in diese einst so reichen und blühenden, jetzt aber so elenden und unglücklichen Länder, Civilisation und freien Verkehr zurückzuführen. Der König war um so geneigter, diesen Gedanken des Vizekönigs von Aegypten u. billigen, da der Dey von Tripoli ebenfalls durch eine unerhörte Reihe von Verleumdungen und Schändlichkeiten den französischen Consul gezwungen hatte, seinen Posten zu verlassen. Doch meinte Se. Majestät, es würde für Sie angemessener seyn, die Bestrafung von Algier selbst

zu übernehmen, und der ägyptischen Macht nur die letzteren und Aegypten näher liegenden Eroberungen zu überlassen, wozu derselben bereits die Mitwirkung der französischen Marine angeboten worden ist.“

„Der König hat demnach den Vorschlag des Pascha genehmigt, und seinem Generalconsul in Alerandrien befohlen, sich mit Mehemed Ali über die Art des Beistandes, den dieser Fürst nöthig haben dürfte, sich zu verständigen. Se. Majestät wollte es indeß nicht länger verschieben, seine Verbündeten von diesem Umstand in Kenntniß zu setzen, damit Mehemed Ali durch die allgemeine Billigung, welche sein Vorhaben in Europa finden dürfte, desto mehr zur Verfolgung desselben angefeuert werde. Zugleich meinte der König, daß es den vertrauten und innigen Verhältnissen, welche derzeit zwischen allen christlichen Staaten bestehen, angemessen sey, die letzteren von dem Zwecke der Rüstungen, die zu Toulon im Werke sind, so wie von der Expedition, die in Alerandrien vorbereitet wird, in Kenntniß zu setzen. Zerstörung der Seerauberei ist die Grundlage der Uebereinkunft, die zu Alerandrien unterhandelt wird. Der Vicekönig verpflichtet sich, die Slaverei der Christen auf immer in den Provinzen, die er erhalten wird, abzuschaffen, und verbürgt aufs Feierlichste die Bewahrung der Rechte, welche die fremden Nationen auf der afrikanischen Küste genießen, wobei er zugleich, in Einverständnisse mit Frankreich, den Grundsatz aufstellt, daß, mit Vorbehalt der früher erworbeneu und bestehenden Rechte, alle Völker daselbst auf dem Fuße der vollkommensten Gleichheit behandelt werden sollen. In Folge der von ihm zu unternehmene.

den Expedition wird Europa auf immer von allen Tribut, gezwungenen Geschenken und Geldverpflichtungen irgend einer Art, denen es bis jetzt gegen die Barbaren unterworfen war, befreit seyn. Auch hat der Vicekönig bestimmt erklärt, daß er die kräftigsten Vorsichtsmaßregeln treffen werde, um alle Verirrtigungen, welche die Unterthanen der christlichen Mächte oder ihre Consuln aus Veranlassung dieses Unternehmens treffen könnten, zu verhüten, und daß er die Staaten und Städte von Tunis und Tripoli dafür verantwortlich machen werde. Endlich hat er noch die Rechte der Pforte gesichert, und sich verpflichtet, diese Länder, die dem Sultan gegenwärtig nur einen scheinbaren Gehorsam leisten, wieder unter dessen unmittelbare Oberhoheit zurückzubringen, und ihm einen Tribut zu bezahlen, der mit demjenigen in Verhältniß stehe, den er bereits für Aegypten entrichtet. Dieser Tribut dürfte, seinen eigenen Berechnungen zu Folge, beträchtlich genug seyn, um einen Theil der Contributionen zu decken, welche die Pforte, vermöge des Friedens von Adriopol, an Russland zu bezahlen hat."

„Der König von Frankreich glaubte diesen Anträgen geneigtes Gehör schenken zu müssen. Es machte ihm Freude, die Vertheidigung der Interessen aller civilisirten Völker bei diesem Unlasse zu übernehmen, und seine Pflicht, welche ihm die Zärtigung der Barbaren auferlegt, mit dem Gedanken an die allgemeine Wohlfahrt der Völker im schönen Euflange zu sehen.“
u. s. w.

Diese Note ist in einer gewissen Beziehung ganz auf Schrauben gestellt, in so fern sie nämlich die Zu-

Kunst der in Algier zu machenden Eroberung völlig im Dunkeln läßt. Denn sie spricht bloß den Vorsatz aus, daß der König Algier selbst erobern, nicht aber ob er es auch behandeln wolle. Letztere Absicht ist deshalb zweifelhaft, weil alle Ausdrücke so lauten, als müßte der Vicekönig von Aegypten allein die Bürgschaft für alle europäischen Rechte und Privilegien auf der Nordküste von Afrika übernehmen, und folglich auch in diesen Ländern allein die Herrschaft behalten. Wahrscheinlich war demnach die französische Regierung damals entschlossen, ihre algierische Eroberung, sobald sie gemacht seyn würde, an Mehemed Ali zu übergeben, was wohl dem Herrn Premierminister das einzige Mittel scheinen mochte, um das gute Verhältniß mit England, dessen Eifersucht im höchsten Grade aufgeregzt war, wieder herzustellen.

Dass übrigens die letztere an Spanien erlassene Note, so wie erstere, von welcher jener Bericht aus Neapel sprach, acht sey, ist keinem Zweifel mehr unterworfen. Sie wurde durch die Rüstungen, welche man im Monat März und den ersten Tagen des April in allen ägyptischen Häfen bemerkte, unwiderleglich gerechtfertigt. Aber plötzlich gerieth Alles ins Stocken. Die französische Regierung läugnete offen ihre Unterhandlung mit Mehemed Ali, und den Plan des letzten, gegen Tunis und Tripoli zu ziehen. Gegen Ende des April wurde nämlich der Handelskammer in Marseille folgendes Schreiben des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zur öffentlichen Bekanntmachung zugesendet. „Da die vor einigen Tagen nach Toulon und in Ihre Städte von mehreren Schiffen aus der Le-

vante gebrachte Nachricht, daß M e h e m e d Ali, Pascha von Aegypten, ein Heer zur Eroberung von Tripoli und Tunis abschickte, einen nachtheiligen Einfluß auf Ihre Handelsverbindungen mit Afrika haben könnte, so beeile ich mich, Sie zu benachrichtigen, daß die amtlichen Berichte, die ich von Alexandrien und Cairo empfangen, durchaus Nichts von diesem Gerüchte erwähnen, so wie, daß die Briefe des Generalconsuls in keiner Art zu dem Glauben berechtigen, als ob in Aegypten eine Ausrüstung gegen die Regentschaften der Barbaren betrieben würde.“ Ohne Zweifel hatte der vereinte Einfluß Englands und der Pforte das französische Ministerium, so wie den Pascha von Aegypten bestimmt, auf ihren gemeinschaftlichen Plan zu verzichten. Der Großsultan konnte eine Vergrößerung der Macht des Vicekönigs, welche durch seine beabsichtigte Erwerbung von Tunis und Tripoli, und vielleicht auch von Algier, um das Doppelte wachsen mußte, niemehr dulden, weil sie diesem Statthalter die Mittel in die Hände gab, einen Entwurf auszuführen, dessen man ihn schon längst bezüchtigte, nämlich sich von der Pforte unabhängig zu machen. England seiner Seite hatte hiebei dieselben Interessen; denn die Fortdauer der türkischen Macht in Europa bildet einen Hauptartikel in dem politischen Glaubensbekenntnisse des britischen Ministeriums. Es hatte erst kürzlich bei den Friedensunterhandlungen von Adrianopel die größten Anstrengungen gemacht, die kümmerliche Existenz der Pforte zu fristen, und konnte ein Jahr später ihren wichtigsten innern Feind, den Pascha von

Aegypten, nicht auf eine so beunruhigende Weise sich vergrößern lassen.

Die Mittel aber und die diplomatischen Künste, welche man in Anwendung brachte, um diesen Zweck zu erreichen, sind bis jetzt unbekannt; wahrscheinlich drohte der Grosssultan dem französischen Gesandten in Constantinopel mit einer Kriegserklärung, wenn man nicht von den Unterhandlungen mit Mehemed Ali abstehen würde; und Wellington bekräftigte ohne Zweifel diese Politik des Türkens mit seinem gewichtigen Worte, oder auch mit seinen freundschaftlichen Ratschlägen.

Intrigue, die in Algier selbst angesponnen wurde.

Nachdem dieser Versuch misslungen war, gab man sich alle Mühe, den Bey von Constantina, den mächtigsten Unterthan des algierischen Corsarenhauptlings, dahin zu bringen, daß er sich entweder offen gegen den Dey empöre, oder wenigstens denselben, wenn die Expedition einmal gelandet seyn werde, nicht mehr unterstütze. Es trugen geheime Agenten an ihn ab; andere kamen von ihm; der Verkehr war sehr lebhaft während des Aprils. Aber zuletzt konnte sich der Bey doch nicht entschließen, zum doppelten Verräther an seinem Lande und seinem Glauben zu werden. Und auch dieser Plan schlug fehl. Nun machte man noch einen letzten Versuch, Misstrauen und Zwietracht zwischen den verschiedenen Classen der algierischen Bevölkerung zu er-

regen. Es wurde folgende Proclamation an die Euloglis und Mauren gerichtet, zu Toulon in arabischer Sprache gedruckt, und dem französischen Consul in Tunis, Herrn Lefèvre, zur Verbreitung auf dem algierischen Gebiete zugeschickt.

„Wir, eure Freunde, die Franzosen, brechen nach Algier auf; wir wollen die Türken, eure Feinde und eure Tyrannen, daraus vertreiben, die euch quälen und euch verfolgen, die eure Habe und die Erzeugnisse eures Bodens rauben, und euer Leben unaufhörlich bedrohen. Wir wollen die Stadt nicht behalten, noch Gebieter derselben bleiben; wir schwören euch bei unserem Blute, wenn ihr euch mit uns vereinigt, wenn ihr euch unseres Schutzes würdig erzeigt, so sollt ihr daselbst wie früher regieren, und frei und unabhängig in eurem Vaterlande wohnen. Die Franzosen werden euch so behandeln, wie sie eure geliebten Brüder, die Aegypter, behandelt haben, welche nicht aufhören an uns zu densken, und die glücklichen Tage, wo wir in ihrem Laude lebten, zurücksehnen, auch noch heute ihre Kinder nach Frankreich schicken, um daselbst Lesen und Schreiben, und alle nützlichen Handwerke zu lernen. Wir geben euch die unverbrüchliche Versicherung, daß wir euer Geld, alle eure Habe, und eure heilige Religion achten werden, denn Se. Majestät der König und Wohlthäter unseres geliebten Vaterlandes beschützt alle Religionen. Wenn ihr kein Vertrauen in unsere Worte und die Macht unserer Waffen setzt, so entfernet euch von uns, vereinigt euch aber nicht mit den Türken, unsfern und euern Feinden; bleibt friedlich zu Hause, die Franzosen brauchen euch nicht, um die Türken zu

schlagen und fortzutreiben. Kommt nach dem Siege zu uns, da wir nur euern Vortheil wollen; wenn ihr uns Mundvorräthe, Pferdefutter, eure Ochsen und Schaafe bringt so werden wir sie nach den Markt- preisen bezahlen; fürchtet ihr euch vor unsern Waffen, so zeigt uns einen Ort an, wohin sich unsere braven Soldaten mit dem Gelde für eure Waaren begeben sollen."

Diese Proclamation ist in ächt orientalischem Geiste geschrieben, doch brachte sie wenig Wirkung hervor. Sonderbar klingt es, wenn der allerchristlichste König von Frankreich darin zum Freund und Beschützer der heiligen Religion Mahomed's erklärt wird. Aber in Kriegen und in der Politik nimmt man es nicht so genau mit der Orthodoxie; hatte doch auch Napoleon bei seiner Landung in Aegypten so gesprochen, als wäre er von dem Propheten direct aus dem Himmel herabgesandt worden, um sein Volk in Aegypten von der gottlosen Herrschaft der Mameluken zu befreien. Doch nahm die fromme Gazette de France diese wichtige Frage nicht so leichtsinnig; sie erklärte die angeführte Proclamation geradezu für unterschoben, aus dem einfachen Grunde, weil die französische Regierung unmöglich, selbst nicht einmal in einer Proclamation, behaupten könne, der allerchristlichste König beschütze alle Religionen, selbst die heilige Religion Mahomed's. Allein die Sache hat, diesen wichtigen Einwurf unerachtet, seine vollkommene Richtigkeit.

Einschiffung des Heeres.

Mit dem Anfang des Mai waren alle Rüstungen vollendet. Die Landarmee, welche zu dem Zuge bestimmt war, lag in ausgedehnten Cantonirungen in der Umgegend von Toulon. Sie war in drei Divisionen getheilt, von denen jede in drei Brigaden, zu zwei Regiments, zerfiel. Die erste Division befahlte General-Lieutenant Baron Berthezene, einer der Veteranen aus Napoleons Schule; die zweite Graf Loverdo; die dritte Herzog von Escar. Baron Valazé comandirte das Geniewesen, der Vicomte von Lahitte die Artillerie. Der Oberbefehl war, wie oben schon gesagt worden ist, dem Kriegsminister Grafen von Bourmont anvertraut worden.

Die Flotte, deren Befehl Admiral Duperré führte, zerfiel in vier Abtheilungen, die Transportschiffe in drei, jede von einem Fregattencapitän befahligt, und von mehreren Kriegsschiffen geleitet.

Bourmont hatte schon in der Mitte April Paris verlassen, um zuerst die verschiedenen Corps in ihren Standquartieren zu mustern und dann nach Toulon zu eilen. Der Seeminister Baron d'Hausse folgte ihm einige Tage später. Das Ministerium des Kriegs wurde für die Abwesenheit Bourmonts nicht neu besetzt, sondern provisorisch dem Minister-Präsidenten übergeben.

Außerdem war im Rathe des Königs beschlossen worden, daß sich der Dauphin vor Einschiffung der Truppen nach Toulon begeben solle, um ihren Muth durch seine Gegenwart anzufeuern. Er reiste in den

letzten Tagen des April ab, und kam den 2. Mai in Marseille an, wo er unter großem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug hielt, und die Transportschiffe besichtigte. Den 5ten war er in Toulon. Vor einer ungeheureu Menge von Zuschauern, die aus allen Gegendn Frankreichs nach dieser Stadt gestromt war, um eines so herrlichen Anblicks zu genießen, musterte er die Landtruppen. Nachher wurde von der Marine das imposante Schauspiel einer Landung ausgeführt, wie man sie auf der Küste von Algier zu bewerkstelligen beabsichtigte. Alles ging in bewunderungswürdiger Ordnung, vom schönsten Wetter begünstigt, vor sich. Die Geschicklichkeit der französischen Seeleute und ihrer Führer zeigte sich in einem so glänzenden Lichte, daß die Armee und die Zuschauer in einem Taumel patriotischer Begeisterung schwammen, und Niemand mehr an dem Gelingen der Expedition zweifeln konnte.

Indessen waren die Transportschiffe, welche man in Marseille befrachtet hatte, auf der Rhede von Toulon angekommen, und die Kriegsschiffe, die im Hafen lagen, bereit, die Streiter einzunehmen.

Die Einschiffung begann den 11. Mai Morgens 6 Uhr, und dauerte bis zum 18ten fort. Am Abend desselben Tages begab sich der Land- und See-Generalstab an Bord; um halb 6 Uhr bestiegen der Admiral Duperré und Herr von Bourmont das Linien-schiff Provence. Der Hafen Palma war zum Sammelplatz bestimmt, und die Afsahrt, wenn der Wind günstig seyn sollte, schon auf den kommenden Tag festgesetzt. Am 19ten früh lasen die Schiffsscommandanten ihren Leuten den Tagesbefehl vor, der also lautete:

„Schiff Provence, den 18. Mai 1830. Tagesbefehl. Der Viceadmiral Duperré, Oberbefehlshaber der Seearmee. Offiziere, Unteroffiziere und Seeleute! Berufen, mit euren Waffenbrüdern, den Soldaten des Landheeres, an einer Unternehmung Theil zu nehmen, welche die Ehre und die Menschlichkeit gebietet, sollt ihr auch den Ruhm derselben theilen. Von unsfern gemeinschaftlichen Anstrengungen und unserer vollkommenen Eintracht erwarten der König und Frankreich Genugthuung für die der französischen Flagge zugesetzte Be- schimpfung. Lässt die Erinnerungen zurück, welche uns unsere Väter unter gleichen Umständen als Vermächtniß zurückließen. Ahmt ihnen nach, und der Erfolg ist gewiß. Laßt uns absegeln. Es lebe der König! Duperré.“ Sogleich erscholl der tausendfache Ruf: „partons, vive le roi!“ weit über das Gestade und die Schiffe hin. Das Gefühl des Siegs flammte in jedem Soldaten, und so viele jugendliche Herzen sehnten sich mit heißer Enthusiasmus nach dem Zeichen der Abfahrt, das sie gewissen Gefahren, aber auch einem unbestweifelten Ruhme entgegenführen sollte. Allein noch volle acht Tage mußten sie sich im Hafen gedulden, weil fortwährend widerwärtige Winde gingen, die das Auslaufen verhinderten. Man kann denken, wie unangenehm diese Verzögerung den Soldaten war, für deren Ungeduld die Einschiffung schon viel zu lange dauert hatte. Dennoch war diese Unterbrechung ein wahres Glück, weil damals auf der Küste von Afrika einer jener wütenden Orkane tobte, welcher ohne Zweifel viel Unheil angerichtet haben würde, wenn er die Flotte auf dem Gestade von Afrika getroffen hätte.

Den 15. Mai strandeten zwei Schiffe der Abtheilung, welche die Blokade auf der Küste von Algier bildeten, unter furchterlichen Umständen. Wir wollen den Bericht herzeigen, welchen der Capitän eines dieser Schiffe vom Sclavenbehälter in Algier aus an den Seeminister erstattete.

Bericht von dem Schiffbruche der beiden Briggs
Adventure und Silene.

„Monseigneur, ich habe die Ehre, Ew. Excellenz über den Untergang der Briggs Adventure und Silene Bericht zu erstatten; ein verhängnißvolles Ereigniß, wobei es dem Schicksal gefiel, uns mit aller seiner Härte zu verfolgen; ein Schiffbruch bei nächtlicher Zeit an einer feindlichen Küste, die von rohen Menschen bewohnt ist, welche selbst die Türken fürchten, so daß sie nicht ohne Zittern deren öde Aufenthaltsorte durchwandern. Seit meiner Rückkehr von Tunis segelte ich in Compagnie mit der Fregatte Bellona. In der Nacht vom 14. auf den 15. Mai, um 2 Uhr Morgens, wo der Wind ziemlich stark von Nordwest durch die Steuerbordshalsen strich, und den Gang des Schiffs bei den hohen Wellen hinderte, ließ ich das zweite Reef an den Marsstangen aufziehen. Während dieser Operation verschwand die Bellona, die wir bei S.S.W. in einer großen Entfernung erblickt hatten, auf einmal. Nach Eintreten des Tages dachte ich, die Fregatte werde umgewendet haben; und da der Wind wechselte, und um 5 Uhr nach N.N.O. umgeschlagen hatte, so steuerten wir

nach N.W. bis um 10 Uhr, wo wir unter dem Winde ein Schiff bemerkten, das aber nur eine unbestimmte Masse darbot, da der dicke Nebel und das trübe Wetter die Unterscheidung entfernter Gegenstände kaum in dem kleinsten Zwischenraume gestatteten. Als wir endlich diesem Schiffe näher gekommen waren, erkannten wir es für eine englische Handelsbrigg. Gleich darauf unterschieden wir etwas weiter vorwärts ein anderes Fahrzeug. Ich erkannte es bald für ein Kriegsschiff. Es war die Brigg Silene, die mir durch Zeichen andeutete, sie komme von Mahon, von wo sie am 11ten abgesegelt sey, um Herrn Massieu, Commandanten des Blokadegeschwaders, Packete zu überbringen. Um vorigen Abend habe sie, als sie an der Rhede von Algier vorbeigeglebt, daselbst eine englische Fregatte vor Anker gesehen. Ich meldete der Brigg noch, daß ich Herrn Massieu in der Richtung von S.O. vermutete, und wir steuerten dann, nachdem gerade Mittag vorüber war, in der Richtung nach N.W. bis etwa um 1 Uhr fort, wo ich gegen S.O. wendete, und immer nur zwei Reefs an den Marsstangen behielt. Der Silene folgte uns in geringer Entfernung. Um halb 6 Uhr hatten wir 23 Meilen nach S.O. zurückgelegt, der Wind hatte sich etwas gelegt, und wir näherten uns einander, um uns Länge und Breite mitzutheilen. Dies geschah durch Zurufen, und wir glaubten über die Ausdrücke Ost und West einig zu seyn, die verwechselt wurden, so daß ich, in der Ueberzeugung, daß unsere Stellung gut sey, dem Silene zurief, ich sey entschlossen, östlich zu steuern. Ich hatte die Absicht, die Länge von Algier zu erreichen, und danu so nahe als möglich Steuerbord

zu halten, da die Bellona sich gewöhnlich unter diesem Meridian aufhielt. Wir fuhren seit zwei Stunden mit unsern Marssegeln. Der Silene folgte uns unglücklicher Weise in geringer Entfernung. Es war ein Viertel auf 9 Uhr; wir hatten seit der letzten Aenderung des Weges sieben Meilen zurückgelegt, als wir einen leichten Stoß verspürten. Ich stieg sogleich auf das Verdeck; eine dichte Nebelwolke bedeckte den Horizont. Ich ließ den Helmstock so nahe als möglich ans Steuerbord sezen, aber es war schon zu spät; wir passirten die Schärfe einer Sandbank; da aber die Wellen, die uns unterstützt hatten, beim Aufliegen der Segel uns verließen, geriethen wir ganz auf den Sand, indem an die Querseite ungeheure Wogen schlugen, die über uns dahinrollten, und das Schiff immer näher und näher ans Ufer trieben. Da das Mastwerk zu fallen und die Mannschaft zu beschädigen drohte, ließ ich die Sortaue des Steuerbords abhauen, und die beiden Masten fielen zugleich. Das Wetter war so trüb, daß wir fast auf dem Ufer waren — die Masten hatten im Falle eine Brücke mit dem flachen Sandufer gebildet — ohne daß wir noch das Land wahrnahmen, außer aus der Weise des Schaums, der sich hier ansetzte. Ich verbot insdessen der Mannschaft, sich ans Land zu begeben, indem ich immer noch hoffte, das Schiff würde sich in wagerechter Lage halten, da sein Kiel und seine Flanschen sich mehr und mehr auf den Sand stützten. Aber auch diese Hoffnung wurde uns geraubt; es neigte sich allmählig auf den Steuerbord, und bot so sein Verdeck der ganzen Wuth des Meeres dar. Da man sich in dieser Lage nicht mehr halten konnte, ließ ich mittelst

einer angebrachten Vorrichtung alle meine Leute ans Land schaffen. Ich selbst landete, und wir kamen so gleich dem Silene zu Hülfe, den fast zu gleicher Zeit ein eben so beklagenswerthes Loos wie uns getroffen hatte. Unser Unglück war so plötzlich eingebrochen, daß wir nicht einmal Zeit gehabt hatten, diesem Schiffe unsere gefährliche Lage zu signalisiren, was ihm übrigens in der That auch nichts hätte nützen können. Der Silene, der uns ziemlich nahe gefolgt war, setzte, nachdem er im Nebel die Aventure aus dem Gesichte verloren hatte, dieselbe Richtung fort, als man den Capitän benachrichtigte, daß man die Klippen sehr nahe bemerke. Alle Gegenmaßres waren vergebens. In dem Augenblicke, wo man das große Segel aufzog, um ein zu starkes Umlegen aufzuhalten, erhielt es den ersten Kielstoß, und die folgende Welle warf es ganz auf den Strand. Der Capitän ließ sogleich seinen großen Mast durchhauen, indem er noch einige Zeit den Fockmast erhielt, um sich dem Lande zu nähern. Er befahl seiner Mannschaft gleichfalls, an Bord zu bleiben. Die Briggs neigte sich gegen das Land, und wurde erst bei Anbruch des Tages geräumt. Vor der Räumung ward blos Ein Mann von dem Meere fortgerissen. Die größte Ordnung herrschte während dieser schwierigen Operation. Die Kranken wurden zuerst ans Land gebracht; dann die übrige Mannschaft. Endlich vereinigte sich Herr Bruat mit mir, um gemeinsam zu berathen, was in dieser traurigen Lage das Zweckmäßige wäre. Nachdem wir die Offiziere der zwei Briggs versammelt hatten, stellten wir ihnen die beiden Rettungsmittel vor, die sich uns natürlicherweise darboten — entweder uns

zu bewaffnen und uns bei den Briggs zu halten, bis das Wetter den Kriegsschiffen gestatte, uns zu retten, oder keinerlei Widerstand zu leisten, um von den Beduinen nach Algier geführt zu werden. Wir entschlossen uns zu dem letztern, da unser Pulver durchnässt war, und Himmel und Meer uns durchaus keine Hoffnung gaben, den ganzen Tag über unserer Fahrzeuge ansichtig werden zu können. Nachdem wir alle unsere Mannschaft versammelt und einige Lebensmittel zu uns genommen hatten, die das Meer ans Ufer warf, schlügen wir den Weg nach Algier ein, indem wir der Flachküste folgten. Es war ungefähr 4 Uhr Morgens. Kaum waren wir eine Viertelstunde gegangen, als ein Haufen bewaffneter Beduinen auf uns losstürzte. Nun befand sich unter der Mannschaft des Silene ein Malteser, den diese Brigg vor Oran in einem Fischerboote genommen hatte. Dieser Mann, der das Arabische verstand, und lange Zeit mit Seeleuten der Regentschaft umhergesegelt war, bot sich so zu sagen für die Rettung von uns allen zum Opfer dar. Zudem er uns empfahl, dem, was er vorbrachte, nicht zu widersprechen, versicherte er diesen wütenden Barbaren, wir seyen Engländer. Dreimal ward ihm der Dolch an die Kehle gesetzt, um ihn zu schrecken, und darnach zu beurtheilen, ob seine Angaben wahr wären. Seine Festigkeit imponirte den Arabern, und machte sie, obgleich sie nicht ganz überzeugt waren, zweifelhaft, was dazu beitrug, die Mannschaft zum Theil zu retten. Unter dem Vorwande, uns auf einem kürzern Wege nach Algier zu führen, ließen sie uns die Gebirgswege einschlagen. Als wir nach viertelständigem Marsche in

einem, aus einer kleinen Zahl Häuser bestehenden Dorfe angekommen waren, begannen sie uns zu plündern, zuerst nur leicht, dann aber mit höchst barbarischer Grausamkeit, indem sie uns ohne Hemd dem Winde und den kalten Regengüssen von Norden ausgesetzt ließen. Nachdem wir ungefähr vier Stunden in den Gebirgen zurückgelegt hatten, wobei man uns zu wiederschönenmalen Halt machen ließ, während dessen man uns den Rest unserer Kleidungsstücke vollends wegnahm, gelangten wir in ein ziemlich beträchtliches Dorf (ungefähr unter dem Meridian des Cap Dellys), wo sie uns anhalten ließen, und an einige von uns etwas weniges Brod vertheilten. Mehreremal während dieses peinlichen Marsches gingen wir in die Hände anderer Haufen dieser Araber über, und jeder solche Wechsel veranlaßte unter diesen Räubern das entsetzlichste Geschrei und die feindlichsten Demonstrationen. Indessen floss, trotz der erhobenen Dolche und Matagans, kein Blut; ein einziger von uns wurde leicht am Kopfe verwundet. Nach einer halbstündigen Ruhe fassten die Araber, da sie sahen, daß das Dorf nicht beträchtlich genug war, um uns alle unterzubringen, nach langer Berathung den Entschluß, uns zu vertheilen. Herr Bruat mit ungefähr der Hälfte der Mannschaft ward in diesem letztern Dorfe beherbergt; ich schlug mit den übrigen den Weg wieder ein, den wir gekommen waren. Man vertheilte uns unterwegs in zerstreute Weiler, die jedoch einander nahe genug standen, daß wir uns ndthigensfalls von dem, was etwa vorging, Zeichen geben konnten. Die Offiziere, die Eleven, die Bootsmänner wurden unter diese Gruppen vertheilt, und ich

einsahl ihnen, in ihren Verührungen mit diesen wilden Bewohnern aufs Vorsichtigste zu Werke zu gehen.“

„Hier vervielzahlte sich die Geschichte unserer Leiden; jedes Dorf, jedes Haus bietet andere Scenen dar. Da ich aber fürchte, Sie durch so viele schmerzliche Bilder zu ermüden, will ich mich auf den Bericht dessen, was unter meinen Augen vorging, beschränken. In dem Hause des Beduinen angekommen, der uns unter seines Schutz genommen hatte, weigerten sich zuerst die Weiber, uns aufzunehmen; auch in einer andern Hütte wurden wir abgewiesen; endlich aber ließen sie sich durch unser Schicksal erweichen, und das erste Haus, aus dem wir Anfangs zurückgestoßen worden waren, wurde unser Asyl. Man zündete Feuer an, gab uns zu essen, und zwei Tage gingen ohne Störung vorüber. Der erste Anlaß zur Unruhe ward durch einige Seesoldaten gegeben, die aus den benachbarten Häusern entflohen, das Feld durchliefen, in der Hoffnung, sich zu retten. Sie wurden bald wieder eingefangen; die Beduinen gaben nun genauer Acht, indem sie uns im Verdacht hatten, wir hätten alle dieselben Absichten. Am 18ten Abends hatten die Fregatten der Division (des französischen Blokadege schwaders) und einige Briggs sich den gestrandeten Schiffen genähert, und schickten Boote aus, um sie zu recognosciren. Diese Landungsvorkehrungen verbreiteten von allen Seiten Schrecken. Alle Araber bewaffneten sich, und stiegen heulend die Berge herunter. Die Weiber nahmen ihre Kinder auf den Rücken und bereiteten sich zur Flucht. Uns unglückliche Gefangene schloß man in die stärksten Hütten ein, uns mit dem

Zode drohend bei der geringsten Bewegung, die wir machen würden, um die Flucht zu versuchen. Wir standen auf dem Punkte, erwürgt zu werden. Ein Kugelgeschoss, den wir hörten, schien für alle der Augenblick der Ermordung; denn auf welche Seite auch das Glück sich wenden, ob die Beduinen besiegt werden oder siegen möchten, mussten sie sich an uns wegen ihrer Verluste rächen, oder, durch ihren Sieg eraltirt, uns den unglücklichen Opfern ihrer Wuth beigegeben.“

„Glücklicher Weise wendete sich die Sache günstiger, als wir hoffen durften; die Fregatte zog ihre Boote wieder an sich, und alles kehrte für uns in die frühere Ordnung zurück. Aber nicht so war es in den Gebirgen. Herr Bruat, den ich mit 23 Mann zurückgelassen hatte, mit Fabegriff des Malthesers und sechs Offizieren, ward zuerst mit seinen Gefährten in demselben Hause untergebracht; da es aber nicht groß genug für Alle war, ließ man sie wieder heraus, und brachte sie in eine Art Moschee, die Fedem, der kam, offen war, was sie peinlichen Untersuchungen und schlechter Behandlung aussetzte. An den beiden Tagen sagten die Araber, die sie gefangen genommen hatten, ihnen jeden Morgen, der Fluss Buberat sey durch den Regen angeschwollen und gestatte ihnen nicht, sie nach Algier zu führen. Am dritten Tage schienen ihre Absichten noch feindlicher, doch war das Leben der Mannschaft in Sicherheit, als ein Türkennahdömling (Cologlu), der über den Fluss gekommen war, in diesen Dörfern ankündigte, auf der andern Seite befänden sich die Offiziere des Dey's, um uns zu beschützen, übrigens sey es höchst einfältig von ihuen, uns noch für Engländer

zu halten. Der Maltheser glaubte, seine Gegenwart würde die von uns erwartete Hülfe beschleunigen, indem er mehr als irgend jemand im Stande war, unsere schreckliche Lage auseinanderzusetzen. Auf seinen Wunsch ließ ihn Herr Br u a t abreisen, indem er ihm alle Sorgfalt empfahl. Raum war er eine Stunde auf dem Wege, als unsere Leute besser behandelt wurden. Mehrere der Araber gaben ihnen die Effekten zurück, deren sie uns am ersten Tage unserer Gefangenschaft beraubt hatten; zugleich ließ einer der Führer den Kapitän herauskommen, und gab ihm zu verstehen, er wolle ihn an den Fluss führen. Dieser weigerte sich, sich von seinen Kameraden zu trennen, die er sogleich von dem ihm gemachten Vorschlag in Kenntniß setzte; einstimmig stellten sie ihm vor, seine Gegenwart sei ihnen bei Weitem nicht so nützlich, als seine Anwesenheit unter den Offizieren des Pascha's. Er entschloß sich also zur Abreise; aber vorher bewog er, auf die Vorstellung eines der Offiziere, die Araber, die Hüter zu wechseln, um ihnen diejenigen zu lassen, die größeren Theil an ihrem Schicksal zu nehmen schienen. Herr Br u a t verlor, als er durch den Fluss schwamm, seine Effekten, die durch die Gewalt der Strömung fortgerissen wurden; auf dem anderen Ufer angekommen, beraubte sich ein Türke der seinigen, um ihn zu bekleiden. Nun wurde er in das Zelt des Effendi geführt. Es fand sich Niemand, der französisch oder englisch verstand; die Fragen wurden in spanischer Sprache an ihn gerichtet, und er erhielt die höchsten Versicherungen für die Sicherheit aller. Man schickte sogleich zwei Offiziere in die Gebirge ab, wobei dem Kapitän sogar

gestattet wurde, einen Brief an seinen Sekondlieutenant zu schreiben, um ihm dieselben Zusicherungen zu geben. Der Effendi, der ihn übrigens durchaus milde behandelte, legte ihm mehrere Fragen über die Landung vor, unter Anderem, ob es wahr sey, daß die Truppen gegen ihren Willen abgingen? Herr Bruat antwortete, das Betragen unserer Soldaten, wenn sie gelandet wären, würde ihm die Falschheit dieser Versicherung beweisen. Ueber den Ort und die Zeit, wo die Landung statt finden sollte, bemerkte er ihm, blos die Umstände könnten darüber entscheiden. Besonders bestand man darauf, zu wissen, was aus seinen Depeschen geworden sey; auf die Antwort: er habe sie einige Minuten nach dem Stranden des Schiffes zerrissen, ließ man ihm durch einen türkischen Offizier, der indes herbeigekommen war und französisch sprach, sagen, wenn er sie ausliefern könnte, würde er auf der Stelle seine Freiheit erhalten. Seine Antwort war: selbst wenn sein Leben daran hinge, würde er nicht zaudern, sie zu verweigern. Alles schien ruhig in den Bergen, und das Schicksal unserer Kameraden gesichert; aber ungefähr um 8 Uhr Abends ließ sich auf der andern Seite des Flusses großes Geschrei hören. Man sagte, die Schiffssdivision habe sich den Trümmeru der Brigg's wieder genähert, durch das Feuer der Artillerie seyen Beduinen verletzt worden, endlich hätten mehrere in die Gebirge entflohene Franzosen daselbst eine Frau verwundet. Diese Ursachen zusammengenommen waren wahrscheinlich die Gründe der Niedermetzelung unserer Soldaten auf der anderen Seite des Flusses. Der Effendi erblaßte, als er diese Nachrichten erhielt, und beklagte sich gegen Herrn Bruat,

daß die Gegenwart dieser Schiffe die Araber erbitten habe, ohne uns irgend eine Hülfe leisten zu können. Der Kapitän bemerkte ihm, die Schiffe hätten ihre Pflicht gehabt, indem sie wohl voraussetzten, daß wir noch in den Bergen verborgen wären; und was die andern Angaben des ihm gemachten Berichtes betreffe, so seyen sie wahrscheinlich falsch. Den folgenden Tag ward Herr Bruat auf Befehl des Dey's nach Algier gebracht, und kam daselbst am 20sten Morgens an. Er wurde vor den Alga geführt, der die bereits an ihn gestellten Fragen erneuerte. Ein von Toulon datirtes Schreiben, das ihm gezeigt wurde, bewies, daß die Algierer von Allem, was dort vorging, Nachricht erhielten. Am folgenden Tage, nachdem Herr Bruat die Berge verlassen hatte, führten die Araber eifl Personen in zwei Abtheilungen an den Fluß, darunter zwei Offiziere. Sie wurden sogleich nach Algier gebracht. Endlich am 20sten um 4 Uhr Morgens versammelten uns die Araber, bei denen ich mit einem Theil der Meinigen gewohnt hatte, um uns an den Fluß Buberat zu führen, und uns in die Hände der Offiziere des Dey's zu übergeben; die uns ein wenig disseits des Flusses begegneten. Einer derselben, der französisch sprach, sagte wir könnten uns sehr glücklich schätzen, dem Blutbade entgangen zu seyn; bereits seyen zwanzig Köpfe nach Algier gebracht, und man spreche von einer noch viel größeren Zahl. Bei diesen Nachrichten blutete uns das Herz: sie bildeten während dieses ganzen traurigen Marsches den Gegenstand unserer schmerzlichen Unterhaltungen. Wir kamen in der Nacht über das Kap Matifour; am folgenden Tage gegen vier Uhr Abends

gelangten wir nach Algier, von türkischen Soldaten eskortirt und zahlreichem Pöbel gefolgt. Man führte uns vor den Palast des Dey, wo das schreckliche Schauspiel unserer Leiden unsere Blicke in seiner ganzen furchtbaren Wahrheit traf — die Häupter unserer Kameraden waren hier vor den Augen eines zügellosen Pöbels ausgestellt. Mehrere von uns konnten diesen Jammerblick nicht ertragen, und sanken ohnmächtig zu Boden. Nach zehn Minuten führte man uns in den Bagno, wo wir zwölf der Unfrigen fanden, die vereinigt mit den 74, welche ich begleitete, bis jetzt die einzigen Trümmer sind, die ich von diesem unglücklichen Schiffbruch sammeln konnte. Der englische und sardinische Konsul hatten eine Audienz bei dem Dey gefordert, um die Offiziere für sich zu erhalten, aber wir baten sie, keine Schritte deshalb zu thun, da wir entschlossen sind, stets bei unseren Leuten zu bleiben, und in Allem ihr schlimmes Loos zu theilen. Der sardinische Consul übernahm es, die nöthigen Fonds zur Nahrung der beiden Schiffsmannschaften vorzuschießen; wir regelten darnach die Ausgaben mit aller möglichem Ordnung und Sparsamkeit. Der Dey selbst schickte uns am Tage unserer Ankunft die Gegenstände unserer ersten Bedürfnisse. Wie schrecklich auch die Folgen unseres Schiffbruches seyn mögen, müssen wir doch die Vorsehung preisen, daß sie unserer Sorgfalt gestattete, davon noch so viele Trümmer zu sammeln; denn bis jetzt wurden die Mannschaften, deren Schiffe auf diesen Küsten, durch ihre veränderlichen Strömungen fortgerissen, zu Grunde gingen, fast sämtlich niedergehauen; selbst ein Schiff der Regentschaft würde hier kein minder trauriges Loos

erfahren. Was uns betrifft, so thaten wir, was wir mußten, und so schmerzlich auch die Erinnerungen sind, von denen unser Gemüth stets durchdrungen seyn wird, haben wir wenigstens den Trost, über unsren Verlust Niemand anklagen zu dürfen, als die unglücklichen Wechselseitigkeiten der Schiffahrt. Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz für die Eleven der ersten Klasse, Augier, Bonnard, und Coiffade um den Grad eines Fähnrichs zu bitten, und um den Sold dieses Grades für Herrn Barneel. Wir danken den Bemühungen dieser Herren die gute Ordnung, die fortwährend unter unsren Seeleuten bestand. Endlich schließe ich, Monseigneur, indem ich um ein Avancement, sey es des Grads oder des Solds, für alle Leute der beiden Mannschaften ansuche. Der Malteser, dessen Ergebenheit uns alle rettete, hat durch sein schönes Benehmen die Aufmerksamkeit Ew. Excellenz genug auf sich gezogen, daß es von meiner Seite überflüssig wäre, ihn in Ihr Gedächtniß zu rufen. Ich habe die Ehre ic.

U. d'Assigny."

„Nachschrift. Monseigneur! Ich hatte eben meinen Bericht geschlossen, als ich in Kenntniß gesetzt wurde, daß es zweien unserer Leute gelang, der Wuth der Araber zu entrinnen. In den ersten Augenblicken des auf sie losbrechenden Sturmes ergriff der eine derselben eine Heugabel, um sie dem in den Hals zu stoßen, der ihn zu ermorden käme; der andere nahm ein Weil. Nachdem sie sich lange vertheidigt und mehrere Araber verwundet hatten, am Ende aber der siets wachsenden Zahl der Angreifer nicht mehr widerstehen konnten, flohen sie. Sie irrten, sich von Wurzeln nährend, mehrere

Tage in den Gebirgen umher; endlich überlieferten sie sich als Gefangene in die Hände der Offiziere des Dey's, die sie nach Algier führen ließen. Ich glaube, daß die Dekoration der Ehrenlegion nicht am unrechten Orte wäre auf der Brust dieser Tapfern, die außer den Leidern, welche sie erduldeten, durch ihre früheren Dienste und ihr gutes Vertragen stets das Lob ihrer Chefs verdienten. Einer derselben, von der Brigg Abventure, nennt sich Peter Duchamp, Quartiermeister in der 4ten Compagnie. Der andere, von der Brigg Silene, Namens Wilhelm Pondroux, ist Matrose der dritten Klasse in der 6ten Compagnie."

Die Oppositionsblätter gaben dieses Unglück, aus Widerspruchsgenit, der Uneschicklichkeit der beiden Kapitäne Schuld. Man sagte in Paris, sie hätten sich wenigstens nach dem Schiffbrüche auf dem Gestade bis auf den letzten Mann vertheidigen, und die Hülfe der Kriegsschiffe, die in der Nähe waren, abwarten sollen, statt sich feiger Weise ohne Kampf den Beduinen auszuliefern. Aber das Kriegsgericht, das später zur Untersuchung des Betragens der Herren d'Ussigny und Bruat zusammenberufen worden ist, hat sie vollkommen von jedem Fehler freigesprochen.

A b fah r t d e r Flotte Tahir V a s c h a .

Den 25. Mai Mittags schlug endlich der Wind, der seither immer aus O.S.O. geweht, nach einem gelinden Regen in einen günstigen West um. Abends 4 Uhr 8 Minuten setzte sich die Flotte in schönster Ord-

nung in Bewegung. Ein Kriegsschiff nach dem andern fuhr nach dem Befehl des Admirals vor; voran zog der Trident, auf dem der Contreadmiral Mosa m el seine Flagge aufgesteckt hatte, links von ihm das Admiralschiff, die Provence, dann die übrigen der Reihe nach. Eine unermessliche Menge von Zuschauern bedeckte die Anhöhen um Toulon, um den prachtvollen Anblick zu genießen, und der scheidenden Flotte, an welche sich so viele Hoffnungen knüpfsten, ihre Wünsche nachzusenden. Die Transportschiffe sollten erst am folgenden Tage unter Segel gehen.

Gegen 8 Uhr Abends hatten die Kriegsschiffe das Vorgebirg Sepet umsegelt, welches die Schede von Toulon gegen Südwest begränzt. Gegen 9 Uhr erkannte das Dampfboot Sphinx die Fregatte Duchesse de Berry, Kapitän Ker dray, welche ein türkisches Linienschiff geleitete. Auf dem letzteren befand sich Tahir Pascha, vom Grossherrn mit einer doppelten Sendung nach Algier und Paris beauftragt. Der Admiral erhielt noch in der Nacht Kunde davon; und den andern Tag näherte er sich dem türkischen Schiffe, indem er es mit 21 Kanonenschüssen begrüßte, welche sogleich erwiedert wurden. Tahir Pascha kam gegen 12 Uhr an Bord des Admiralschiffs, wo die ganze Mannschaft in Parade aufgestellt war, um ihn würdig zu empfangen. Er erzählte, daß er in den ersten Tagen des Aprils Constantinopel verlassen, und zuerst in Tunis gelandet habe, wo er aber nur vier Tage geweilt; dann sey er nach Algier gesegelt, um den dortigen Dey auf Auftrag des Grosssultans zur Nachgiebigkeit und Bewilligung der französischen Forderungen.

zu bestimmen, allein das Blokadegeschwader unter dem Kapitän Massieu habe ihn nicht landen lassen. Geht sey er entschlossen, mit dem Ministerium in Paris selbst zu unterhandeln. Er blieb nur eine halbe Stunde an Bord, sichtbar erschrocken über die ungeheure französische Ausrüstung, welche vor seinen Augen den ganzen Horizont mit ihren Schiffen bedeckte, und setzte dann seine Fahrt nach Toulon fort; der weitere Zweck seiner Sendung war damals noch unbekannt. Über die Sache klärte sich bald auf; es verhielt sich so damit: Tahir Pascha wurde vom Großherrn nach Algier abgesickt mit dem Befehl, den dortigen Dey nur als seinen Lieutenant bestehen zu lassen, und die Regierung selbst zu übernehmen; zu diesem Zweck war er mit einem German versehen, welcher der türkischen Miliz gebot, ihn in jener Eigenschaft anzuerkennen. Vielleicht hätte sich der Dey, aus Furcht vor den Gefahren, mit welchen ihn die französische Expedition bedrohte, dem Willen des Sultans unterworfen, in der geheimen Hoffnung, nachher, wenn der Sturm ausgetobt, sich des Pascha's zu entledigen. Noch wahrscheinlicher ist, daß die Miliz in diesen Plan eingegangen wäre. In diesem Falle würde die französische Flotte bei ihrer Ankunft in Algier die ottomanische Flagge aufgepflanzt, die Herrschaft des Sultans anerkannt, und zugleich einen großherrlichen German gefunden haben, welcher die Seerauberei und die Sklaverei der Christen auf immer für abgeschafft erklärte. Dann hätte Frankreich keinen Grund und kein Recht mehr gehabt, sich Algiers zu bemächtigen, und es wäre der Flotte nichts übrig geblieben, als in der Stille abzuziehen, oder dem Großtürken selbst den

Krieg zu erklären, was Carl X. und seine Minister nie beabsichtigen konnten. Zum Glück erhielt der französische Botschafter in Constantinopel, General Guis- Lemino, Wind von dieser Intrige, und hatte Zeit genug, um ein Schiff an den Befehlshaber des Blokadesgeschwaders abgehen zu lassen, mit der Aufforderung, daß man auf jede Weise Lahr Pasha verhindern solle, in den Hafen einzulaufen, weil das Schicksal der Expedition daran hänge. Nachdem der letztere in Toulon angelommen war, versuchte er es noch unter den schwierigsten Umständen, seinen Plan durchzuführen, indem er das Ministerium bald durch Drohungen, bald durch Bitten von Fortsetzung des Kriegs abzubringen strebte. Über alle seine Schritte waren vergeblich. Man speiste ihn mit schönen Worten ab; zuletzt hatte er die Demüthigung, noch auf französischem Boden den Sieg und die Einnahme Algiers zu vernehmen. Der Zweck seiner Sendung war also vollkommen verfehlt; man muß gestehen, der Plan selbst ist sehr fein angelegt; viel zu fein für ein türkisches Gehirn! Er ist von den Engländern dem Grosssultan vorgeschlagen worden, und beweist, wie wenig redlich es Wellington mit der Einwilligung zu der afrikanischen Expedition meinte, welche er dem Fürsten Polignac gegeben hatte. Man sah dies auch noch aus vielen andern Dingen. In dem Maße, wie die französische Flotte ausgerüstet wurde, und das Mittelmeer mit ihren Segeln erfüllte, wurde auch die englische Flotte in diesem Meere verstärkt, und wuchs zuletzt bis auf 60 Schiffe. Der Argwohn der französischen Marine- und Land-Offiziere wurde durch diese drohende Stellung der Engländer so gereizt, daß

mehrere Generale vor der Einschiffung, so wie während der Ueberfahrt, Reden fallen ließen, die andeuteten, daß sie nicht die Algierer allein auf ihrer Unternehmung bekämpfen zu müssen fürchteten. In der That ging auch das britische Ministerium so weit, daß es Londoner Kaufleuten offen erlaubte, Schiffe, mit Waffen und Kriegsmaterial beschartet, nach Alger abgehen zu lassen; Mehreren derselben gelang es, sich trotz der strengen Blokade in den Hafen einzuschleichen, und ihre Ladung mit grossem Gewinn an den Den zu verkaufen; Einige andere wurden jedoch bemerkt und gezwungen, umzukehren. Denn obgleich das Kriegsrecht dem französischen Geschwader erlaubte, solche Schiffe, welche die Blokade verletzen, als gute Prise aufzubringen, so gestattete das Ministerium diese Anwendung der Seegezege aus Furcht vor einem offensabaren Bruche mit England nicht.

Indessen segelte die Flotte am 26sten in bester Ordnung fort. Den 27sten erblickte man sie auf der Höhe von Mahon (Minorca), aber in der Nacht vom 27sten auf den 28sten wehte ein starker O.S.O., welcher den Admiral nöthigte, die Landungsflottille in den Hafen von Palma einzlaufen zu lassen, und die übrigen Schiffe unter den Wind der (balearischen) Inseln zu bringen. Am 29sten reconnoiserte der Admiral die See, so weit das Auge reichte. Das Wetter war wieder schön geworden, nur wehte der Wind etwas zu stark aus Osten. Die Flotte machte während der Nacht ihre Bewegungen so, daß sie am folgenden Morgen um 4 Uhr, als die Sonne aufging, nur 3.—6. Stunden vom afrikanschen Vorgebirg Carine entfernt war. Allein

die Küste war mit Wolken bedeckt, der Horizont trüb, die Stärke des Windes nahm fortwährend zu, und alle Anzeichen deuteten auf schlechtes Wetter. Dennoch verlangte der Obergeneral der Landarmee, Graf Bonnemont, daß man sogleich landen solle; allein der Admiral machte ihm bemerklich, daß er für die Sicherheit der Flotte stehen müsse, und daß die augenblickliche Witterung nicht erlaube, auf einer mit Schwierigkeit übersäten Küste eine Landung zu bewerkstelligen. Seine Gründe, welche er geltend machte, waren hauptsächlich folgende: es sey rein unmöglich, bei dem eben wehenden Winde die ganze Armee von 37,000 Mann mit dem nöthigen Materiale auszuschiffen. Mit einer kleinen Abtheilung von 3 — 4000 Mann möchte es immerhin gelingen; aber wer stehe dafür, daß der Wind am folgenden Tage die Flotte nicht von der Küste entferne, und also auch zwingen würde, die kleine Zahl der Gelandeten einem grausamen Schicksale zu überlassen! Diese Einwürfe waren so begründet, daß sie die Billigung aller Seeleute für sich hatten; aber die Ungeduld des Obergenerals vermochten sie nicht zu überwinden; er bestand auf seinem Verlangen, mußte jedoch diesmal nachgeben, weil auf dem Meere nicht er, sondern Duperré zu befehlen hatte. Der Erfolg rechts fertigte bald die Ansichten des letzteren. Denn der Wind wurde so stark, daß selbst die großen Kriegsschiffe nicht mehr Stand halten konnten. Man mußte auf die Rhede von Palma zurückkehren, wo am 3. Juni wieder alle Schiffe, zum Theil nur nach großer Anstrengung, versammelt waren. Bis zum 9ten blieben sie daselbst, weil das Wetter fortwährend widrig war.

Der Admiral benützte diese Frist; um die Flotte in allerlei Seemandönen zu üben. Die Offiziere der Armee gingen an's Land und wohnten Bällen bei, welche die spanische Besatzung ihnen zu Ehren gab. Um 10ten wurde die Witterung wieder günstig; die Flotte lief zum zweitenmal aus.

Landung in Torretta Chica.

Den 12ten Morgens bekam man die afrikanische Küste zu Gesicht, aber starke Ostwinde und die hochgehenden Wellen zwangen den Admiral, wieder die hohe See zu gewinnen. Endlich den 13ten erschien das langersehnte Ziel; der Wind blies zwar noch stark aus Osten, aber das Meer war nicht sehr unruhig und das Wetter gut. Morgens 8 Uhr erschien die Flotte auf der Rhede von Algier, und bekam die Stadt, das Ziel ihrer Eroberungen, zu Gesicht; sie segelte sodann westlich längs den Batterien an der Küste hin, wobei der Befehlshaber des Blokadegeschwaders, Capitán Massieu, dem Seeheere vorführte. Um 7 Uhr Abends besetzte man die Bucht von Torre Chica, wo nach dem Plane die Landung erfolgen sollte. Der Feind hatte die Batterien, welche am Ufer aufgeführt waren, und das Fort geräumt, aber die benachbarten Höhen mit Kanonen besetzt. Es wurden auf die erste Linie der Schiffe einige Schüsse gethan und mehrere Bomben geworfen. Eine von den letztern zersprang auf dem Linienschiffe Breslau, und verwundete einen Matrosen. Sogleich

beorderte der Admiral das Dampfboot Nageur, sich der Küste zu nähern und dem Feuer ein Ende zu machen. Dieses gelang vollständig nach einer kleinen Kanonade von Seiten des Dampfboots. Indessen hatte die ganze Flotte auf der Rhede von Tore Chica, oder Sidi el Ferruch, wie die Araber den Ort nennen, ihre Stellung eingenommen. Die Stimmung der Mannschaft war, wie es vor großen Kriegsgebehenheiten der Fall ist, erwartungsvoll. Man sah dem härtesten Widerstand bei der bevorstehenden Landung entgegen, und von allen Schiffen aus waren eine Menge Ferngläser auf die Küste gerichtet. Aber man gewahrte Nichts; keine offenen Batterien, und auch keine Spur von verdeckten, wie man fürchtete. Der Tag war übrigens weit vorgerückt, als daß man noch etwas hätte vornehmen könnten. Die ganze folgende Nacht wurde mit unglaublicher Thätigkeit an den Vorbereitungen zur Landung gearbeitet. Drei Fregatten, welche keine Leute auszuschiffen hatten, nahmen während derselben eine Stellung rechts von der Bucht, wo man landen wollte, zwei links ein, um die Batterien der Feinde von der Seite zu nehmern. Die Masse der übrigen näherte sich bis auf Kanonschusshweite dem Gestade. Als der wichtige Morgen des 14. Juni anbrach, wolkenlos und in heiterster Klarheit, fuhr die erste Division unter General Berthezene um 4 Uhr auf, folgende Weise an's Land: man hatte die Soldaten mit der unübungigen Zahl Kanonen auf flache Boote gebracht, welche nun mit Rudern der Küste zugetrieben wurden. Sobald die Boote wegen Seichtigkeit der See nicht mehr weiter vorrücken konnten, und auf dem Boden sa-

ßen, sprangen die Soldaten; ihre Flinten in der Hand, ins Wasser, brachten die Kanonen auf eine schnell errichtete Brücke von Brettern, welche lang genug waren, um eine Verbindung mit dem trockenen Ufer zu bilden, und kamen so mit ihrer Artillerie zugleich ans Land. Dieses Manövre musste unter dem fortwährenden Feuer der feindlichen Batterien, welche auf den angrenzenden Höhen standen, ausgeführt werden. Aber Alles ging mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Ordnung vor sich. Denn das arabische Geschütz brachte fast keinen Schaden, nur einem Seesoldaten wurde der Schenkel weggerissen und ein Offizier leicht verwundet. Dagegen machte das Feuer jener Fregatten, welche auf beiden Seiten der Bucht standen, den Algierern viel zu schaffen. Um halb 5 Uhr war General Berthezene mit seiner ganzen Division am Lande, und stellte sich sogleich in Schlachtordnung auf. Zwei Matrosen stürzten auf den Thurm von Torretta Chica zu, der zwar mit einigen Kanonen besetzt, aber von den Kanonieren verlassen war, was freilich diese beiden Braven nicht wußten, und pflanzten daselbst die Fahne der Bourbons unter dem Rufe: „Es lebe der König!“ auf. Um 6 Uhr befand sich die zweite Division mit ihrer ganzen Artillerie am Ufer; um halb 7 Uhr landete auch der Obergeneral, und vollzog sogleich an der Spitze der Truppen eine allgemeine Bewegung, um die feindlichen Batterien zu umgehen, die nach mehreren Angriffen auf die arabische Reiterei genommen wurden. Gegen Mittag war die ganze Armee ausgeschifft. Die Feinde flohen von allen Seiten, 18 Kanonen, 4 Mörser und

Uns. Tage. Jahrg. 1850. I. Bd.

eine bedeutende Anzahl von Gefangenen in den Händen des französischen Heeres zurücklassend.

Der Sieg war leicht erkauft (man zählte nur 50 Tote und etwa 120 Verwundete), und dennoch über alle Erwartung vollständig. Die größte Ordnung herrschte bei der ganzen Action. Man hatte schon am frühen Morgen einen Telegraphen auf der Höhe von Torretta Chica errichtet, welcher mit einem andern, auf dem Admiralschiffe aufgestellten, ununterbrochen correspondierte, und so die schönste Einheit in die Bewegungen des Heeres und der Flotte brachte. Die Soldaten, namentlich die Division Berthezene, zeigten sich des Nationalruhms würdig, und fochten mit dem größten Eifer. Der Obergeneral selbst wäre bei einem der Scharmützel beinahe getötet worden; eine feindliche Kugel schlug zu seinen Füßen nieder, und bedeckte ihn mit Staub. In dem Augenblicke, wo er sich anschickte, das Admiralschiff Provence zu verlassen, hatte sich zwischen ihm und dem Admiral ein Auftritt ereignet, der einen sehr günstigen Eindruck auf die Armee machte. Duperre ergriff nämlich, als Bourmont eben das Schiff verlassen wollte, seine Hand, und sagte mit bewegter Stimme: „Monsieur, ich bin der Fhrige auf Tod und Leben, Sie können auf mich zählen.“ worauf sich beide umarmten. Es ist ungewiß, ob dies eine natürliche Herzensbewegung des Admirals war, oder nur eine Theaterscene, darauf berechnet, den Geist des Heeres, der seit jenem kleinen Zwist, wegen der verschiedenen Ansicht über die Ausführbarkeit einer Landung am 30. Mai, eine gegenseitige Abneigung der beiden Generale argwöhnte, zu bearbeiten. Die libe-

ralen Blätter glaubten das letztere; wohl dürfte aber die erstere Ansicht die wahre seyn.

Die Franzosen waren, trotz der unerschütterlich guten Meinung, die sie von sich hegen, selbst über den glücklichen Erfolg ihres ersten Eintritts auf den afrikanischen Boden erstaunt. Die große Masse der Feinde, welche ihnen entgegenstand (es waren gegen 20,000), hätte wahrlich einen kräftigeren Widerstand leisten sollen. Dieses Rätsel klärte sich nach der Eroberung Algiers auf. Man vernahm, daß der Dey *Hussein*, voll Vertrauen auf die Überlegenheit seiner Hülfsmittel, befohlen habe, die Landung der Franzosen nicht zu hindern, da er (dies sind seine eigenen Worte) überzeugt sei, daß kein einziger entronnener Franzose die Kunde von dem gänzlichen Untergange des Heeres nach Europa bringen werde!!

Die Bai von Sidi el Ferruch, wo die Landung erfolgte, ist rechts von einer Landzunge begrenzt, auf welcher ein Thurm mit einigen kleinen Verschanzungen steht, den die Spanier Torretta Chica nannten. Die Umgegend ist felsig oder sandig, und erhebt sich wellenförmig; nur hier und da zeigten sich am Ufer einige Spuren von Anbau, sonst war alles wüste oder mit Gestrüpp bewachsen. Aber was von großer Wichtigkeit ist, die Bucht bot den Schiffen weit mehr Schutz dar, als man erwartet hatte. Und endlich fand man in der Nähe eine treffliche Wasserquelle. Es war also für das nöthigste Bedürfniß gesorgt. Das Hauptquartier wurde nach dem Siege in den Thurm verlegt, und ein Lager abgemessen, an dessen Befestigung man sogleich begann. Noch am Abend des 14ten schiffte man die Pferde und

Lebensmittel aus. Am 15ten wurde mit diesen Arbeiten fortgesfahren; man schlug die Zelte auf, fing mit dem Bau der irdenen Defens an, brachte die eisernen in Gang. Es waren an diesem Tage bereits 1000 Pferde ausgeschifft. Den 16ten wurden die Arbeiten durch einen wüthenden Sturm unterbrochen, der die Flotte in große Gefahr brachte. Der Regen fiel in Strömen nieder und überschwemmte das Lager der Franzosen; dabei erfolgten unausgesetzt starke Donnerschläge, der Wind wehte gegen das Land her, und die Wellen gingen einen Augenblick so hoch, daß der Admiral den Untergang aller Schiffe fürchtete. Doch wurde das Meer bald wieder ruhiger, aber eine Mengé Boote lagen auf dem Gestade zerschellt; manche der größern Schiffe hatten ihre Steuerruder verloren, und alle zusammen kamen so in Unordnung und wurden so sehr an einander geschichtet, daß der Admiral den ganzen folgenden Tag brauchte, um das Chaos zu entwirren. Das Schlimmste war, daß man mit der Ausschiffung der Lebensmittel für das gelandete Heer, das an den zwei früheren Tagen kaum auf zwei Tage mit Proviant versorgt worden war, nicht fortfahren konnte. Hier zeigte sich nun jene Vorsichtsmaßregel, welche der Admiral in Toulon angeordnet, daß man nämlich alles Material mit einer doppelten, wasserdichten Packung versehen ließ, in ihrer ganzen Nützlichkeit. Die Säcke und Fässer wurden auf Befehl des Admirals in die See geworfen, und von der Gewalt der Wellen an das Gestade geschleudert, wo die Soldaten der Landarmee sie in unversehrtem Zustande in Empfang nahmen. Man brachte sie sofort in das Lager, und stellte sie

dort in Ordnung auf. Den 18ten nahm die Ausschiffung wieder ihren regelmässigen Gang. Schon bot die Küste, die vor der Landung so wüste und öde war, den belebten Anblick einer volkreichen Stadt dar. Die Zelte waren aufgeschlagen, hier Feldschmieden, dort Backöfen errichtet, und die Armee aß von diesem Tage an lauter in Afrika gebackenes Brod. Auch hatte man schon die hölzernen Hütten, welche man von Toulon mitgebracht, zu Spitälern umgeschaffen, geräumig genug, um 400 Verwundete aufzunehmen.

Uebrigens war der Gesundheitszustand der Armee zu dieser Zeit vortrefflich. Unter 1000 Mann fanden sich kaum drei Kranke. Die Zahl der Verwundeten war grösser, weil täglich lebhafte Gefechte auf den Vorposten vorfielen, in welchen der Vortheil nicht immer auf Seite der Franzosen war, da die Araber, wie alle wilden Völker, eine unvergleichliche Geschicklichkeit im Schießen besitzen. Man hatte den besten Schützen unter den französischen Regimentern grosse Standbüchsen mit langen Läufen, welche doppelt so weit schießen als gewöhnliche Flinten, ausgetheilt, um jenem Nebel einigermaßen das Gleichgewicht zu halten. Diese Maßregel war nicht ohne guten Erfolg. Dennnoch durfte sich kein Soldat auf eine kleine Strecke von dem Lager entfernen, ohne die grösste Gefahr zu laufen. Die meisten wurden von den Arabern, die überall verborgen lauererten, erschossen, worauf einzelne der berittenen Beduinen im Galopp herbeieilten und den Getöteten die Köpfe abschnitten, um den Preis von zwei Ducaten zu verdienen, welche der Dey auf jeden derselben gesetzt hatte. Am 18ten hatten etwa 50 Mann französischer Jäger dieses trau-

riige Schicksal; sie wurden durch einen plötzlichen Überfall abgeschüttten, und ehe die herbeilegenden Bataillone ihnen zu Hülfe kommen konnten, sämtlich mit Lanzen niedergestochen oder erschossen, und in einem Augenblick waren Allen die Köpfe abgeschnitten. Diese vor den Augen des Heers verübte Grausamkeit entflammte das Rachegefühl der Soldaten, zu dessen thätlicher Aussübung bald die Gelegenheit kam.

Schlacht von Stampeli.

Den 18ten Abends war das algierische Heer durch die Contingente der Bey's von Constantina, Oran und Titteri, so wie durch den größten Theil der türkischen Besatzung von Algier bis auf 40,000 Mann verstärkt worden. Sie hielten die Unbeweglichkeit der französischen Armee, welche nun schon den vierten Tag in dem Lager von Sidi Ferruch stand, für Folge der Angst vor ihren übermächtigen Waffen, und beschlossen einen wütenden Angriff auf den Morgen des 19ten Juni.

Der Obergeneral, der deswegen noch nicht vorgedrückt war, weil er die Ausschiffung des nöthigen Materials, welches viele Tage erforderte, erst abwarten musste, erhielt am Abende des 18ten Kunde von diesem Vorhaben; denn man bemerkte, daß die Türken mit größter Behutsamkeit vor ihrer Fronte Batterien aufwarfen, was auf die Absicht eines nahen Angriffs schließen ließ. In der Nacht auf den 19ten wurden im französischen Lager die besten Vorkehrungen getroffen, um die Feinde würdig zu empfangen. Die äußersten

Linien des Heeres waren eine Stunde vom Hauptquartier vorgeschoben, und etwa durch den nämlichen Raum von den Türken getrennt; man versah diese Linien mit Verschanzungen, führte eine Menge versteckte Kanonen auf, und gegen Morgen war alles auf's Beste zubereitet. Die Feinde ließen auch nicht lange warten. Mit Anbruch des Tages rückten sie aus in einer Linie, die bei Weitem ausgedehnter war, als die französische Fronte. Der Hauptangriff erfolgte auf dem rechten Flügel der Feinde gegen die beiden Brigaden Clouet und Achard. Es war der Kern des algierischen Heeres, die türkische Miliz. Mit entschlichem Geheule und Allah-Rufen stürzten sie sich wie Rasende auf die französischen Schanzen, welche die Vorderseite der Bataillone deckten. Sie wurden mit den Bajonetten und den Säbeln vernichtet. Über der Kampf war lange und hartnäckig. Die dritte Brigade der Division Berthelot begann, und die beiden ersten der Division Loverdo, wurden von den Contingenten der Bey's von Oran und Constantina angegriffen. Der General Loverdo ließ sie ruhig bis in die Schlucht vorrücken, die seine Fronte deckte. Nun begann der Angriff der Franzosen, die mit dem Bajonete unter sie einbrachen, und ein großes Gemetzel anrichteten. Indessen hatte auch die Brigade Clouet den Feind zurückgeschlagen, und die Reserve rückte vor. Der entscheidende Augenblick war gekommen; die Hitze der Truppen konnte nicht mehr gezügelt werden; da gab der Obergeneral das Zeichen zum Angriff auf die Batterien und das Lager der Feinde. Mit der größten Geschwindigkeit rückte die ganze Linie vor, die berittene Artillerie an der Spitze, welche an diesem

Lage Wunder der Tapferkeit that, und durch das schwierige Terrain keinen Augenblick aufgehalten werden konnte. Das 20ste Linienregiment nahm die feindliche Batterie von acht Kanonen, die vor ihrem Lager errichtet war. Nun stürzten die Araber in wilde Flucht. Den Reitern gelang es zu entrinnen, aber ein großer Theil des Algierischen Fußvolks, das bereits umgangen war, wurde trotz aller Bitten der Offiziere ohne Gnade zusammengehauen. Denn die Soldaten wollten von keiner Schonung hören, sondern den Tod ihrer Kameraden, welchen man einige Tage zuvor die Köpfe abgeschnitten hatte, blutig rächen.

Die Trophäen dieses Tages waren nicht unbedeutend. Das ganze feindliche Lager, aus 400 Zelten bestehend, worunter drei, welche dem Aya von Algier und den beiden Bey's von Constantina und Titteri, von außerordentlicher Pracht, fiel den Franzosen in die Hände. Man fand eine beträchtliche Menge Palaver und Kanonen, Magazine von Frucht und Meis, mehrere Schafherden und etwa 100 Kamelle, welche als Transportmittel eine große Wichtigkeit hatten. Der schönste Erfolg des Siegs war die freudige Stimmung der Soldaten, welche durch die Unthätigkeit und die beständigen Scharmüthel in den letzten fünf Tagen sehr ungeduldig geworden waren.

Der Verlust des Heeres betrug etwa 200 Tote und noch einmal so viel Verwundete. Der feindliche war viel größer, konnte aber nicht genau ermittelt werden. Gleich nach der Schlacht kamen vier arabische Stamm-Oberhäupter in das Lager, und erklärten, ihre Landsleute würden sich bei der ersten günstigen

Gelegenheit ergeben, weil sie seit langer Zeit geschlossen seyen, das unerträgliche türkische Foch abzuschütteln. Andere folgten ihrem Beispiel; täglich wurden Ueberläufer gemeldet, welche man auf's Freundlichste empfing, und mit derselben Proclamation versehen, welche wir oben angeführt haben, zu den Ihrigen zurück sandte. General L'overdo nahm einen derselben in seine Dienste. Einige der verwundeten Freunde, die der Wuth der Soldaten durch die Demüthungen der Offiziere entrissen worden waren, wurden im Lager mit großer Sorgfale gepflegt, namentlich geschah dies mit zwei Brüdern, den Söhnen eines Hauptlings der Beduinen, welche ihr Vater, voll Dankes Gefühl gegen diese schöne und menschliche Behandlung, mehrere male besuchte, und seinen Landsleuten rühmend die edle Gesinnung der Franzosen verkündigte.

Der Ort, auf dem das eingenommene arabische Lager stand, heißt Sidi Khalef, und ist ein kleiner Weiler von einigen Häusern, zwei Stunden von Sidi Ferruch, und etwa vier von dem Kaiserschlosse entfernt, an dessen Eroberung das Schicksal Algiers hing. Hier beginnt der schönste Theil des algirischen Gebiets. Das französische Heer fand voll Bewunderung einen gut angebauten Boden, herrliche Baumparthen, und kleine, durch Quellen erfrischte Thäler. Alles hatte ein schöneres und wundlich freundlicheres Aussehen, als das wüste Gestade von Sidi Ferruch darbot.

Der Eindruck, den die Niederlage auf das algirische Heer hervorbrachte, war so niederschlagend, daß General Berthelot einen dem Oberbefehlshaber den Vorschlag machte, sogleich vor Algier zu rücken, und die

Stadt im ersten Schrecken wegzu nehmen. Vielleicht wäre diese Kühnheit von einem glücklichen Erfolg gefrönt worden. Aber Bourmont, auf den der ungünstige Ausgang eines solchen Wagstücks die größte Verantwortlichkeit geladen hätte, wollte nicht das ganze Schicksal des Feldzugs auf Einen Wurf setzen. Das grobe Belagerungsgeschütz war noch nicht ausgeschifft, das zum Kunstgerechten Betrieb der Belagerung notwendig herbeigeschafft werden mußte. Feigheit oder höfliche Absicht, dem General Berthelot den Ruhm jenes kühnen Gedankens nicht zu lassen, ist es gewiß nicht gewesen, was den Obergeneral abhielt, sogleich vorzurücken. Denn Bourmont zeigte in diesem Tref- sen, so wie bei der Landung, nicht nur die größte persönliche Tapferkeit, sondern er erkannte auch die Verdienste aller derer, die sich ausgezeichnet hatten, mit Unpartheitlichkeit an, wofür seine Berichte an das Ministerium hinlänglich zeugen. Fast in jedem derselben wird des Admirals Duperre, so wie des Generals Berthelot rühmend gedacht, welche beide Männer von den liberalen Blättern sowohl vor der Einschiffung in Toulon, als auch seit dem Feldzuge, dem Obergeneral auf eine höfliche Weise vorgezogen wurden, was so leicht in dem Gemüthe des Letzteren eine feindselige Stimmung hätte erzeugen können. Auch den gemeinen Soldaten, die ausgezeichnete Tapferkeit gezeigt, wurde der verdiente Lohn zu Theil. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein merkwürdiger Zug, welcher einen tiefen Blick in die Stimmung des französischen Heeres werfen läßt. Ein Soldat vom 20sten Regiment hatte in dem letzten Treffen mit größtem Muthe ges-

sochten, und war der erste, der in eine der feindlichen Batterien eindrang. Er wurde dem Obergeneral gemeldet; dieser ließ ihn kommen und sagte zu ihm, daß er den König bitten werde, ihm das Kreuz der Ehrenlegion zu verleihen. Worauf der Brav erwiederte: „Kein Kreuz, keinen Orden, mein General, lassen Sie vielmehr in die Journale setzen, der und der war der erste, welcher in die Batterie eindrang, und ich schäge mich überglücklich!“ Welcher ungeheure Umschwung der Dinge! Unter dem Kaiserreich war das Kreuz der Ehrenlegion das höchste Ziel des Ehrgeizes der Soldaten. Napoleon hatte in der Ausheilung desselben ein Mittel in den Händen, das Heer unaufldslich an seine Person zu fesseln. Und jetzt zieht ein gemeiner Soldat die öffentliche Bekanntmachung seines Namens in den liberalen Blättern (denn diese waren von dem Braven gemeint) allen jenen Ehrenzeichen vor. Beweist dies nicht, daß jener Zauberlitz der Krone, der so mächtig auf die menschliche Einbildungskraft wirkt, und eines der wichtigsten Mittel des Königthums ist, von dem Haupt Carl's X. verschwunden war, ob er sich gleich so viele Mühe gab, ihn auf dieselbe Art, wie seine Väter, glückseligen Augeleukens, durch die Täuschungen der katholischen Religion, durch die Salbung in Rheims, durch eine völlige Zurückziehung von dem Volke festzuhalten? Die moralische Macht war also zu den Stiumsführern der öffentlichen Meinung, den liberalen Blättern, hinzbergezogen, und das Gefühl von dieser höchstwichtigen Änderung hatte sich selbst bis auf die untersten Häupter in dem Heere ausgebreitet. Über eine Regierung, die ihr Recht von der göttlichen Einsetzung ableitet, und den Willen

und die Wünsche der Nation nur als eine Nachricht dritten und vierten Ranges behandelt, kann ohne diesen Zauber, der einst den kräftigsten und gewaltthätigsten der Bourbone vom alten Schlag, Louis XIV., umleuchtete, nicht fürder bestehen, so bald sie offen mit der Nation in Kampf tritt. Dorum musste Carl X. fallen, so bald dies geschehen war.

Gleich nach dem Siege von Sidi Chalef oder Sta-meli (letzteren Namen hat die Ebene, ersteren der Ort) wurde von dem Geniekorps mit grösster Thätigkeit an Herstellung eines fahrbaren Weges zwischen Sidi Ferruch und dem Kampfplatze gearbeitet. Dieses Geschäft nahm nur vier Tage in Anspruch. Nach seiner Beendigung verlegte Bourmont das Hauptquartier, das seither in Sidi Ferruch geblieben war, nach Sidi Chalef. Zugleich wurden alle Regimenter, die im Lager von Torsretta Chica entbehrt werden konnten, vorgeschoben. Dies konnte um so eher geschehen, weil der letztere Ort seit der Landung auf's Beste befestigt war; ein Graben von sechs Fuß Tiefe trennte die Halbinsel und das französische Lager, das auf ihr stand, von dem angränszenden Lande. Starke Batterien waren auf allen Seiten, die etwa von den Feinden bedroht werden konnten, errichtet, und die Stellung konnte im Verhältniß zu der Macht der Algierer für unnehmbar gelten. Die Ausschiffung dauerte täglich fort. Auch außer diesem mühsamen Geschäfte waren die Arbeiten in Sidi Ferruch sehr bedeutend. Denn hier wurden alle Verwundeten verbunden, die Kranken gepflegt; die hölzernen Spitäler waren mit mehr als 600 Mann angefüllt. Zugleich musste das Brod für das ganze Landheer gebacken,

und mit dem übrigen Material täglich nach Sidi Chalef und den vorgeschobenen Posten gebracht werden.

Zur Besatzung blieb nur ein einziges Bataillon des Heeres zurück. Dafür ließ Admiral Duperré auf Verlangen des Obergenerals 3000 von seinen Seeleuten aus Land setzen, um den Dienst auf der Halbinsel zu versehen.

Indessen waren im feindlichen Lager, das durch einen Eidam des Dey befahligt wurde, neue Truppen aus Algier eingetroffen. Sie hatten die Hoffnung, trotz ihrer Niederlage am 19ten, noch nicht aufgegeben. Am 24sten bei Anbruch des Tages erschienen sie, 35,000 Mann stark, in nicht geringerer Ordnung und mit denselben Muthe, wie am 19ten. Es gelang ihnen, etwa 600 Mann, welche Sidi Chalef besetzt hielten, zurückzudrängen, aber hinter denselben war die Armee aufgestellt, die sogleich mit grösster Genuigkeits ihre Bewegungen entwickelte. Die Division Berthezene rückte zuerst vor, auf der Seite von einem Haufen Schützen, in ihrer Fronte von einem bedeutenden Geschützpark gedeckt, der an diesem Tage, wie an den früheren, den Dienst der Plänkler verscheren musste. Die Division L'ovrds nahm ihre Stellung unmittelbar nach der ersten auf dem linken Flügel gegen das Meer hin. Die dritte Division unter General d'Escaï bildete die Reserve. Zwischen diesen drei Abtheilungen, so wie zwischen Sidi Chalef und dem Lager von Torretta Chica, waren starke Haufen Infanterie aufgestellt, um die Verbindung zu erhalten. So wie die beiden Heere auf Kanonenschusshweite einander nahe waren, bildeten die Franzosen unter beständigem Vortücken aus ihren

Bataillonen Quarrees, welche die Kanonen in die Mitte nahmen. Nun sprangen die feindlichen Reiter mit Un-
gestüm und wildem Geheul an. Die Franzosen beob-
achteten die beste Haltung, und gaben erst auf Pistolen-
schußweite Feuer. Dadurch wurden die verwundeten
Pferde der Araber scheu, bäumten sich und warfen ihre
Reiter ab. In dem nämlichen Augenblicke öffnen sich
die französischen Quarrees, die Artillerie speit Feuer in
die zerstörten Reihen der Algierer, deren Leichen bald
den Boden bedeckten. Aber ihr Muth war noch nicht
gebrochen; sie bildeten sich, nachdem sie zurückgesprengt
und sich schnell wieder gesammelt, von Neuem, lehren
zum Angriff zurück, und werden abermals mit großem
Verluste zurückgeschlagen. Dieses entsetzliche Schauspiel
wiederholte sich mehrerenmal, bis die feindliche Reiterei
endlich abgekühlte war. Indessen hatte sich die siegende
Division, unter dem fortwährenden Geschüte, den An-
höhen genähert, von denen die Feinde herabgekommen
waren. Auf der Spitze derselben stand ein Pulverturm,
von einem Haufen Araber besetzt. Schon rückte die
leichte Infanterie hinan, um ihn zu nehmen, als der
selbe unter ungeheurem Krachen in die Luft flog. Eine
Säule von aufwirbelndem Staub und Rauch bedeckte
geraume Zeit den Horizont, allein die Explosion brachte
den Franzosen keinen Schaden, weil sie, von den Fein-
den aus Furcht übereilt, zu früh erfolgt war. Gogleich
wurde die Höhe von den leichten Truppen besetzt.
Während dieser Zeit schlügen sich die Divisionen L o-
v e r d o und d'Escar in der Ebene mit dem feindli-
chen Fußvolke. Der Kampf war hartnäckig; die Ar-
tillerie, die ein großes Blutbad unter den Algierern an-

richtete, gab auch hier den Ausschlag. Gegen Abend stürzten sie in unordentlicher Flucht davon, Algier zu, das nur noch eine Stunde vom Wahlplatze entfernt war, ohne den geringsten Versuch zu machen, sich in den Gärten zu halten, welche das günstigste Terrain zu einem mörderischen Widerstande darboten.

Gegen Abend hatte das französische Heer von Sidi Chalef aus zwei volle Stunden Wegs durchschritten und erobert. Es befand sich jetzt inmitten der 12,000 Gärten, welche Algier mit ihren Palmen-, Oliven- und Orangen-Hainen, von zahlreichen Landhäusern besetzt, umgeben. Der Obergeneral sagt in seinem Berichte: „Die Neben-, Hecken und Fruchtbäume, mit denen der Boden bedeckt ist, erinnern an die schönsten und fruchtbarsten Länder Europa's.“ Der Verlust der Franzosen an diesem Tage war bedeutender, als an den früheren, ungefähr 400 Todte und 600 Verwundete. Unter den letztern ein Sohn des Grafen Bourmont. Merkwürdig ist die Art, wie der General diese schmerzliche Wunde, die seinem Vaterherzen geschlagen wurde, nach Paris berichtet: „Ein Offizier, sagt er, ist gefährlich verwundet worden, der zweite der vier Söhne, die mir nach Afrika gefolgt sind. Ich hoffe, er wird am Leben bleiben, um fortzufahren, dem König und dem Vaterlande mit Ergebenheit zu dienen.“ Gleich in den nächsten Worten spricht er von der Beute, die in der letzten Schlacht gemacht worden sey. Bourmont ist ein zärtlicher und glücklicher Vater. Es ist deshalb nicht Unempfindlichkeit, was ihn bestimmte, so leicht über die hoffnungslose Lage seines Sohnes hinzugehen, und ihn zu behandeln wie jeden andern Mann, son-

dern er wollte in dem öffentlichen Berichte nur als General, nicht als Privatmann sprechen, wie es die Sache mit sich brachte. Diese edle Einfachheit wurde in Paris allgemein bewundert, und zwar nicht blos von den Männern seiner Partei, sondern auch von den liberalen Blättern, die seine geschworenen Feinde waren, und seit einem Jahre nicht satt werden konnten, ihm seinen Verrath bei Waterloo vorzuhalten. So gewiss ist es, daß nur Mut und Charakterfestigkeit politische Sünden versühnen kann. Doch fügten einige Journale den reichlichen Lobgesängen, welche sie dem glänzenden und hoffnungsvollen Kreis der Söhne des Obergenerals ertheilten, die bittere Bemerkung bei: diese edlen Offiziere seyen ohne Zweifel deshalb so verschwenderisch mit ihrem Leben, weil sie für die Schuld des Vaters büßen, und die Schmach, die er auf ihren Namen geladen, wieder gut machen wollten. So bitter dieser Ausfall ist, so möchte er doch ziemlich wahr seyn. Denn die Söhne des Generals mußten dem öffentlichen Tadel, der ohne Aufhören ihren Vater traf, die kalte Zurückgezogenheit, welche sie selbst auf den Gesichtern ihrer Kriegskameraden lasen, bitter empfinden. Sie zeigten alle insgesamt bei jeder Gelegenheit die glänzendste Tapferkeit, um die hohe Stellung auch durch Tugend zu verdienen, die ihnen das Schicksal in der plötzlichen Erhebung ihres Vaters angewiesen. Schon bei der Landung wurde einer derselben, Carl von Bourmont, in den Berichten rühmlichst gedacht. Derjenige, welcher in dem Treffen vom 25. Juni verwundet worden war, hatte, obschon von seinen Leuten gewarnt, an der Spitze seiner Compagnie eine Mauer, hinter der die

Feinde aufgestellt waren, zuerst überstiegen. Eine Kugel traf ihn in die Brust; bewußtlos wurde er in sein Zelt getragen, und starb, trotz aller ärztlichen Sorgfalt, nach einigen Tagen in den Armen seines bekümmerten Vaters.

König Carl X. schrieb, als jener Bericht nach Paris kam, einen eigenhändigen Brief an die Gräfin von Bourmont, worin er sie seiner Gnade versicherte und zu trösten suchte. Noch wohlthätiger mußte auf ihren Schmerz die allgemeine Theilnahme wirken, welche sie im ganzen Lande fand:

Auch andere Unglücksfälle zeichneten den Tag des 24. Juni aus. Ein Artillerieoffizier, Amoros, wollte sich zu den Vorposten begeben, und hatte die Unvorsichtigkeit, sich zu weit von der geraden Verbindungslinie, welche zwischen der Masse des Heeres und den letzteren lag, zu entfernen. Sogleich ward er von den Beduinen überschlagen, welche ihm den Kopf und die Hände abschnitten. Nach einigen Tagen fand man seinen Rumpf im Sande. Überhaupt schwärzte die feindliche Reiterei auf allen Seiten herum, und benützte jede Gelegenheit, um einzelne Soldaten oder kleine Abtheilungen zu überschlagen. Den Tag zuvor hatten sich 20 Mann, im Vertrauen auf die Bataillone, die in der Nähe standen, zu weit seitwärts gehalten; sogleich wurden sie von den Arabern niedergemacht, ehe die Hülfe ankommen konnte. Selbst an dem Tage der Schlacht griffen sie einen Transport von Lebensmitteln, der, von 200 Mann geleitet, von Torsetta Chica nach Sidi Chalef unterwegs war, mit solchem Ungestüm an, daß die Bedeckung zurückweichen

und ihre Wagen in den Händen des Feindes lassen mußte.

Auch auf der Flotte hatten sich unangenehme Zufälle ereignet. Den 23sten war die letzte Abtheilung der Transportschiffe, mit Pferden und grobem Geschütz geladen, angekommen, den 24sten begann die Ausschiffung; aber am Abend desselben Tages wandte sich der Wind, und wehte mit Wuth aus Westen. Am 25sten und 26sten wurde er zum furchtlichen Sturm, der viel mehr Schaden brachte, als die Windstöße am 16ten. Mehrere Linienschiffe rissen von den Ankern, und verloren ihre Täue und ihre Ankerketten, die nicht stark genug waren. Drei Transportschiffe scheiterten und ließen auf den Sand. Der Admiral sagt in seinem Berichte: „Meine Lage ist höchst schwierig. Das Meer ist furchtbar unruhig, und die Sicherheit der Flotte hätte leicht bloß gestellt werden können. Ich sehe jetzt wohl ein, daß die Bucht nicht haltbar ist. Indessen ist ohne die Gelegenheit eines Theils der Flotte keine Ausschiffung und folglich keine Lieferung von Lebensmitteln für das Landheer möglich. Dabei macht die Marine unerhörte und über ihre Kräfte gehende Opfer, da die meisten der als Flütschiffe ausgerüsteten Kriegsschiffe mehr als die Hälfte ihrer Leute zur Besatzung von Torretta Chica und zu den Verschanzungsarbeiten stellten.“

Zu Algier herrschte, in Folge der Schlacht vom 24sten, wie man sich denken kann, grenzenlose Bestürzung. Die Türken hatten die Stadt im größten Übermuthe verlassen; einige derselben verscheukten die Christensclaven, welche sie zu machen gedachten, zum Vor-

aus an ihre Geliebten; andere nahmen auf diese sonderbare Hypothek Geld von reichen Mauren auf. Und jetzt sah man sie, geschlagen, zerrüttet, fast auf die Hälften zusammengeschmolzen, zurückkehren. Der Dey musste Opfer haben, an denen er seinen Zorn über die Niederlage auslassen konnte; er gab Befehl, mehrere Anführer der Beduinen, weil sie ihre Pflicht nicht erfüllt hatten, die Köpfe abzuschlagen. Die fremden Consuln verließen sämmtlich die Stadt, und bezogen ein Landhaus, das dem amerikanischen Gesandten gehörte. Die französischen Vorposten standen blos noch eine Stunde von Algier.

Letzte Vorgänge vor der Uebergabe der Stadt Algier.

Den 25. bis 28. Juni fielen täglich kleine Scharmützel vor, in denen beide kriegsführende Parteien abwechselnd siegten und besiegt wurden; die Franzosen zählten ihrer Seits 300 Verwundete und Tote. Etwas Großes wurde nicht ausgeführt, weil der Obergeneral damit beschäftigt war, das grobe Belagerungsgeschütz herbeischaffen zu lassen, und alle Vorbereitungen für die Beschließung des Kaisersorts und der Stadt zu treffen. Am 28sten waren die Arbeiten beendigt; auf den folgenden Tag wurde nun ein allgemeiner Angriff beschlossen. Vor Aufgang der Sonne erfolgte derselbe. Die Algierer hatten eine Reihe von Hohlwegen, über welche die Armee passiren musste, wenn sie sich dem Kaiserschlosse nähern wollte, statt

besezt. Hier dauerte der Kampf am längsten. Sie wurden gegen den Mittag von den Brigaden Berthier und Hurel geworfen, und entflohen den Berg hinan dem Kaiserschlosse zu. Ihre Flucht war das Signal der Auflösung des übrigen algierischen Heeres, das den Angriff der Generale Escar und Loverdo, welche ihnen gegenüberstanden, kaum abwartete, und in unordentlichen Haufen sich nach der Stadt wälzte. Sogleich rückte Loverdo mit seiner Division auf die Bergebene; welche nördlich von dem Kaiserschlosse begrenzt wird und dasselbe beherrscht. Auch die zweite Division des Generals Escar nahm hier ihre Stellung ein; Berthezen besetzte die Höhen, westlich von der Stadt. Das Kaiserschloß war auf drei Seiten umgeben, und nur noch gegen die Stadt hin frei. Die Franzosen hatten an diesem Tage bloß 50 Todte; die Feinde dagegen ließen, außer einer Menge Leute, fünf Kanonen, und eine Fahne in den Händen der Sieger. Das Haus des amerikanischen Consuls, bei dem sich, wie wir gesagt haben, seine Collegen befanden, stand in der Nähe des Schlachtfeldes; der Obergeneral ließ es mit einer Wache versehen, und that Alles für ihre Sicherheit.

Noch in der Nacht auf den 30. Juni begannen die Arbeiten zur Eröffnung der Laufgräben, und wurden während der drei folgenden Tage, von den Kanonen im Kaiserschlosse nur schwach belästigt, fortgesetzt. Dagegen schlichen sich eine Menge türkischer und arabischer Schützen, von dem Gebüsch begünstigt, in die Hohlwege und Gärten, welche sich links von den Angriffswerken befanden, und würdeten eine beträchtliche Anzahl

Mannschaft, die an den Schanzen arbeitete, oder zur Bedeckung aufgestellt war. Dies dauerte jedoch nur so lange, bis die Werke die nöthige Höhe erreicht hatten, um die Truppen zu bedecken. Die Franzosen waren auf kräftige Ausfälle gefaßt, da der Besitz des Kaiserschlosses dem Feinde erlaubte, sich ungestört auf dem Zwischenraume zwischen diesem letztern und der Casaubah zusammenzuziehen. Aber die Türken benützten diesen Vortheil nicht.

Bourmont hatte zuerst den Plan, die allgemeine Beschließung den 3. Juli zu beginnen, er verschob es auf den folgenden Tag, um mit desto größerem Nachdrucke aufzutreten zu können. Dagegen ging es am 3ten auf der Seeseite sehr lebhaft zu. Schon am ersten Versuchte es Duperré, die Batterien längs der Küste zu beschließen, um den Feind zu zwingen, daß er seine Kräfte zerstückele, und einen Theil seiner Kanoniere aus dem Kaiserschloß entferne. Allein die Schwäche des Windes gestattete nur einen geringen Angriff; es wurden bloß einige hundert Schüsse gewechselt. Hingegen stellte sich die Flotte am 3ten, Mittags 2 Uhr, 10 Linienschiffe und Fregatten stark, das Admiralschiff an der Spitze, in Schlachtordnung auf, und rückte gegen die Batterien westlich von der Stadt heran, um sie zu beschließen. Als man nahe genug war, die Gegenstände unterscheiden zu können, wurde der Admiral gewahr, daß diese Batterien vom Feinde gesäumt seyen. Zu gleicher Zeit erblickte man eine Abtheilung des Landheeres, die aus ihrem benachbarten Lager herabzog. Besitz von denselben nahm, und ein weißes Sacktuch wehen ließ, welches bald durch eine

von dem Kriegsschiffe Bellona abgesendete Flagge erschien wurde. Es waren drei Batterien, die eine von 5, die zweite mit 18, die dritte mit 10 Kanonen ausgerüstet. Die Feinde hatten sie verlassen, um alle ihre Kräfte auf die Stadt zusammenzudrängen.

Nun zog sich die Flotte längs der Küste hin, bis sie gegenüber von den furchtbaren Hafenwerken ankam, worauf die Kanonade begann. Sie wurde um 2 Uhr 40 Minuten von dem Capitän Gallois, Befehlshaber der Bellona, eröffnet, welcher auf halbe Schußweite mit seinen Achtzehnpfündern ein wütendes Feuer gegen das Fort der Engländer schleuderte, das an der Spitze des Hafendamms auf derselben Stelle errichtet worden war, wo Lord Exmouth im Jahre 1816 sein Admiralschiff aufgestellt hatte. Um 2 Uhr 50 Minuten trat das Admiralschiff in die Feuerlinie ein, und nun defilirten alle Schiffe der Flotte nach einander bis auf die Briggs herab in halber Kanonenschußweite, unter dem donnernden Feuer aller Batterien, von dem Fort der Engländer an, bis zu dem des Leuchtturms (östlich von der Stadt). Die Bombarden erwiederten fortsegelnd den starken von den Feinden geschleuderten Bombenregen. Um 5 Uhr Abend hörte mit dem letzten Schiffe das Feuer auf. Keines derselben hatte eine auffallende Beschädigung erlitten. Nur zersprang auf dem Admiralschiffe ein Sechsunddreißigpfunder, wodurch 10 Mann getötet, 14 verwundet wurden, unter den letzteren der Lieutenant Berard, ein sehr wackerer Offizier. Diese kräftige Diversion zu Gunsten des Landheeres erregte in der Stadt eine unglaubliche

Befürzung, aber diese sollte erst am folgenden Tage auf's höchste gesteigert werden.

Der 4. Juli, der Tag des Schicksals, welcher das 300jährige Mäubernest vernichten sollte, brach an. In den Lautgräben befanden sich 26 Feuerschlünde, worunter 10 Biernuds zwanzigpfunder, 6 Sechs-zehnpfunder, 4 zehnzöllige Mörser und 6 achtzöllige Haubitzen. Mit den ersten Strahl'en der Sonne, die aus dem afrikanischen Meere emporglänzten, stieg eine Rakete auf; sie war das Zeichen zum Bombardement, das sogleich begann, und von den türkischen Kanonieren lebhaft erwiedert wurde. Die letzteren blieben, ungeachtet die Ausweitung der Schießscharten sie fast ganz blos stellte, tapfer auf ihren Posten, und wurden zu hunderten an ihren Kanonen zerschmettert; sie kounten nicht in die Länge gegen die außerordentliche Geschicklichkeit der französischen Artillerie Stich halten. Gegen 8 Uhr Morgens waren ihre Kanonen zusammengeschossen, ihr Feuer hörte auf, während das französische mit gleicher Wuth fortwährte. Nun gab Bourmont den Befohl, Bresche zu schiesen, was sogleich geschah, und etwa eine Stunde fortgesetzt wurde, als eine furchtbare Explosion, einem Erdbeben gleich, erfolgte, und einen Theil des Schlosses vernichtete. Ein plötzliches Aufblitzen von einem Glutmeere setzte die Luft in die heftigste Bewegung; Wolken von Staub und Asche erhoben sich in einer ungeheuern Höhe, Steine flogen in allen Richtungen umher, jedoch ohne bedeutende Unfälle zu bewirken. Als der Rauch wieder ein wenig verschwunden war, und den Augen Spielraum ließ, gewahrte man, daß einer der vier Hauptthürme, welche die Ecken des Kaiserschlosses

begränzen, zusammengestürzt war. Die Franzosen brauchten einige Minuten, um sich wieder zu besinnen. Sofort schwang sich der General Lahitte, welcher die Artillerie befehligte, den Rand des Laufgrabens hinauf, und rief: „Algier ist unser!“ Seine Soldaten eilten ihm nach; unter dem tausendsachen Jubelgeschrei: „Es lebe der König!“ das bald auch vom Meere her wiederhallte, wurde das Schloß besetzt. Mit der Explosion verhielt es sich so: die türkischen Kanoniere waren um 9 Uhr, nachdem ihr Geschütz zu Grunde gerichtet worden, in die Stadt geflohen, und erhoben hier ein drohendes Geschrei, daß man sie nutzlos aufopfere. Nun befahl der Dey, um den Franzosen den größten Schaden zuzufügen, der noch in seiner Macht war, das Schloß in die Luft zu sprengen, was auf die beschriebene Weise ausgeführt wurde.

Die Stadt ergiebt sich.

Indessen schickte sich Duperré an, die Arbeiten des Landheeres wieder, wie am gestrigen Tage, von der Seeseite zu unterstützen. Raum war das Fort in die Luft geslogen, so gab er seinen Schiffen Befehl, in den Hafen einzulaufen, und das Feuer zu erneuern. Aber ehe sich die Flotte in Bewegung setzen konnte, sah man aus dem innersten Hafen ein Boot auslaufen, das am Hintertheile die algierische Flagge, am Vordertheile eine weiße Fahne führte. Es steuerte auf eine englische Brigg zu, die im Hafen lag, und sogleich bereit war, es an Bord der Fregatte Dido zu führen. Der Capitän dieses Schiffes begab sich zu dem Admiral,

bei dem gegen 2 Uhr auch das englische Boot anlangte. Dasselbe trug, außer dem Steuermann und dem Patron, 14 Bootsknechte, vorunter fast alle von verschiedener Farbe; man sah den weißen Türken und den bräunlichen Cologli neben dem schwarzbraunen Mauren und dem noch dunkleren Mulatten und Neger. In dem Patron erkannte man denselben Capitän wieder, welchen das von de la Brettonnière befehligte Admiralschiff Provence im Jahre 1828 gefangen genommen hatte, und der später mit einigen seiner Leute gegen französische Gefangene ausgewechselt wurde. Von den beiden Personen, die im Hintergrunde des Bootes saßen, war der eine ein Greis mit weißem Bart, ziemlich gut gekleidet, aber mit nackten Beinen; es hieß: dies sei der Marineminister; der andere war ein prächtiger junger Mann, mit dichten schwarzen Bart. Die Seeküte erkannten ihn als den Hasencapitän von Algier. Bloß der Greis stieg an Bord des Admiralschiffes. Man erzeugte ihm die für Viceadmirale bestimmte Ehre. In dem Augenblöcke, als der Kronimler den Generalmarsch schlug und die Wache des Geswehr präsentirte, schrak er sichtbar zusammen, und warf nach allen Seiten misstrauisch die Augen um sich. Der Admiral nahm ihn in seine Cajüte, wo der Greis ihm sagte, daß er im Namen des Dey komme, um Frieden und Einstellung der Feindseligkeiten zu erflehen. Bereits hatten die feindlichen, wie die französischen Batterien, zu Wasser und zu Lande ihr Feuer eingesetzt. Der Admiral erklärte dem Abgeordneten, er solle seinem Gebieter sagen: die Flotte, welche er befehlige, sei dem Chef der Landarmee untergeordnet, er müsse

sich demnach mit seinen Bitten an den Obergeneral wenden. Zur nämlichen Zeit, wo dieß auf den Schiffen vorging, sah man auch wirklich einen Parlamentär von der Stadt aus den Raum zwischen der Casaubah und dem Kaiserschloße durchschreiten, um zu dem Obergeneral zu gelangen. Dieser hatte sich nach der Explosion in das zerstörte Fort begeben, gegen welches noch immer die Kanonen der Casaubah gerichtet waren, und die Absicht eines ferneren Widerstandes von Seiten der Algierer anzudeuten schienen. Aber kaum war er eine halbe Stunde dort, als ein Abgeordneter des Dey erschien. Es war Sidi Mustapha Casabadi, erster Secretär des letzteren. Sein Gesicht trug den Ausdruck der tiefsten Bestürzung; man las darauf, welcher Schwäche in den Umgebungen des Dey herrschen mußte. Die Unterredung dauerte nur kurz. Mustapha machte das Anerbieten, daß der Dey Frankreich vollständig für alle Kriegskosten entschädigen wolle. Worauf der Obergeneral erwiederte: Vor allen andern Unterhandlungen müsse die Casaubah, die Forts, die Stadt, die Batterien und der Hafen seinem Heere übergeben werden; wenn dieß nicht geschehe, würden die Kanonen in den Schanzen, so wie die eben eroberten in dem Kaiserschloße, vereint mit der Artillerie auf der Flotte, das Werk der Zerstörung sogleich wieder beginnen, und die Casaubah sammt der Stadt in Grund schießen.

Mustapha entfernte sich mit dieser trostlosen Botschaft; aber kaum waren einige Minuten seit seiner Entfernung verstrichen, als zwei neue Abgeordnete erschienen, deren einer, Namens Hamet Bodarba,

einer der reichsten Mauren der Stadt war, ein ziemlich gebildeter Mann für einen Algierer, der Europa durchreist hatte, und mehrere Sprachen des Continents verstand. Sein Begleiter war ein Türke. Beide verhehlten nicht, daß unter den Milizen, so wie unter den Einwohnern der Schrecken auf's Höchste gestiegen sey, und daß alle eine augenblickliche Unterhandlung wünschten. Allein Hamed Bodarba suchte mit der größten Gewandtheit bessere Bedingungen für den Dey zu erhalten. Dagegen blieb Bourmont fest bei seiner ersten Erklärung, und bewilligte nur den einen Punkt, um welchen diese beiden Parlamentäre auch hauptsächlich batzen, daß nämlich das Feuer bis auf weiteres eingestellt bleiben sollte.

Nun entfernten sie sich. Indessen verstrich die Zeit, ohne daß die Unterhandlungen weiter gediehen. Von der Höhe herab, auf welcher das französische Heer aufgestellt war, sah man, wie eine Menge kleiner Schiffe den Hafen verließ, und dem Cap Matifu, östlich von der Stadt, zusteuerten. Desgleichen zogen zu Lande eine Menge Araber, Mauren, Kabylen, oder Bewohner des Atlas, zu Pferde und zu Füße, mit ihren besten Habeligkeiten beladen, längs dem Gestade hin; Weiber, Kinder und Greise folgten ihnen heulend. Die französische Armee sah dieses Schauspiel mit der größten Ungeduld; man fürchtete, daß ein Theil der Schätze auf diese Weise heimlich fortgeschafft werden möchte. Endlich gegen 3 Uhr kam der Secretär des Dey abermals, begleitet von dem englischen Consul und Vice-consul, und bat, daß man ihm die Friedensbedingungen schriftlich übergeben möchte. Dies geschah. Bour-

mont dictirte sie dem General Desprez, in Anwesenheit aller hohen Offiziere der Armee. Dann wurde dieses Concept durch den Oberintendanten, Baron von Den尼é, abgeschrieben, und dem Secretär übergeben, der sogleich wieder in die Stadt eilte. Um 4 Uhr kam er zum drittenmale. Der Dey ließ bitten, man möchte ihm einen Dolmetscher senden, mit Hilfe dessen er Alles verstehen könnte, was man von ihm fordere. Herr Braschewits, ehemaliger erster Dolmetscher des ägyptischen Heeres, begab sich nun in die Casaubah. Sobald er den Entwurf der Friedensbedingungen dem Dey erklärt hatte, sagte dieser, er nehme sie an, und setze ein vollkommenes Vertrauen in die Redlichkeit der Franzosen. Zugleich versah er die Urkunde, welche von Bourmont unterschrieben war, mit seinem Siegel. Dagegen ließ er durch denselben Boten, welcher diese Nachricht in's Lager überbrachte, den Obergeneral abermals bitten, daß der Waffenstillstand bis 6 Uhr Abends verlängert würde, damit er Zeit hätte, seinen Divan zu versammeln, und die Mitglieder desselben zur Unterschreibung des Friedensvertrags zu bestimmen.

Nun schöpften die Franzosen Verdacht. Das letztere Begehren wurde zwar zugestanden, aber zugleich begann man mit größter Emsigkeit an der Herstellung einer Communication zwischen dem Kaiserschloße und dem Platze vor der Casaubah zu arbeiten, um in der letzteren mit Tagesanbruch Bresche schießen zu können. Die ganze Nacht wurde daran gearbeitet, und mit Anbruch des Tages war alles bereit, als endlich der Parlamentär Hamet Bodarba nebst seinem

Begleiter wieder erschien, und den Vertrag unterschrieben und mit allen Formalitäten versehen überbrachte. Zu gleicher Zeit kam auch der Seeminister wieder zu dem Admiral, und that ihm die Unterwerfung des Dey kund. Aber Duperré sagte ihm, daß er den Kriegszustand noch so lange als fortdauernd betrachte, bis die Fahne der Regentschaft von den Forts und den Thürmen der Stadt verschwunden wäre.

Convention zwischen Bourmont und dem Dey.

Diese Urkunde lautete so: „Das Fort der Casbah, alle andern Festungswerke, die zu Algier gehören, so wie der Hafen der Stadt werden den französischen Truppen den 5. Juli Morgens 10 Uhr übergeben. Der Obergeneral des französischen Heeres verpflichtet sich gegen Se. Hoheit den Dey von Algier, ihm Leben, Freiheit und die Besitzthümer zu lassen, die sein persönliches Eigenthum sind; der Dey kann sich mit seiner Familie und seinem Vermögen frei nach dem Orte zurückziehen, den er wählen wird; so lange er in Algier bleibt, wird er daselbst mit seiner ganzen Familie unter dem Schutze des Obergenerals der französischen Armee stehen; eine Schutzwache wird die Sicherheit seiner eigenen Person, so wie seiner Angehörigen verbürgen. Der Obergeneral sichert allen Soldaten der Miliz dieselben Vortheile und denselben Schutz zu; die Ausübung der mohamedanischen Religion wird frei bleiben; die Freiheit der Einwohner aller Classen, ihr Glaube, ihr Eigenthum, ihr Handel und Gewerbe wer-

den auf keine Weise angegriffen; ihre Frauen sollen geachtet werden; der Obergeneral verpflichtet sich hiezu mit seinem Ehrenworte; die Auswechselung dieser Ueber-einkunst wird um 10 Uhr Morgens statt finden; unmittelbar darauf werden die französischen Truppen in die Casaubah und der Reihe nach in alle andern Werke der Stadt und des Hafens einziehen. Im Lager vor Algier, den 5. Juli 1830."

Diese Bedingungen machen der Menschlichkeit des Oberbefehlshabers die größte Ehre, und setzen dem edlen Charakter, welcher die ganze französische Expedition bezeichnet, die Krone auf. Einige haben sie zu gelinde finden wollen, und sagen, man hätte im Laufe des 4ten in die Stadt brechen, und die Flucht der Araber und Kabylen aus derselben verhindern sollen. Aber in diesem Falle würden die Franzosen nicht Algier, nicht mehr die Forts und den Hafen, sondern einen Haufen Trümmer in ihre Gewalt bekommen, und ihr Heer und ihre Flotte wäre vielleicht in dem allgemeinen Untergange vernichtet worden. Denu sobald der Dey hörte, daß die Artillerie in dem Kaiserschloße demontirt sey und das Fort sich nicht mehr halten könne, gab er in gränzenloser Wuth den Befehl, es in die Luft zu sprengen, und stürzte zugleich in die Pulverkammer der Casaubah, wo sich 230,000 Pfund Pulver befanden, in der Absicht, sich mit seiner ganzen Stadt und den Feinden in einer ungeheuern Explosion zu vernichten. Nur mit größter Mühe konnten seine Minister ihn von diesem rasenden Entschlusse abbringen, indem sie ihm vorstellten, daß noch nicht Alles verloren sey, und daß er eine günstige Capitulation erhalten könnte. Aber gewiß ist,

dass er auf jenen Plan zurückgekommen wäre, wenn die Franzosen plötzlich die Stadt überschlagen hätten. Die furchtbaren Folgen kann jeder sich selbst denken. Statt Alles zu bekommen, wie jene Planmacher beabsichtigten, hätte man gar Nichts erhalten, und das eigene Heer der furchtbarsten Gefahr ausgesetzt. Andere meinten, es wäre klüger gewesen, wenn der Obergeneral, neben der Auslieferung aller festen Werke, noch 200 Millionen Franken in baarer Münze verlangt haben würde. Allein vorausgesetzt, dass sich diese ungeheure Summe auch in Algier gefunden haben möchte, was erfahrene Leute wirklich glaubten, weil in der Barbarei jedes Haus einen Privatschatz besitzt, und eine unglaubliche Summe Geldes in den Häusern verborgen ist, durfte man nicht zweifeln, dass die Türken, welche bekanntlich an ihren Schätzen mit unerhörter Inbrunst hängen, sich zu diesem letzten und größten Opfer immermehr gutwillig verstanden hätten. Vielmehr würden sie, von dem doppelten Stachel des Geizes und des Fanatismus zur Verzweiflung getrieben, aus ihrer Stadt ein neues Saragossa gemacht, und sich unter ihren Schätzen begraben haben. Die Convention, welche der Obergeneral abschloss, war also nicht blos edel und großmuthig, sondern auch die beste und nützlichste, welche getroffen werden konnte.

Nun stand der französischen Armee noch eine große Arbeit bevor. Sie musste die feindliche Stadt besetzen, und die großen Schätze, welche die Cosaubah in ihrem Innern verbarg, in Empfang nehmen, wobei nicht nur die Raublust der Mauren, welche etwa in der ersten Verwirrung zugreifen mochten, und der gemeinen Sol-

daten oder des Trosses, welcher der Armee nachzog; sondern auch die Unenthaltsamkeit der hohen Offiziere selbst, deren Ehrlichkeit durch den Glanz des Goldes überwunden werden möchte, Verwirrung befürchten ließ. Der Oberintendant, Baron von Den尼é, machte am 4. Juli dem Obergeneral den Vorschlag, mehrere Commissionen zum Voraus zu ernennen, welche mit Besorgung der verschiedenen Geschäfte in der eingenommenen Stadt beauftragt werden sollten. Dies geschah. Es wurde eine besondere Commission errichtet, um die Mundvorräthe, welche man in der Stadt finden würde, eine andere, um das Schiffsmaterial aus den Arsenalen des Dey in Empfang zu nehmen; die dritte und wichtigste erhielt den Auftrag, sich eine möglichst genaue Kenntniß von dem früheren Gange der Geschäfte in Algier zu verschaffen, und zu untersuchen, was man von den alten Einrichtungen lassen könne, was durch neue ersetzt werden müsse, ob und wie weit man die angesehensten Einwohner des Landes in Zukunft an der neuen Regierung Theil nehmen lassen könne; sie sollte ferner auf Mittel denken, um die verschiedenen Classen der algierischen Bevölkerung in Eintracht unter einander zu erhalten, und Streitigkeiten mit den französischen Soldaten zu verhüten; andererseits sollte sie darauf bedacht seyn, Vorkehrungen zu treffen, durch welche der innere Verkehr belebt und die Einkünfte des Landes in dem Masse gesteigert werden könnten, um theilweise die Kosten der Occupation zu decken. Endlich erhielt diese Commission noch den wichtigen Auftrag, den Schatz des Dey in der Casaubah in Empfang zu nehmen. Sie bestand aus folgenden sechs Personen: Baron Den-

nié als Präsident, Edmond Bussière, ehemaliger Secretär bei dem französischen Generalconsulat in Algier, Tholozé, neu ernannter Gouverneur der Stadt, Firmin Deval, ehemaliger Consul, d'Aubignose, den der Obergeneral zum Polizei-Chef der Stadt bestimmt hatte.

Zuletzt wurde vor dem Einzug noch die Vorkehrung getroffen, daß ein Regiment am frühen Morgen das Thor, welches von dem Kaisersort zur Casaubah führt, besetzen, und nur den Mitgliedern der eben genannten Specialcommission den Zutritt in den Palast des Dey gestatten sollte.

Es war 9 Uhr. Das französische Heer setzte sich in Bewegung, um ihren Triumph einzuziehen in die Stadt zu halten, deren Eroberung ihre Tapferkeit errungen hatte. Die Ehre, dieselbe zuerst betreten zu dürfen, wurde der Artillerie zuerkannt, weil sie das Meiste zum glücklichen Erfolge beigetragen hatte. Es wurde fast 11 Uhr, bis sie den steilen Abhang, der das neue Thor an der Südspitze der Stadt von dem Kaiserschlosse trennt, passirt war.. Der Artillerie folgten etwa 4000 Mann Infanterie. Die Casaubah wurde zuerst besetzt, dann ging der Zug die engen und steilen Straßen hinauf unter den Casernen der Miliz und den Festungswerken der Marine zu. Ein Haufen eilte nach dem Bagno, um die schönste Trophäe ihres Sieges, die gefangenen Brüder von dem Schiffbruche des Silene und der Aventure in ihre Arme zu schließen. Mit Thränen der Rührung und Freude eilten diese ihren Befreieren entgegen. Keiner von ihnen war seit ihrer Einlieferung nach Algier umgekommen, ob sie gleich, besonders in den letz-

ten Tagen, von der Wuth der Barbaren Vieles hatten erdulden müssen. Sie wurden sogleich der Flotte übergeben, die beinahe zu gleicher Zeit, während das Landheer vom Kaiserschlosse herabzog, in den Hafen eingezückt war, und den folgenden Tag nach Frankreich zurückgeschickt, auf dessen Küste sie den 10ten ankamen.

Der Schatz des Dey. Betragen der Algierer nach ihrer Unterwerfung.

Es war hohe Zeit, daß die Franzosen einrückten, um den Preis ihrer Eroberung in Empfang zu nehmen, denn schon beschäftigten sich eine Menge Hände mit dem Versuche, den Schatz der Regentschaft zu berauben. Der Dey hatte nämlich, statt die Franzosen in seinem Palaste zu empfangen, wie diese erwarteten, schon in der Frühe mit seinen Weibern und seiner Dienerschaft ein kleines Haus bezogen, das ihm angehörte. Sogleich stürzte eine Menge gemeiner Mauren und Juden über die Casaubah her, um zu plündern. Bald schlichen sich auch mehrere Individuen von dem Trosse des Heeres herein zu denselben Zwecke. Als die Commission an Ort und Stelle kam, fand sie den Casnedji (Schatzmeister des Dey), vor der Casaubah sitzend, mit den Schlüsseln zu dem Schatz in den Händen. So groß war noch immer die Furcht, welche jene Elenden vor diesem Diener ihres ehemaligen Gebieters empfanden, daß sie wenigstens gegen den Schatz selbst Nichts wagten. Nur die Zimmer des Dey und das Harem wurden ihrer kostbarkeiten, der prächtigen Polster, der Meubels,

und der Kleider und Puzzwaren, welche zerstreut herumlagen, bergaubt. Aber die Unkunst der Offiziere machte dieser Unordnung schnell ein Ende.

Es wird unsren Lesern nicht uninteressant seyn, wenn wir ihnen zuerst eine Beschreibung der Cosaubah liefern. Dieselbe ist kein Palast im europäischen Sinne, sondern eine unordentliche Masse von Mauern, Thüren, Gallerien, Gärten und Hößen. Von Außen sieht man Nichts als eine Mauer von ungeheurer Höhe, blendend weiß durch den Kalk, der jährlich frisch aufgetragen wurde, ohne Fenster, ohne Ausgänge, mit Zinnen im mohrischen Geschmacke versehen, deren Spitzen von Kanonen starrten, welche vorn roth gefärbt sind.

Vom Kaiserschlosse herab, woher die Franzosen in die Stadt rückten, gelangt man nur durch das neue Thor an die Cosaubah. Ein enger, winklicher Weg, kaum breit genug, um ein beladenes Maulthier durchzulassen, führt von diesem Thore zu derselben. Nach ungefähr 200 Schritten kommt man an eine geräumige aber finstere Halle, in deren Mitte ein Springbrunnen von Marmor reichliches Wasser sprudelt. Dies ist der äußere Vorhof der Cosaubah, geziert auf barbarische Weise mit rothem und blauem Anstrich und mit einigen kleinen Spiegeln. Hier hatte unter der Herrschaft des Dey die Negergarde ihr Hauptquartier. Sofort führen zwei eben so enge Gänge rechts zu dem Pulvermagazine des Schlosses, links zu dem innern Hofe, der die Gemächer des Dey umschließt. Der letztere ist mit vierseitigen Marmorplatten von verschiedener Farbe gepflastert, und auf drei Seiten von Gallerien umgeben, die durch Säulen ohne Capitale getragen werden,

und mehrere Stockwerke übereinander gethürmt sind. In dem untern Stockwerke einer dieser Gallerien befindet sich eine Nische, mit einer scharlachrothen Ottomane versehen, wo der Dey gewöhnlich seinen Sitz einnahm, um von den Schiffsladungen mit fremden Waaren seinen gebührenden Theil zu empfangen. Die Kaufleute waren nämlich gehalten, alle Artikel, die sie nach Algier kommen ließen, dem Oberhaupte vorzulegen, damit er 5, 6 oder 10 Procent davon für sich auslesen könnte. Die Waaren wurden durch Lastträger, welche die Kaufleute bezahlen mussten, hereingeschleppt, diese selbst standen in dem innern Hofe, um in demuthigster Haltung zu erwarten, was ihr Herr für sich ausnehmen würde. Die ausgewählten Gegenstände warfen nachher die Slaven des Dey in den Gewölben der Casaubah schichtenweise über einander, wo sie theils weise verfaulten.

Zur Seite von den Gallerien im Erdgeschoß war ein Theil der Zimmer, welche den Schatz enthielten. Im ersten Stock befand sich eine Art von Baldachin, wo der Dey seine Militärmusik anzuhören pflegte. Hinter demselben lief eine Reihe von kleinen Zimmern, welche mit Sätteln, Zäumen und anderem Pferdesgeschirr angefüllt waren. Rechts von denselben führt ein enger Gang zu einer starken Batterie, welche die Stadt beherrscht. Von diesem Platze gelangte man durch eine Wendeltreppe in die Gallerien des zweiten Stocks, welche vier große Zimmer begrenzen, in denen der Dey wohnte. Sie waren ohne Tapeten, selbst ohne Spiegel, aber mit gold durchwirkten Teppichen und mit kostbaren Meubeln versehen. Eine sehr kleine Thüre

und ein langer Gang verbindet diese Zimmer mit den Frauengemächern, sechs an der Zahl, die von hohen Mauern ohne Fenster umschlossen sind, und nur aus einem innern Hofe ihr Licht empfangen. Auf der Südseite dieser Mauern, welche das Harem umgeben, ist eine Reihe von Batterien angebracht, die gegen das Kaiserfort gerichtet sind; auf der entgegengesetzten Seite, nämlich gegen den großen innern Hof hin, befanden sich einige lange, enge Löcher, von denen die Weiber auf die oberste Gallerie sehen konnten, wo der Dey oft Abends herumwandelte, um frische Lust zu schöpfen. Links ist ein Garten, ebenfalls von sehr hohen Mauern umgeben, zu denen man vom Harem aus nur durch eine 60 Stufen hohe Treppe gelangt. Dies ist der einzige Ort, wohin die unglücklichen Bewohnerinnen des Frauengemachs gehen durften. Kein einziger Baum zierte denselben, sondern nur eine lange Laube von Jasminstauden. In diesem Zustande fanden die Franzosen die Casaubah, ein Gebäude, das weit eher einem Zuchthause, als einem königlichen Palaste glich.

Sobald die Commission ankam, wurden an allen Thüren Artillerieposten aufgestellt, die Räuber verjagt, und der Casnedji einem strengen Verhöre unterworfen. Er erklärte, daß der Schatz der Regenschaft unversehrt geblieben sey, daß niemals Rechnung, weder über die Einnahmen, noch über die Ausgaben, gehalten worden sey; daß man alle Zuflüsse, ohne erst ihren Werth zu untersuchen, selbst ohne die verschiedenen Metalle oder die Münzen besonders zu ordnen, in die Schatzkammer geworfen habe; und endlich, daß nur nach vorgängiger Entscheidung des Divans etwas herausgenommen wor-

den sey. Selbst der Den habe nur in Begleitung des jeweiligen Casnedji die Schatzkammer betreten dürfen.

Nach diesem Verhöre führte der Schatzmeister die Commission an eine Thüre in der Gallerie des untersten Stockwerks, gegenüber von dem Haupteingange. Als sie geöffnet war, befand man sich in einem gewölbten Saale, in dessen Mitte ein Verschlag, drei Fuß hoch, angebracht war, voll von Boudjour (eine Münze, die 3 Franken 60 Centimen, oder ungefähr einen preußischen Thaler beträgt). Diese Thüre wurde wieder verschlossen und mit dreifachem Siegel verschen. Nun kamen sie durch drei kleine Gemächer zu einem Gewölbe, 24 Fuß lang, 8 breit, in welchem drei große Kisten standen, deren eine ebenfalls mit Boudjour, die zweite mit Scheidemünze, die dritte mit Silberstangen angefüllt war. Dieses Gemach hatte ein vergittertes, auf den Hof gehendes Fenster. Hinter demselben waren wieder drei ganz finstere Gewölbe, und wie das erste in verschiedene hölzerne Verschläge abgetheilt. Hier war der beste Theil des Schatzes aufgestapelt. In dem mittleren fanden sich lauter Goldmünzen, ohne Ordnung durch einander geworfen, von der Roba Soltani (einem Viertel-Ducaten) bis zur mexicanischen Doppel-Quadrupel (7 Louisd'or an Werth). Der Inhalt dieses kostbaren Zimmers belief sich auf 24 Millionen Franken. In den beiden Gewölben zur Seite lagen spanische und portugiesische Piaster bis zur Decke aufgeschichtet, ebenfalls im Werthe von 24 Millionen Franken.

Alle diese verschiedenen Schatzkammern wurden nach der ersten Untersuchung wieder geschlossen, versiegelt, und mit einer starken Artilleriewache versehen. Die nächstfolgenden Tage beschäftigte man sich, ihren reichen Inhalt mit möglichster Deffentlichkeit abzuwägen, weil die Zählung der Münzen zu viele Zeit erfordert hätte. Es fanden sich im Ganzen 16,480 Pfund Gold und 2400 Centner Silber, im Werthe von ungefähr 49,000,000 Franken. Zehn Unteroffiziere der Artillerie wurden dazu gebraucht, um diese Summe in Fässer zu packen, welche dann versiegelt, mit Nummern versehen, und in eines der Gewölbe der Reihe nach aufgestellt wurden, bis man sie zu Schiffe bringen konnte. Später lud man in Gold auf das Linienschiff Marengo 13,218,598 Fr. Auf den Duquesne 11,550,000. Zu Silber auf den Scipion 5,100,500. Auf den Nestor 10,240,000. Auf die Venus 3,289,600. Im Ganzen 43,398,798. Für die Bedürfnisse des Heeres wurden zurück behalten 5,285,729 Franken. Jene Schiffe brachten ihre kostbare Ladung großen Theils erst unter der Regierung Ludwig Philipp's unversehrt nach Frankreich.

So groß diese Summe auch war, (denn wo sieht man so leicht 49 Millionen baares Geld in einem Hause bei einander?) so hatten die Franzosen, getäuscht durch das Gerücht, welches den Schatz des Dey unendlich vergrößerte, doch noch viel mehr erwartet. Man warf den Kasnedji in ein hartes Gefängniß, und drohte ihm, so wie dem Unterschätzmeister, einem Mauren, Namens Mustafa Saji, mit dem Tode, wenn sie nicht Alles angeben würden, was sie etwa noch von verborgenen Schätzen wissen. Beide erklärten, sie weis-

gern sich nicht, ihren Kopf zu verlieren, wenn man noch irgend in der Kassaubah oder an andern Orten vermauertes Geld finden werde, das zu dem Schatz des ehemaligen Dey gehört habe; beide erboten sich auch, diese ihre Aussage auf den Koran zu beschwören. Man kam nun auf den Gedanken, daß der Dey am 3. und 4. Juli beträchtliche Summen an seine Freunde unter den Türken, sey es als Geschenk, oder auch als Depositum, vertheilt haben möchte; wirklich bestätigte die neu eingesetzte Stadtobrigkeit von Algier diese Vermuthung. Allein es war zu spät, um den Schatz den zu vergüten. Jene Türken hatten bereits den Weg nach Kleinasien eingeschlagen, von französischen Schiffen geführt und geleitet. Auch der Dey Husseini besaß bei seiner Abfahrt von Algier eine viel größere Summe, als er während der kurzen Zeit seiner Regierung (sie dauerte etwas über zwei Jahre) in seinem Privatschatz möglichster Weise aufhäufen konnte. Man hätte eine genaue Abrechnung mit ihm halten müssen, was aber nur mit Uebertragung eines der Artikel des Friedensvertrags geschehen konnte; welcher dem Dey den ruhigen Besitz seines ganzen persönlichen Vermögens zusicherte, unter welcher Rubrik nicht wohl etwas anderes verstanden werden konnte; als das, was er zur Zeit des Einzugs der Franzosen in seinen Privathäusern bei sich hatte. Man hielt es deshalb für großmuthiger, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Gewiß ist, daß nicht der ganze Schatz in die Hände der Franzosen kam, allein viel möchte nicht davon verloren gegangen seyn. Denn alle algierischen Beamten, und namentlich der Schatzmeister, erklärt, daß in den letzten 20 Jahren

mehr aus dem Schatz herausgenommen, als hineingelegt worden sey, und daß in den drei vergangenen Jahren, während deren die französische Blockade den Handel der Algierer, so wie den Ertrag der Seeräuberei völlig vernichtete, die Ausgaben bei Weitem die Einkünfte überstiegen haben.

Zu den französischen Zeitungen, und selbst unter dem französischen Heere waren Gerüchte verbreitet, welche einen ganz andern Grund für den Ausfall in dem Voranschlage der eroberten Summen angaben. Man beschuldigte den Obergeneral und einen Theil der hohen Offiziere, sich auf die schamloseste Weise aus der Kassabah die Taschen gefüllt zu haben. Bald hieß es, Bourmont habe ein Schiff, angeblich mir schwarzer Wäsche, nach Frankreich geschickt, das auf seine Rechnung mit Gold beladen worden sei. Bald wurden andere, noch sonderbarere Gerüchte verbreitet, und eines der liberalen Journale stellte wehmüthige Betrachtungen darüber an, daß ein Schatz, den die blutdürstigsten und habgierigsten Barbaren während drei Jahrhunderten als ein Heiligtum bewahrt, von Franzosen, von Unterthanen des allerchristlichsten Königs bestohlen worden sei.

Gene Angaben sind übrigens weiter nichts als boshaftes Lügen, von einigen Offizieren aus Neid gegen die Commission, in welche sie nicht gewählt wurden, ausgesprengt, und in Frankreich aus Widerspruchsgeist gegen die Regierung geglaubt. General Clauzel, der nach der Revolution vom 25. Juli den Oberbefehl in Algier erhielt, hatte den Auftrag, die Sache auf's Ge naueste und ohne Schonung gegen irgend einen Namen

zu untersuchen. Dieß geschah Ende Augusts. Die Folge war, daß er den Baron Dennié und die Verwaltungsbeamten des Heeres von jedem Verdachte freisprach, und den letztern alle Ehren und Auszeichnungen zuerkannte, welche Dennié als ihr Chef in Antrag gebracht hatte.

Nur dieß wurde erhoben, daß einige Offiziere reiche Mauren und Türken für sich ein wenig ausgebunbet hatten, was allerdings widerrechtlich war, aber in allen Feldzügen, welche die Geschichte kennt, und namentlich in den berühmten napoleonischen in weit größerem Umfange vorgekommen ist, und auch in Zukunft nie ganz aufhören wird.

Außer dem Schatze fand man in der eroberten Stadt gegen 2000 Kanonen, für welche eine Gesellschaft algierischer Handelsjuden neun Millionen Franken bot. Ihr Vorschlag wurde jedoch nicht angenommen; man zog es vor, diese Feuerschlünde, welche zum Theil von allen seefahrenden Nationen Europa's erobert waren, und die Wappen ihrer Könige trugen, nach Frankreich zu schicken.

Desto geringer war die Ausbeute in den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Man fand in den Magazinen der Regentshaft ein wenig Gerste, etwas mehr Waizen, und Salz, so daß also das Heer auf das beschränkt war, was die Flotte selbst mitgebracht hatte. Besser waren die Arsenale mit Seematerial versehen, woran jedoch die Flotte nicht im mindesten Mangel litt. Dagegen fehlte es an Häusern, um die Soldaten und die Kranken unterzubringen. Die wenigen Kasernen der Miliz wurden in Spitäler umgewandelt; kann:

boten sie Raum genug dar für 500 Betten. In den Forts der Stadt, so wie in den Häusern, über welche der Obergeneral verfügen konnte, war blos für 4000 Mann Platz. Die übrigen Truppen mussten in den Landhäusern vor der Stadt und in den Gärten bleiben, wo die gemeinen Soldaten meist unter Zelten auf dem Boden schliefen, was die traurigsten Folgen für ihre Gesundheit hatte, wie wir gleich erzählen werden.

Eines der ersten Geschäfte des Obergenerals war, sich der Türken, früher der herrschenden Klasse in Algier, von der am ehesten ein Aufstand zu befürchten stand, zu entledigen. Ein großer Theil derselben war mit einigen Haufen Beduinen in der Nacht vor dem Einzuge der Franzosen aus der Stadt geflohen, und hatte vier Stunden von Algier an einem Flusse eine feste Stellung eingenommen. General Berthèze erhielt Befehl, sie mit der leichten Artillerie und anderthalb Divisionen zu verfolgen. Nun gaben sie die Hoffnung zum Widerstande auf. Die meisten derselben kamen in die Stadt und legten ihre Waffen nieder, einige wenige zogen sich in das Atlas-Gebirge zurück, um bei gelegenen Zeiten zur Erneuerung des Kampfes wieder in die Ebene herabzusteigen.

Von denen, die sich in der Stadt befanden, wurden zwei Klassen gemacht: Verheirathete und Unverheirathete. Jene erhielten Befehl, einen Ort in der Türkei zu bestimmen, wohin man sie führen solle. Die meisten wählten Kleinasien und Smyrna als Landungsplatz. Schon am 6ten wurden 2500 derselben auf einige Kriegsschiffe geladen, um an den Ort ihrer Bestimmung geführt zu werden. Feder erhielt vor seiner

Einschiffung noch einen dreimonatlichen-Sold, bestehend aus 12 Piastern, welche Großmuth sie mit vielem Dank anerkannten. Es war lastig zu sehen, mit welchem Eifer die Mauren, und namentlich die armen Juden, auf ihre Abreise drangen. Sie glaubten ihr Hoch erst dann gesprengt, wenn diese Unholde die Stadt verlassen hätten. Die Verheiratheten durften bleiben; aber es wurde eine Steuer auf sie umgelegt, an welcher jeder nach Maßgabe seines bekannten Vermögens, worüber die neueingesetzte Municipalität Bericht erstattete, in ziemlich starken Theilen bezahlen mußte. Sodann wurden die türkischen Vorrechte für aufgehoben erklärt, die niederen Gerichte in ihrem Kreise bestätigt, und ein Obergericht, bestehend aus einem Türk, einem Eulogli, einem Mauren und einem Rabbiner, unter dem Vorsitz eines französischen Commissärs errichtet.

Das gemeine maurische Volk nahm die Franzosen mit slävischer Freundlichkeit auf. Diese nackten Elenden drängten sich überall herbei, wo sich Soldaten sehen ließen; der geringste Trommler hatte 10 — 12 derselben zu seinem Dienste, wenn er wollte. Sie tanzten nach der Musik der Regimenter; und wenn ihnen die Soldaten Lebensmittel oder sonst Gegenstände von geringem Werthe abkaufen, konnten sie nicht begreifen, daß sie Bezahlung für ihre Waare empfingen, wärten sich auf die Erde nieder, und gebärdeten sich wie närrisch. Natürlich verhielt sich dieses nur im Anfange so, so lange der Reiz der Neuheit währete. Aber auch später hatten sie sich nie über die Franzosen zu beklagen, die Alles bezahlten, die Moscheen und die Landesreligion achteten, und namentlich den Arabern keine Gelegenheit

zur Eifersucht gaben. Es wurde überdies kein einziger Soldat in ihre Häuser gelegt. Der Markt wurde Anfangs nur spärlich im Vergleich mit dem großen Bedürfniß des Heeres mit Lebensmitteln versorgt; um diesem Nachtheil abzuholzen, setzte der Obergeneral einen ziemlich hohen Preis auf die nöthigsten Artikel, wie frisches Fleisch, Gemüse u. s. w. Dies wirkte. Die Landleute strömten in Menge in die Stadt, um Geld zu gewinnen.

Um meisten von allen Klassen gewannen die Kunden durch die französische Occupation. Dieses Volk hatte seither unter dem drückendsten Joch gesessen, nun waren sie vor Freude außer sich, den andern Einwohnern, selbst den Türken, von denen sie seither noch schlechter als Hunde behandelt worden, im Rechte gleich gestellt zu seyn. Nicht nur das Gefühl der Befreiung, sondern auch der Triumph der Eitelkeit, welche die Kinder Israel selbst unter dem eisernen Scepter des Islam nicht verloren, erhöhte ihre Zufriedenheit. Es war ihnen früher verboten, auf Maulthieren oder Eseln durch die Stadt zu reiten. Dieses Vorrecht stand nur der herrschenden Klasse zu; blos außerhalb der Stadt und bei Reisen durften sie sich der Lastthiere bedienen. Nun kam einer ihrer Leute auf einem Maulesel vor das Thor geritten, stieg dann furchtsam und ehrerbietig vor dem wachstehenden Soldaten ab, und besann sich eine Weile, um Mut zu sammeln. Dann fragte er den Posten ängstlich, ob er wohl in die Stadt hineinreiten dürfe? „Wer Teufel hindert dich daran?“ war die Antwort des Soldaten. Nun gerieth der Jude in ein wahres Entzücken, und hielt triumphirend seinen Einzug. Dies

ser Vorfall setzte das ganze algierische Haus Israel in einen Taumel von Freude. Sie sahen ihn als einen untrüglichen Beweis einer besseren Zukunft an; die Franzosen durften fest auf ihre Unabhängigkeit unter allen Umständen rechnen.

Auch sonst gestalteten sich die Verhältnisse günstig. Zwei Tage nach der Eroberung Algiers kam der Sohn des Bey von Constantina, als Abgesandter seines Vaters, um den Franzosen seine Unterwerfung zu erklären. Er wurde in seiner Würde bestätigt, zur Gerechtigkeit gegen seine Unterthanen ermahnt, und angewiesen, denselben Tribut an Frankreich zu bezahlen, den er seither dem Dey erlegt hatte. Auch andere Beys, so wie viele Stammhäupter der Beduinen, meldeten ihre Unterwürfigkeit; doch war dieses nur Schein, wie die späteren Vorfälle zeigten. Aber in einer Hinsicht befand sich das siegreiche Heer in einer misslichen Lage. Wir haben oben gemeldet, daß in den Magazinen der Stadt nur eine geringe Masse von Frucht und Gerste gefunden wurde, so wie daß es an Häusern mangelte. Man mußte deshalb Brod und den größten Theil des Fleisches, nebst Wein, Branntwein, Reis u. s. w. noch immer von Sidi Ferruch kommen lassen. Dies verursachte bei der Länge des Weges (er beträgt 7 Stunden) und der unerträglichen Sommerhitze (der Thermometer steigt im Juli und August bis auf 32 Grad im Schatten) eine unermessliche Mühe. Erst am Ende des Juli konnten die Magazine von Torretta Chica nach der Stadt versetzt werden. Doch dies war noch nicht das grösste Uebel. Es brach fast mit dem Tage des Einzugs in die Stadt eine furchtbare Ruhr unter den Sol-

daten aus, die in den Gärten bivakiren und größtens theils auf dem Boden schlafen mußten. Bei Tag steigt nämlich die Hitze bis zu 32 Grad, wie wir bemerkten; die Nacht ist kurz und fast eben so heiß wie der Tag, aber gegen Morgen, wenn die Sonne aufgeht, fällt ein sehr kalter, alles, selbst die dichtesten wollenen Decken, wenn sie auf dem bloßen Boden ausgebreitet sind, durchdringender Thau, welcher der Gesundheit sehr nachtheilig ist; und Fieber und besonders die Ruhr erzeugt. Einmal wurden in einer Nacht 200 Mann von einem Regemente krank. Die umliegenden Landhäuser reichten nicht mehr hin, um die große Zahl der Kranken, welche mit jedem Tage wuchs, aufzunehmen. Die armen Soldaten starben vor den Augen ihrer Kameraden. Diese Unglücksfälle erzeugten eine düstere Stimmung unter dem Heere, welche, durch die umlaufenden Gerüchte über die Veruntreung des gefundenen Schatzes vergrößert, in einem sehr bedenklichen Verhältnisse über Hand nahm, bis der Umschwung der Dinge des 25. Juli und der folgenden Tage den Commandostab den Händen des Grafen Bourmont entriß, und den General Clauzel an seine Stelle brachte.

Der Erdey Husslein hatte erklärt, daß er Neapel zu seinem Aufenthalte wünsche. Eine Fregatte nahm ihn samt seinen Schätzken, Weibern und Sklaven (im Ganzen 45 Personen) an Bord, und brachte ihn wohl behalten den 18. Juli an den Ort seiner Bestimmung.

Kosten der Expedition.

Die Ausgaben des Kriegsministeriums für die Landarmee beliefen sich im Monat Oktober 1830 auf:

20,000,000 Fr.

Für die Marine waren in diesem nämlichen Zeitpunkte ausgegeben worden 23,500,000 Fr.

Summe 43,500,000 Fr.

Dagegen wurde erbeutet an Geld, Kanonen, Lebensmitteln u. s. w. die Summe von:

60,000,000 Franken,

welche, wohl zu bemerken, ohne Abzug in die Kassen Frankreichs geflossen sind. Es ergibt sich demnach ein reiner Gewinn von:

16,500,000 Franken.

Menschen waren im Kampfe oder durch Wunden vor der Eroberung umgekommen 1200.

An Krankheiten starben bis zum Oktober 4000.
5200.

Die weiteren Schicksale dieser schönen Eroberung werden, wie es die Zeitordnung verlangt, in der Erzählung der Geschichte Frankreichs in der zweiten Hälfte des Jahres 1830 berichtet werden.



De Volter.

Die
Geschichte unserer Tage,
oder
getreue Erzählung
aller merkwürdigen Ereignisse
der
neuesten Zeit.

Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet.

Erster Jahrgang.
1830.

Viertes Heft.

Stuttgart,
E. Schweizerbarts Verlagsbuchhandlung.
1831.

England bis zum August 1830.

Für England so gut als die meisten übrigen europäischen Staaten mußte das Jahr 1830 ein kritisches Jahr werden. Die Sachen standen bei seinem Anbruch gerade auf dem Punkte, wo sie, ohne das alte, ehrwürdige Gebäude seiner Verfassung in den Grundfesten zu rütteln, nicht weiter gehen, wo sie aber auch eben so wenig bleiben konnten. Nicht der Streit der Meinungen und Ansichten, nicht der wechselvolle Kampf der Ideen, nicht die Furcht für das geistige Eigenthum drängte zu lang vermiedenen Schritten, sondern die bitttere Noth, die Sorge für die leibliche Erhaltung ließ sich nicht länger durch Ehrfurcht vor dem Glanze der Aristocratie beschwichtigen, sondern sie forderte dringend von denen, die im Besitze sind — Brod. Die unerschöpfliche Goldgrube Europa's, das Land, das mit verschwenderischer Hand ungeheure Summen dem Verderben seines gefürchtetsten Feindes geopfert hatte, an das sich im Laufe von zwanzig Jahren die Armeen eines Theils von Europa gleichsam verdingten, dessen Größe in allen Verhältnissen gepriesen wird, bestätigt den Ruf, den es auf dem Festlande hat, seit einigen Jahren ganz besonders durch die offen das liegende Erfahrung, daß es sogar groß ist — in Armut und Schulden. Schon manchmal haben wir einen Nothschrei der armen Volksklassen Großbritanniens veruommen, gleich darauf aber Waffenlärm, den eindringlichen Ruf der Gerichte: „Schuldig!“ und eine Todtentstille trat ein, die nur das Gebrause der Brüse, der Diplomatie und der Parlamente wieder etwas angenehmer

belebte. Mit Anbruch des dritten Jahrzehends unseres Jahrhunderts jedoch erhoben sich die Stimmen über seinen innern Zustand so laut und von allen Seiten her, daß die gewöhnlichen, hergeerbten Mittel nicht mehr Stille schafften, ja die Gebieter erkannten, daß es hier gefährlich wäre, sie in Anwendung zu bringen. Die Schaar der reichen Besitzer sammelte sich um ihren Anführer und ging bickommen dem Schlachtfeld des Parlamens entgegen, wo dieser Földherr, Herzog von Wellington, unmöglich so glücklich seyn konnte, wie auf den Feldern von Waterloo. Doch blieb es glücklicherweise diesmal bei einem Scharmützel, aber die Hauptschlacht ließ nicht lange auf sich warten.

Das Ministerium wurde von allen Erwerbsklassen mit Petitionen bestürmt, die sämmtlich Erleichterung von den durch die ungeheure Staatschuld, deren Zinsen erschwungen werden sollten, durch die immer lästiger werdenden Armentaren, durch den kostbaren Unterhalt einer großen Marine und Landmacht, endlich durch hohe Pensionen für die Mitglieder der geltenden Familien fast unerträglich gewordenen Steuern verlangten; gerade diejenigen Unterthanen, deren Hände die vielfältigen Industrie-Arbeiten des Landes beschäftigten, seufzten am meisten unter dem Druck dieser Auflagen, während die Früchte ihres Fleißes durch Herabsetzung des Arbeitslohns immer abnahmen. So wenig nun auch das englische Ministerium, stand Pitt oder Liverpool oder Canning oder Wellington an seiner Spitze, diese Noth herbeigeführt hatte, so wurde doch ihm von den armen Bedrückten die Abhülfe derselben ans Herz gelegt. Die Geldnoth hatte ihren Ursprung in Dingen und hat ihn noch, die nicht in der

Gewalt eines Ministers, einer Staatsverwaltung stehen. Die Zeit Napoleons hatte das übrige Europa gelehrt, selbst etwas zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu versuchen, die Continentalssperre ihm gezeigt, daß auch ohne die Auswanderung ungeheurer Summen auf die britischen Inseln der den gesitteten Nationen des Festlandes nothwendig gewordene Luxus bestehen könnte. Der Friede kam, die Sperre verschwand. Aber die Manufakturen und Fabriken waren in vielen sonst nicht so gewerbsamen Ländern um mehr als das Doppelte angewachsen, die Menschenzahl, die durch die blutigen Schlachten vermindert war, ersehnte sich nicht nur mit reißender Schnelle, nein, der Völkersee Europa's wuchs so erstaunlich, daß er überstreden und sich in andere Welttheile ergießen muß. Jetzt reichte die Einfachheit der bisherigen Industrie nicht mehr aus, berechnete Maschinen, Vereinfachung der Geschäfte entstanden aus dem sinnreichen, nothgedrungenen Wirken des Verstandes, die Concurrenz nahm anßerordentlich zu, Tausende von Händen wurden entbehrlich, alle die Gegenstände des Handels, die bisher nur ein Vorrecht der Reicher und Wohlhabenden gewesen, drangen in die untern Stände hinab. Mit der Wohlfeilheit mehrte sich die Abnahme, mit der Abnahme das Sinnen auf Mittel, durch weitere Minderung der Preise den Nebenbuhlern den Vorrang abzujagen. Eine rege Geldcirculation, in ungleich mehr Äste und Zweige gespalten, als vor fünfzig Jahren, verminderte die Summen, die den einzelnen Punkt durchflossen, und so ist es, nach dem Urtheil eines einsichtsvollen Kanners, entschieden, daß die beiden Stimmen, die eine der Völker, die sich über Abnahme des

Uckerbaues, über Mangel an Absatz und Arbeit, über den Anwachs der Müßiggänger, Bettler und Diebe, über Geldmangel, Unwerth der Capitalien und Unerschwinglichkeit der Steuern beklagen, die andere der Regierungen, die, ihre Tabellen in der Hand, das Wachsen der Ausfuhr, die größere Handelsbewegung, das Steigen der öffentlichen Fonds, den Ueberflüß an Capitalien entgegenhalten, auf unbestreitbare Thatsachen sich stützen. So gewiß diese Uebel nur aus Umständen fließen, die kein Kluger um den Preis des Aufhörens der ersten missen möchte, so gewiß ist demnungeachtet auf der andern Seite, daß an den einzelnen Orten nicht geringe Mittel zu augenblicklicher und sogar zu dauernder Hülfe bereit lägen, wenn sie nur benötigt werden wollten. Zusammenhängend mit dem ganzen jetzigen Zustand der Dinge und in ihm begründet ist es auch, daß keine Classe einen Zuwachs erhalten kann, ohne einen andern Abbruch zu thun. Was in England das Ganze des Volks, die größere Zahl gewinnen will, das muß die Aristocratie, die reichen Landbesitzer, verlieren. Wie einleuchtend ist es auf den ersten Blick, daß dieselbe den Hebel, mit dem sie Alles zu Gunsten ihrer Wünsche und Neigungen bewegt, nicht leicht freiwillig aus den Händen geben wird! Und die Minister? sind sie nicht eben aus den Reihen dieser Aristocratie gewählt, stehen sie nicht nach allen ihren persönlichen Interessen unter ihrem Einfluß? hat es je an einem System gefehlt, das eine von Neigungen und Interessen eingebogene Handlungsweise mit schönen und hochklingenden Namen belegte und somit die persönlichen Zwecke vor dem Auge selbst derer, die für dieselben arbeiteten,

verdeckte? — Nicht als ob die Männer, welche das Staatschiff durch so gefährliche Klippen lenken, deshalb unredlich wären, und sich um ein Leb nicht kümmerten, wenn sie nur ihren Reichtum auf einem Boote retten; nein sie sind, wie es ja seit Jahrtausenden in der Welt gewesen ist, überzeugt von der Richtigkeit und der allgemeinen Brauchbarkeit ihrer Ansichten, eben weil sie ihnen und vielen andern immer gut gedient haben.

Daher kam es denn, daß der Herzog von Wellington die vielen Petitionen um Erleichterung nur in allgemeinen Ausdrücken berücksichtigte, daß Sir Robert Peel, sein Mitarbeiter in dem großen und unmöglichen Werke, die Verfassung ungestört zu lassen und doch die Interessen des Haufens der Armen mit denen der Minderzahl der Reichen gleich zu befriedigen, zwar versicherte, daß Niemanden der drückende Nothstand näher zu Herzen gehen müsse, als den Ministern, dabei aber doch immer ablehnend und die Noth läugnend, auf den großen Geldumslauf hinwies, den seine Verzeichnisse angaben. Wie schreiend gegen alle diese sorglosen Versicherungen die bekannten Thatsachen abstechen, daß in einer großen Fabrikstadt, Birmingham, die Manufacturisten ihre Arbeiter nicht mehr in Geld, sondern in Naturalien bezahlen, Uebereinkünfte mit den Barbieren schließen, um jene zu Dutzenden rasieren zu lassen, daß auf solche Art ein eigentliches Tauschsystem entstand, daß die Barbiere selbst um Bezahlung mit einem geräucherten Haring ihr Geschäft verrichteten, daß die Weber in den Grafschaften Nottingham und Leicestershire mit 6 Pences (18 kr.) täglich leben müssen, und Erdäpfel fast zum Luxus gehören, daß selbst ein

verheiratheter Arbeiter selten seine Frau sehen darf, springt in die Augen. Die ganze Ursache des Elends suchten die Redner bei den zu Tausenden besuchten Versammlungen, besonders zu Birmingham, zu Norwich, in dem elenden Zustand des englischen Unterhauses, das durch den Uebelstand der Käuflichkeit der Sitze seine constitutionelle Stellung verloren habe, und durch seine der Aristocratie ergebene Majorität ein zweckloses Rad in der ganzen Maschine geworden sey, das, statt zu treiben, gestrieben werde. Wie von dieser Versammlung gedacht wird, und besonders im Ausang des Jahres 1830 gedacht wurde, beweisen die offenen Aeußerungen der gelesnenen Blätter. „Das Volk bemerkt die Aenderung,“ sagt eines derselben von diesem Körper, „und nach einiger Zeit fühlt es sich in den Erwartungen, die es sich von seinen Verathschlagungen gemacht, offenbar getäuscht. Darauf werden die Mitglieder so nachlässig und unaufmerksam, daß sie das ihnen vorgelegte Geschäft nur zu sehr als eine gewöhnliche Sache betrachten. — Auf der letzten Stufe des Verfalls stellen sie dann nur noch ein Prunkbild dar, das so tief gesunken ist, daß es bloß noch dazu dient, die Decrete der vollziehenden Macht einzuregistiren, da ihnen die Kraft fehlt, dieselben entweder zu modifiziren oder ihnen Widerstand zu leisten.“ Die ungeheuren Kosten der Wahlen für die Mitglieder, welche Grafschaften vertreten, ist, wie sich von selbst versteht, die Ursache, daß solche Sitze nur Reichen zu Theil werden können. Zu der Wahl für die Grafschaft York brauchte der Candidat einen Vorschuß von 20 bis 30,000 Pf. Sterling, obgleich demselben sein Talent die Stimmen hätte sichern sollen. „Schon der Ge-

danke," fährt jenes Blatt fort, „bei einer bestrittenen Wahl sein Vermögen aufzuopfern, setzt einen ungewöhnlichen Verein von Eitelkeit und Schwachsinn voraus. — Alles wirkliche Geschäft wird in Debatten und Berichten ersäuft. Man sieht am Ende einer Session mit Erstaunen ein, wie viel gesprochen, und wie wenig eigentlich materiell zu Stande gebracht worden ist. Ein Theil dieses Uebelstands röhrt von den gesellschaftlichen Verhältnissen in unsrer übergroßen und höchst wollüstigen Hauptstadt, ein weit größerer Theil aber von den Mitgliedern selbst her.“ Er nennt das Parlament einen „vor Alter grau gewordenen Klubb.“

Schon im vorigen Jahre hatte das Morning-Journal zu London, nebst andern Blättern, offen und stark seine Meinung über die Verwaltung des Herzogs von Wellington geäußert und war deshalb angeklagt, und am Ende des ins Jahr 1830 noch übergekommenen Prozesses bestraft worden. Es hatte nicht das Parlament, sondern die persönlichen Eigenschaften des ersten Ministers angegriffen und ihn geradezu „den ehrgeizigsten und gefährlichsten Minister“ genannt, den England je gehabt habe. An die öffentliche Erörterung dieser sogenannten Tendenzprozesse schloß sich sofort die Neuerung der Meinung über den Herzog und seine Führung des Staatsruders an. Sie fiel nicht zu seinen Gunsten aus. Was die Umstände, welche die Meinungen und Ansichten schufen, nothwendig herbeiführten, das weissagte das tanzendstimmige Gerücht. Fast jedes Blatt der Whig-Organe und die meisten englischen Zeitschriften war mit Sagen über den Untergang seines Sterns beschäftigt, und die rathenden Politiker setzten

die Listen seiner Nachfolger nach ihren Vermuthungen zusammen. In allen sprach sich die Gewissheit aus, daß diese Leitung der Staatsgeschäfte enden müsse, sofern sie nicht von ihren eingewurzelten Grundsätzen absasse. Der berühmte Huskisson war es, dessen Vereintritt in das Ministerium man wünschte. Herüber und hinüber wurde gestritten, ob er sich dem Herzog von Wellington annähre oder nicht, ob Lord Palmerston, der mit Canning Minister war, eine Stelleannehme, und Niemand wußte recht, wie die Sache stand. Wohl mag die Partei des Herzogs einen Mann, wie den vormaligen Handels-Präsidenten, sich zu verbinden gewünscht haben, der mit Kenntniß des Landes und der zur Beruhigung der Unzufriedenen nöthigen Maßregeln zgleich die Gunst Englands besaß, wenn sich derselbe nur dazu hätte verstehen wollen, von seinen albekannten Grundsätzen sich etwas abdrosseln zu lassen, seine Popularität aufs Spiel zu setzen und halbe Maßregeln für ganze zu nehmen. Er that es nicht und das Mislingen dieser Unterhandlung war eine Stufe weiter im Sinken der Verwaltung. Sie mußte sich entschließen, bloß im Vertrauen auf die Loyalität ihrer Wortführer und auf die ihr immer noch angehörige Majorität im Unterhause den Sitzungen entgegen zu treten.

Sie that es. Am 4. Februar wurden die Sitzungen wie gewöhnlich mit einer Thronrede eröffnet, die, so gespannt auch alle Parteien auf dieselbe gewesen, doch keinen tiefen Eindruck hinterließ. Die Regierung versicherte darin, ihre Bemühungen für Beendigung der griechischen Sache und Erhaltung des guten Verneh-

mens mit ganz Europa aufs Eisrigste fortzusetzen, sie berührte am Schlusse die Noth des Landes, als wäre sie etwas den äusseren Angelegenheiten weit Nachstehendes, und ermahnt die Mitglieder des Hauses, mit aller der Vorsicht bei ihren Berathschlagungen über diesen Gegenstand zu versahren, die der öffentliche Credit in Anspruch nehme. Die verschiedenen Partheien, aus denen das Parlament bestand, waren folgende:

- 1) die gewöhnlichen Verfechter des Ministeriums, die, sey es aus Ueberzeugung oder aus persönlichen Rücksichten, diesem huldigten, es möchte verlangen, was es wollte. Zu diesen Reden standen die Deputirten der verfallenen Flecken (rotten boroughs), die, von einigen Hunderten gewählt, ihre Sige denen zu verdanken hatten, die die Wähler regierten;
- 2) die alten Whigs, die Nachfolger von Fox, Sheridan, welche zwar nicht mit gleichem Talent und Kraft, doch mit gleichen Schlagworten die Rechte und Freiheiten des Volks vertheidigten. Nicht unter diesen befanden sich jetzt die gefährlichsten Gegner der Regierung, doch erhoben sich von ihren Plätzen einige bedeutende Stimmen;
- 3) die Hochtorp-Opposition, der das Ministerium immer noch nicht straff genug an den alt-aristocratischen Lehren hing und die zwar „aller Welt Feind“, d. h. allen Partheien widersprechend, doch die Stimmenzahl der liberalen Opposition gegen die Minister nicht selten verstärkte;
- 4) Lord Althorp's Parthei, bestehend aus Liberalen, Reformern und unabhängigen Mitgliedern;

- eine Schaar; die ausserlesene Talente, glänzende Redner und hellsichtige Staatsmänner zählte;
- 5) Huskisson's Parthei, von den Journalen öfters die der „skellenlosen Beamten“ genannt, übrigens in der Person ihres Vorkämpfers schon eine Macht besitzend;
 - 6) eine kleine Zahl von Mitgliedern, die zu keiner Fahne schworen, sondern sich, je nach Befund der Umstände, bald auf diese, bald auf jene Seite neigten.

Die 2te und 4te Parthei legten das größte Gewicht in die Wagschale, und ihr Lösungswort war „Ersparniß.“ Auch die in derselben eingeschlossenen Radikalreformers, die mit ihren Stimmen an das berühmte: *Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam!* erinnern, hatten einen Zuwachs in der Person des berühmten O'Connell erhalten, der sich neben Hunt im Hause niederließ.

Die Gegenstände, die sich auf England selbst zunächst bezogen und die in der Sitzung abgehandelt werden sollten, waren die Malz- und Bierauflage, die den Preis dieses Getränkes so sehr vertheuerte, daß dadurch die Leiden der arbeitenden Classe nur vermehrt werden konnten, indem es eines ihrer wichtigsten Nahrungsmittel ausmacht, das Handelsmonopol der ostindischen Compagnie, besonders in Bezug auf den Theehandel, ein Monopol, das alle Freunde der Handelsfreiheit zu Gegnern hat. Die Compagnie hingegen sucht alles Mögliche aufzuwenden, um den Fall ihres Vorrechts zu verhindern. Ein weiterer, im Handelswesen höchst wichtiger, doch die Politik nicht so unmittelbar berührender

Punkt war die Bestimmung des Münzwerths, der schon längst unsicher und schwankend war. Wichtiger als dieses ist die Verminderung der Auflagen und in Folge derselben die Ersparung in den öffentlichen Ausgaben.

Hier lag der Stein des Anstoßes, an dem nicht nur Wellington, sondern jeder Minister zerschellen muß, wenn er nicht mit fester Hand und kühnem Muthe in die durch langen Missbrauch geheiligten Vorrechte der Reichen und Hohen eingreift. Nirgends ist in der heutigen Welt mehr etwas ohne Besitzer; was der Eine gewinnt, muß der Andere verlieren. Und der, welcher zu gewinnen hat, ist ein Volk, das nicht mehr blos demüthig, mit gekrümmtem Rücken, sondern mit schlecht verhohlttem Troze das Seinige fordert. Unionen hatten sich nach dem Beispiele der Stadt Birmingham gebildet, selbst London erhielt eine solche, denen Tausende beitratzen. Redner erklärten der Nation ihre Rechte, wie Atwood, Owen, Hunt, Cobbet, in öffentlichen Volksversammlungen. Ein eben so fizliches Ziel für die Forderungen der Liberalen war das ungeheure Kirchengut. Die niedere Geislichkeit, diejenigen, welche die kirchlichen Aemter verwalteten, theilten das Elend ihrer Beichtkinder, und entgingen kaum dem Hungertode. Mit fünf und siebzig Pfund Sterling waren Geistliche belohnt, die von den reichen Würdenträgern und Pfraündnern der Kirche abhingen, während die letzteren, oft viele Pfarreien in ihrem Pachte vereinigend, in den großen Städten schwelgten, oder im Auslande die gute Nezung der Kirche verzehrten, und die respectable Constitution von Großbritannien dafür segneten. Die Einkünfte der ganzen Kirche belaufen sich auf jährliche

4 — 5 Millionen Pfund Sterling. Die kirchlichen Stellen, außer den Einkünften der geistlichen Lords, bestehen aus 5177 Rectoraten oder Oberpfarreien, wovon noch überdies die Vergabeung von 3444 ganz von Privatpersonen abhängt, so wie die von 3175 unter den 6516 Vicariaten oder Unterpfarreien. Diese und die nichtpfarramtlichen Capellen, alles zusammen 11,342 geistliche Stellen betragend, verzehren mit einander jenes ungeheure Einkommen, während der schottische Clerus im Ganzen nur 263,340 Pfund Sterling erhält. Die Belohnung der bischöflichen Geistlichkeit Englands ist höher als die aller protestantischen Kirchen der Welt zusammen. Aber die Besitzer der Pfunden sind nachgeborene Söhne der aristokratischen Familien, die auf solche Weise von den Familienhäuptern versorgt werden. Wie schwer es nun immer seyn möchte, an eine gleiche Vertheilung der kirchlichen Einkünfte zu gehen; so war es für den Herzog von Wellington unmöglich, so unmöglich als die Einwilligung in die Parlaments-Reform. Er schrieb daher auch in einem Briefe an Herrn Saisbury, daß die Versicherungen der Zeitblätter über das Vorhandenseyn eines solchen Planes nicht auf Thatsachen beruhen.

Irland, dieses unglückliche Land, war vor Kurzem erst in die Reihe der Staatsbürger eingetreten; eine Mehrzahl von Einwohnern katholischer Confession hatte unter dem starr festgehaltenen Buchstaben der englischen Gesetzgebung, die durch den Vortheil gestützt war, lange Jahre durchseuft. Durch den erzwungenen Act der Emancipation war es nun einigermaßen befriedigt; aber wie lange mag der Erfolg einer solchen Erklärung dauern,

wenn der frei Erklärte auch in der Freiheit nichts zu essen hat! Die Noth des Landes, die aus dem ungewöhnlichen Druck mit Steuern und Taxen, sogar zum Besten der protestantischen Kirche, besonders aber aus der ungleichen Vertheilung des Bodens, der im Besitze einer unverhältnismäßig geringen Anzahl von Familien sich befindet, von denen noch überdies viele ihre Einkünfte in England verzehren, sich immer von Neuem erzeugt, — diese Noth war nicht gehoben, und ist es noch nicht. Schon oft hatten sich die Klagen der Einwohner in Flüche verwandelt, wiederholt hatten sie zu den Waffen gegriffen, und mit fast barbarischer Wuth an den Reichen den Reichthum gestraft. Immer hatte es Zunder zu einem allgemeinen Aufstande in sich und hat ihn noch, nur die Interessen einzelner Classen, wie der Handelsleute, die denn doch unter dem ganzen Volke von nicht geringem Einflusse sind, hält noch in den Schranken. Dringende und ernste Mahnungen sind an die englischen Minister schon lange her und auch im Jahre 1830 wieder ergangen; der Herold Irlands, der berühmte D'Connell, hat in Proklamationen und Petitionen die Wünsche seines Landes kund gethan. Aber wie ist zu helfen? wäre mit einem Gesetz oder irgend einem andern Stück Papier die Noth geendet, die englischen Minister und Wellington hätten es wahrlich nicht gespart, allein es muß in alte ererbte Privilegien, in alten verjährten Besitz gegriffen werden. — Weder die Union im Jahre 1801, das heißt, die Vereinigung des vorher getrennten Königreichs Irland in den britischen Staatskörper, noch die Aufhebung derselben, die D'Connell als das erschöpfe Ziel seiner Mühe

verlangt, und die er als den Anfang eines goldenen Zeitalters für seine Mitbürger beschreibt, nicht allein dieses kann Irland zum Wohlstand und zur Ruhe bringen, sondern jene von der Aristokratie aller Länder und Zeiten gefürchtete, jene in der That gefährliche Maßregel, ein agrarisches Gesetz. Hiervon waren auch im Jahre 1830 die Einsichtsvollen im englischen Parlamente so sehr überzeugt, daß alle Nothrufe der irischen Demagogen ohne Echo verklangen. Nur die äußerste Nothwendigkeit, nur die unwiderstehliche Gewalt der Umstände kann zu so gewaltsamen, den rnhigen Besitz antastenden Maßnahmen treiben. Nur erst, wenn eine englische Reform das Beispiel gegeben hat, kann Hoffnung zu einer irischen werden, wenn nicht früher die Irlander, das Schwert in der Hand, sich nehmen, was Niemand wagen wird, ihnen zu geben.

Dieß waren die Gegenstände der inneren Politik, mit denen sich das Parlament von 1830 zu beschäftigen hatte. Vor und während seines Verlaufs fuhr der einsichtsvolle und in dieser Hinsicht wirklich höchst verdiente Minister-Staatssecretär des Innern, Sir Robert Peel, fort, das veraltete und unendlich geslickte Kleid der brittischen Rechtspflege einem Erneuerungsprozesse zu unterwerfen. Er griff energisch durch, wo es Noth that, und blieb unermüdlich in der Behandlung eines so schwierigen Geschäftes, das bei der zarten Verletzbarkeit englischer Institutionen die genaueste Kenntniß des Landes, seiner Gesetze, und eine mehr als gewöhnliche Umsicht erforderte.

Die auswärtige Politik hatte drei Richtpunkte, den Orient, Amerika und Portugal. Es ist bekannt, wie

sehr die Engländer von jeher bei der unabhängigen Existenz der ottomanischen Pforte interessirt waren, daß diese immer auf den Schutz der britischen Macht rechnen darf, sobald sie in Gefahr ist, ihre vortheilhafte Stellung am Bosporus zu verlieren. Darum konnte sich diese Macht auch bei dem zwischen Russland und der Türkei im Jahre 1828 ausgebrochenen Kriege nicht eher beruhigen, als bis Kaiser Nikolaus erörte, keine Eroberung machen zu wollen. Vermochte ihr Einfluß nicht den Frieden zwischen beiden Monarchen zu erhalten, riß auch der stürmische Ma h m u d die feingesponnenen Fäden ihrer Politik durch, so hatte sie doch nur nicht zu fürchten, daß eine andere vielvermögende Gewalt ihrer Herrschaft im mittelländischen Meere in den Weg trete. Höhere Rücksichten bestimmten sie für diesesmal, die Türken ohne Hülfe zu lassen, und sie, die sich wohl insgeheim auf britische Hülfe verließen, aufzuopfern. Schadete doch dem englischen Handelsinteresse der im Jahre 1829 geschlossene Frieden zu Adrianopel nicht. Was wäre dagegen auf der anderen Seite zu fürchten gewesen? Nichts geringeres als ein Krieg mit dem kolossalen Russland, für einen Staat, dessen innere Verhältnisse dringender als irgend ein heiliger oder unheiliger Bund zum Frieden zwangen.

Aus demselben Grunde handelte Graf Aberdeen, der damals an der Spitze der britischen Diplomatie stand, in der griechischen Sache. Französische Truppen standen auf griechischem Boden, doch diese fürchtete Wellington nicht, da ihn die bekannte Freundschaft Polignac's von aller Besorgniß befreite. Aber Russlands Nähe und überwiegender Einfluß konnte, was

bei der ottomanischen Pforte England verblieb, ihm in Morea entreissen. Längst war im Innern dieses neuen Staates dafür gesorgt, daß seine Entwicklung durch eine englische Partei unter dem Fürsten M a u r o c o r d a t o aufgehalten wurde, jetzt aber konnte die Sendung des Grafen Capo d' Istri a zu seiner Einrichtung und Regierung dem Einflusse von der Themse her gefährlich werden und den von der Neva verstärken. Daher das freundliche Bestreben, den Griechen einen König zu geben. Er durfte nicht aus der Familie der Mächte seyn, die den Tractat vom 6. Juli in London geschlossen hatten. Aber in englischem Interesse mußte er doch stehen, sollten nicht abermals die Pläne der kaufmännischen Inselregierung durchstrichen werden.

Es fand sich als der tauglichste Mann hiezu Prinz Leopold von Coburg, Schwiegersohn G e o r g e IV., der, von England eine große Pension beziehend, mit der Königsfamilie verwandt, sich dem Einflusse seiner zweit-ten Heimath nicht entzüglich konnten. Von den andern Mächten war unter den damaligen Umständen, da Russland nicht stimmte, kein Widerspruch zu erwarten. Der Prinz schien dem Plan nicht abgeneigt, die Unterhandlungen, die im Anfange des Jahres 1830 zu London mit großem Eifer betrieben wurden, waren schon weit gediehen, die Nachgiebigkeit des Grafen A b e r d e e n in Bezug auf die Erweiterung der Gränzen und in Bezug auf die zu leistenden Geldvorschüsse bewies, wie viel dem Cabinet von Großbritannien an der Vollführung dieses Planes lag; der Prinz erwiederte die Nachgiebigkeit des Grafen, indem er sich die Ausschließung der Inseln Samos und Candia von dem neuen Staate

gefallen ließ, weil sie in den Verträgen mit der Pforte festgesetzt war; das Werk stand fertig da zur stillen Freude seiner Urheber, als das entschiedene: Nein! des Prinzen Leopold das ganze Lustschloß zerbließ, und den feinen Diplomatikern nichts zurückblieb als der Ärger und die Täuschung. Die weitere Entwicklung der griechischen Sache ist durch nähere und wichtiger Ereignisse unterbrochen worden.

Der zweite Punkt, den die englische Politik im Jahre 1829 in's Auge fasste und im Jahre 1830 noch eine Zeitlang im Auge behielt, liegt in Westindien, die spanische Insel Cuba. Die Spanier wagten von hier aus den unglücklichen Versuch, Mexico zu unterwerfen. Von Neuem drohten sie, mit einer Heeresmacht zu landen, nicht belehrt durch das schmähliche Ende des ersten Feldzugs. Doch unterblieb es. Die Mexicaner gedachten dem Versuche vorzukommen, und sprachen von einer Landung auf Cuba. Jetzt trat wieder das Cabinet von Großbritannien in's Mittel. Es erklärte, eine solche Wiedervergeltung nicht dulden zu wollen. Es drohte dem schwachen Mexico, als Vermittler gewaltsam einzuschreiten, und somit mußte die Fahrt unterbleiben. Wie aber kam es, daß England zwar Spanien erlaubte, die Mexicaner in ihrem Lande von Cuba aus anzufallen, nicht aber auch den Mexicanern dasselbe Recht zugestand? Es kam daher, daß nicht Gründe des Rechts, sondern Gründe des Vortheils, seit es eine Politik gibt, in derselben die Sprache geführt haben, daß Cuba, eine für den englischen Handel wichtige Insel, dem Kriegsungemach ausgesetzt, ohne allen Zweifel dem Vortheile Großbritanniens schadete.

Endlich bezogen sich die damaligen auswärtigen Unterhandlungen noch auf Portugal. Nicht als ob der Herzog von Wellington und der Graf Aberdeen den Charakter des grausamen und hinterlistigen Don Miguel geachtet hätten, nein, sie verachteten ihn vielmehr und sprachen dies nicht undeutlich aus. Aber dieselben gewichtigen Gründe, die in der Angelegenheit Cuba's das Wort führten, verlangten auch seine Anerkennung. Somit mußte Don Pedro's, des Kaisers von Brasilien, seinem Mutterlande gegebene Constitution herabgesetzt, sein Unrecht geläugnet werden, wo zu Lord Aberdeen endlich seine Stimme lieh. Man hörte auf, in Acten und ministeriellen Zeitungen Don Pedro das Haupt des Hauses Braganza zu nennen, man ließ sich von dem eigensinnigen und tollkühnen Miguel Beleidigungen gefallen, weil — man mußte. Sollte man die Anerkennung des Usurpators weigern und, was ohne Zweifel geschehen wäre, einen Bürgerkrieg entzünden? Allein das wäre nicht das grösste Unglück gewesen; sollte man den Verkauf englischer Produkte durch einen solchen Krieg vermindern? — Denn daß es keine Kriegsflotte brauchte, um Miguel zu stürzen, daß England keinen Schilling zur Austrüstung zu verwenden brauchte, sondern ihn durch seine bloße Erklärung stürzen konnte, liegt am Tage. Doch sollte er zuvor noch eine Amnestie aussprechen für alle, die er aus Portugal verbannt, die er um ihrer constitutionellen Meinungen willen eingekerkert und deren Güter er eingezogen hatte. Er zögerte, er versprach, er ließ hoffen — und noch ist die Amnestie nicht da. Denn die Güter zurückzugeben, war keine leichte Auf-

gabe; sie waren grossentheils verkauft, und der Kaufspreis von den kostbaren Jagdparthien und sardanapalischen Festen Miguel's verschlungen worden. So mit hatte die Diplomatik in London sich in Geduld zu fassen, und bewies auch eine musterhafte Langmuth, so daß man am Ende erwarten konnte, die Anerkennung Don Miguel's als legitimen Fürsten werde noch erfolgen, ohne daß er seinen Theil des Vertrags erfüllt habe.

Die fernere Politik des englischen Cabinets, sofern sie im Jahre 1830, und zwar in der durch die Ueberschrift bezeichneten Periode desselben thätig eingriff in das Schicksal der civilisirten Welt, verdient entweder keine nähere Beschreibung, indem sie sich auf die gewöhnlichen diplomatischen Verhältnisse beschränkte, oder gehörte zur Geschichte Frankreichs, indem sie auf keine Weise freizusprechen ist von der zwar abgelehnten Beschuldigung, diesem Lande einen Minister gegeben zu haben, der ohne Zweifel die Ansichten und Absichten seines Meisters in der Staatskunst, des edlen Herzogs in London, mißverstand. Nähere Erörterungen über das Wesen und den Charakter der bisher kurz erzählten politischen Thätigkeiten werden in und nach der Darstellung des Ganges der parlamentarischen Verhandlungen gegeben werden, die den Inhalt des nächsten Abschnittes bilden.

Das englische Parlament.

Es wurde am 4. Februar 1830 unter dem gewöhnlichen Ceremoniell eröffnet. Die von dem Lordkanzler Lyndhurst verlesene Thronrede (der König konnte sie seiner bereits anfangenden Krankheit wegen nicht selbst halten) sprach von den Hauptgegenständen der Verhandlungen in folgenden Ausdrücken: „Seine Majestät hat „mit Vergnügen gesehen, daß der Krieg zwischen Russ „land und der ottomanischen Pforte zu einem Ende „gebracht wurde. Die Bemühungen Seiner Majestät, „die Hauptzwecke des Vertrags vom 6. Julius 1827 „zu erfüllen, wurden unablässig fortgesetzt. — Seine „Majestät bedauert, nicht im Stande zu seyn, Ihnen „die Aussicht auf eine Versöhnung zwischen den Prin „zzen des Hauses Braganza anzukündigen. Seine „Majestät hat es noch nicht für angemessen gehalten, „Ihre diplomatischen Verbindungen mit dem Königreich „Portugall auf ihren alten Fuß wiederherzustellen; „die zahlreichen Verlegenheiten aber, die aus der fort „gesetzten Unterbrechung dieser Verbindungen entspringen, vermehren Sr. Majestät Wunsch, die Beendigung „eines so ernsthaften Uebels zu bewirken. — Die Etats „für das laufende Jahr wurden mit jeder Rücksicht „auf Sparsamkeit entworfen, und mit Vergnügen wer „den Sie vernehmen, daß Seine Majestät im Stande „seyn darfste, eine bedeutende Reduction in dem Betrag „der öffentlichen Ausgaben zu machen, ohne die Wirk „samkeit unserer See- oder Militär-Einrichtungen zu „beeinträchtigen.“ Zum Schluß redet die Majestät noch von den Abkürzungen und Verbesserungen in dem Rechts-

gange, von der vortheilhaftesten Bilanz zu Gunsten der Ausfuhr, und den mit aller Vorsicht zu nehmenden Maßregeln gegen das drückende Elend des Volkes, wobei sie besonders ermahnt, die Wirkung ungünstiger Jahreszeiten und andere unvermeidliche Uebel in Anschlag zu bringen.

Im Oberhause begann unter dem Panier der Gräfen Stanhope und Winchelsea die Opposition mit den Gegenständen des Innern und verlangte eine kräftige Hülfe. Allein gerade in diesem Hause konnte die Aufforderung hiezu nur an den Wänden verhallen, da ohne die außerordentlichste Selbstaufopferung der Beifstand nimmermehr von dem Siege des Reichtums und der Erbmacht ausgehen kann. Leicht und vornehm lehnte der Herzog von Wellington die Forderung ab, versichernd, daß Geld genug im Lande sei, und beweisend, wie die Circulation desselben 65,100,000 Pf. Sterling (mehr als 780 Millionen Gulden) betrage. Der Natur der Sache gemäß sprang die Verhandlung sogleich von dem Blick auf den innern Zustand des Landes ab, und ergriff die auswärtige Politik. Hier suchten in den ersten Reihen der Graf Carnarvon, der ehemalige Minister Viscount Goderich und der ergraute Oppositionsheld Lord Holland. — Bei einer allgemeinen Uebersicht dessen, womit sich die beiden Parlamente Großbritanniens in der ersten Hälfte des Jahres 1830 beschäftigten, fällt uns in die Augen, daß das Oberhaus sich mehr nach Außen, das Haus der Gemeinen mehr nach Innen wandte. Wir erzählen das Merkwürdigste der Verhandlungen von jeder Kam-

mer besonders in möglichster Kürze, indem wir jeden einzelnen Gegenstand verfolgen.

In ganz anderem Tone sprach man von dem öffentlichen Elend bei den Pairs, als bei den Gemeinen, da sich die Freunde des Vaterlandes, die sich desselben annahmen, eine weit geringere Theilnahme für ihre Schilderungen versprechen durften, als unter denen, die, selbst von den Schauplätzen der Armuth in den Parlamentssaal tretend, die Wirklichkeit derselben nicht zu läugnen vermochten, so gerne sie es auch gethan hätten, oder gar in gleicher Läuschung mit der Masse von der bloßen Wahlreform eine Veränderung des Vermögensstandes erwarteten. Der Graf von Stanhope, einer der Verfechter der Tory-Opposition, war es, der in der Sitzung vom 25. Februar die Minister der Krone als die Hindernisse des Wohlstandes anklagte und deshalb ihre Entfernung verlangte. Er ging dabei auf genaue Schilderung der bedrängten Umstände ein, in denen sich Tausende befänden. „Der edle Herzog,“ sagt er, „verdient große Verehrung und wird der spätesten Nachwelt als der große Krieger bezeichnet werden, der Europa vertheidigte, aber auch als der Minister, unter dessen Verwaltung der Ruin des Landes vollendet wurde. In manchen Orten sind die Arbeiter zu Lasthieren erniedrigt und gleich Vieh in Karren gespannt. — Lebt ein Mann, der ein fühlendes Herz für die Lage seiner Mitbürger hat, dessen Busen nicht von Schmerz ergriffen wird, wenn er hört, daß Tausende beschäftigungsloser Unglücklichen gendthigt sind, ein jämmerliches Daseyn mit 2½ Pence (8 kr.) täglich zu fristen? — Es ist kein Beweis, wenn man sagt, nicht Alle seyen in

Noth. Die großen Capitalisten und Sinecuristen nehmen zu an Reichthum durch das Unglück ihrer Mitbürger, gleich üppigem Unkraut mitten unter Trümmern und Verödung.“ Er verlangt als das einzige Mittel, einem endlichen Nationalbanquerott und gänzlicher Auflösung des politischen Körpers zu entgehen, daß eine Untersuchung über den Stand der Dinge angeordnet und über die nothigen Anstalten dagegen berathen würde. In ähnlichem Sinne äußerte sich Lord Eldon, der den Druck bei den Manufakturisten und Landeigenthümern, ja selbst bei der Yeomanry (den Landpächtern), „dem Stolz Englands,“ findet. Eine ziemliche Anzahl Pairs stimmte dem Grafen bei, aber die Mehrzahl verwarf seinen Antrag, weil die Ursachen der Noth zu verschiedenartig, die Untersuchung endlos, die Hülfe ohne Beeinträchtigung anderer Interessen unmöglich sey. Der Herzog von Wellington erwiederte unter anderem: „es besteht Noth, ich läugne es nicht, kein Mensch kann es läugnen; blicke ich aber auf die Verhältnisse im Ganzen, so überzeugt mich Alles, daß das Land im Fortschreiten begriffen ist zu einem besseren Zustand der Dinge. Er findet die Ursachen der unglücklichen Crisis in der großen Concurrenz der Arbeit, verbunden mit den Verbesserungen im Maschinenwesen, mit der Anwendung des Dampfes und der mit jedem Jahre steigenden Nachfeuerung der fremden Nationen, die ein außerordentliches Fallen der Preise herbeiführen mußten.“ Einen Mittelweg schlug Viscount Goderich ein und verlangte als das beste Heilkraut eine Verminderung der Steuern und freien Handel in Ostindien. Auf ähnliche Weise erhob sich am 18. Mai bei Gelegenheit einer uns. Tage. Jahrg. 1830. I. Bd.

vom Grafen Carnarvon eingereichten Petition von Manchester eine Discussion im Oberhause, wo aus denselben Gründen, wie zuvor der Herzog von Richmond, die Grafen von Mansfield, Eldon, Rossbury, Winchelsea, Madnor, nebst Lord Holland eine Untersuchungs-Committee verlangten, und die leichte Wendung tadelten, mit der man sich in der Thronrede über die Anstalten dieser Art geäußert. Der Graf von Mansfield sagte: die Minister hätten zur Prüfung jener Rede ein großes Mittagsmahl gehalten, wo sie vorgelesen und gebilligt worden sey. Das erinnere im Contrast gegen jene Nahrungslosen an das französische Sprichwort:

Ah! ah! j'ai bien diné,
Je l'ai fait pour tout le monde.
(Ah! wie gut hab' ich gespeist!
Speiste auch für alle Welt!)

Allein die Theilung der Meinungen unter den Vertheidigern der Untersuchung über die Gegeuwehr gegen das Uebel gab den Ministern selbst die Waffen in die Hände, die Lord Wellington sogleich gegen sie kehrte, um ihnen zu zeigen, welcher Streit sich über die geeigneten Maßregeln erheben müßte, und Lord Ellenborough, Präsident des ostiudischen Controllbureau's, trieb es noch weiter, indem er eine für die Ehre des Parlaments fast zu lebendige Schilderung der Verwirrung gab, die gewöhnlich bei seinen Commissionen walte. „Hier vollends,“ sagte er, „hätte die Committee zu untersuchen: Handelsnoth, Manufakturnoth, Bildgesetze, Vaganten, Kirchenrenten, Maschinenwesen, Wohlthätigkeitsanstalten, Geldumlaufsysteme, Korngesetze, freien

Handel, Auswanderung, Armeengesetze, Handelsverbinderungen u. s. w.; sie müßte alle Flugschriften über diese Gegenstände prüfen, Zeugen abhören, kurz sie käme in einen solchen Wirrwarr von Geschäften hinein, daß das Publikum nothwendig getäuscht und die Achtung vor den Parlaments-Committeen geschwächt werden müßte.“ Dies wurde denn auch das Motto derer, die von der Noth lieber gar nichts hören wollten: „Falsche Hoffnungen,“ die man am Ende doch nicht befriedigen könnte, besonders weil man nicht wollte. Wie vorausgesehen war, fiel der Antrag durch, so wie nicht minder der dritte von Lord King in der Sitzung vom 29. März gemachte, der die Rechlichkeit der Korngesetze, so wie aller Zölle und Handelsverbote klagte.

Die erste Sitzung des Unterhauses nach der Thronrede gab sogleich Veranlassung, den nächsten, vor den Füßen liegenden Gegenstand, die Noth des Landes, zu besprechen. Das Haupt der Tory-Opposition (Sir Edward Knatchbull) gab zu verstehen, daß alle die glänzenden Resultate der Handelsbilanzen dem hungern den Engländer keinen Trost gewähren, sondern nur zu bedauern bleibe, daß von so bedeutenden Ausfuhren nicht auch einige unter die Unglücklichen des Landes vertheilt werden. Der neueingetretene O'Connell gieng so weit, zu versichern: „in Einer Hinsicht erblicke ich die gegenwärtige Noth mit Vergnügen, — sie wird das Volk vermögen, laut seine Stimme zu erheben und eine radicale, eine vollständige Reform zu fordern.“ — Hushisson erklärte sich für eine Untersuchung, aber gegen eine Vermehrung des schon so großen Geldumlaufs bei dem Stocken eines Theiles der Industrie. „Dies heiße,“

meint er, „einem Menschen, der zu viel und zu rasches Blut hat, den Brauntwein empfehlen.“ — Unter allen, die sich im Laufe der Debatten äußerten, gab Brougham am kürzesten die Meinung des Ministeriums treffend an: „es gebe die Noth zu, mache aber wenig daraus.“ Und so war es. Mit gewohnter Gewandtheit schlug der Minister des Innern, Sir Robert Peel, die Angriffe Huskissous, Knatchbulls und Lord Althorps zurück.

Nicht besser ergieng es am 18. März der Motion des Herrn Davenport, die Noth wurde gering angeschlagen, die Hülfe von der Zeit erwartet. Somit hatten die beiden berühmten Kammern Englands eine Menge geredet und — nichts erzielt.

Welches Land sollte sich beim Zusammentreten seiner Vertreter mehr mit dem schönen Grundsätze der Sparsamkeit beschäftigen, als Großbritannien! Wie schwer ist es hingegen, die Einkünfte zu verringern, wenn die Hälfte derselben auf Bezahlung der Schuldzinse verwendet wird. Die kolossale Staatschuld Englands, der theure Preis, um den es den Gefangenen von Helena erkauft hat, steht ewig als chinesische Mauer da, die das Volk von dem ersehnten Paradiese des Wohlstandes trennt. So manchfach auch die Staats- und Geldkünstler versichert haben, daß diese Schuld einen Theil des Glücks von Großbritannien ausmache, so ist dies nur der Trost des Fuchses in der Fabel, „die Trauben sind sauer!“ weil er sie nicht erreichen, — die Schuld ist ein Glück, weil man ihrer nicht loswerden kann. Diesen Berg zu ebnen, ist ein Unternehmen, an dem die Verwaltung mit Geduld arbeitete, wie die

von Viscount Goderich am 6. Mai im Oberhause gehaltene Rede darlegt. Er sucht zu beweisen, daß durch eine billige Herabsetzung der Zinsen nicht weniger als 150 Millionen des Capitals geschmolzen seyen, da dasselbe nie zurückbezahlt werden müsse, und schließt mit der stolzen Versicherung: „Noch hat England alle seine alten Hülfsquellen in sich selbst, und sollte je die Zeit kommen, wo es angegriffen würde, so zweifle ich nicht, daß

„Unseres Schlosses Kraft mit Hohn der Feinde lache.“

Nicht so tröstlich lautete es in dieser Beziehung bei den Gemeinen. Der erste Stein des Anstoßes waren die Pensionen, die nach der Versicherung Hu m e's, dieses immer gegen die Finanzsysteme der Regierung gewaffneten Streiters, seit 1810 von 94,000 Pf. Sterling auf 484,000 gestiegen seyen. Selbst als der Kanzler der Schatzkammer den Beweis vorlegte, daß in dem neuesten Finanzplane mehr als eine Million erspart werde, war dieser strenge Censor nicht zufrieden, obwohl alle gemäßigten Liberalen dieses Wenige mit Dank annahmen. Weniger jedoch die Größe der Summe selbst, die dadurch von den Letzteren weggenommen wurde, als die Art, wie man dieselbe erübrigte, mußte eine wohlthätige Wirkung und verbreiteten Beifall her vorbringen. Es war die Biertaxe, welche gerade die ärmste Volksklasse traf, die der Kanzler der Schatzkammer nebst der Obstwein- und Ledertaxe ganz abzuschaffen vorschlug, und für welche er andere minder drückende eingeführt haben wollte. Wie bedeutend dies auf den Preis eines gewöhnlichen Nahrungsmittels einwirken mußte, läßt sich aus der Thatsache abnehmen, daß von den etwa jähr-

lich gebrautten 8,300,000 Tonnen im Ganzen 3,500,000 Pf. Sterling Abgabe bezahlt wurde. So viel auch im Laufe der Sitzungen von 1830 noch von allen Arten von Ersparniß gesprochen wurde, so blieb es doch bei jener oben angegebenen Summe, und die wiederholten Klagen des Reformers Hume, der die Nordamerikanischen Freistaaten zum Maßstabe nahm, und so mit seinem Streitgenossen D'Connell freilich noch viel gegen die Staatsausgaben einzuwenden hatte, verhallten ohne weitere Wirkung.

Die in beiden Häusern verhandelte Erneuerung des Monopols der ostindischen Compagnie, um welche die letztere mehrere Jahre früher einkam, als ihr voriges Privilegium zu Ende war, wurde an eine Committee verwiesen, und ist bis auf den heutigen Tag noch nicht beendigt.

Die Frage über die Reform des Parlaments ließ sich im Oberhause nur in vorübergehenden Anklängen ohne Discussion vernehmen, knüpfte sich aber im Unterhause an einen einzelnen Fall, und kam nicht zur allgemeinen Besprechung. Der einzelne Fall war der: Es wurden Petitionen der großen Handelsstädte Manchester, Leeds und Birmingham um das Wahlrecht eingereicht, und in der That sprang es jedem nicht Blinden in die Augen, daß Städte, von hunderttausend Menschen bewohnt, eher einen eigenen Deputirten ansprechen könnten, als der Flecken East-Retford, nach dem der Deputirte von Birmingham sich nannte. So vielfach nun auch die Begünstiger der Reform sich bemühten, die gerechte Sache durchzuführen, so wollte es doch nicht gelingen, und der Schluß des Handels war, daß an

der Wahl des Deputirten von East-Metsford auch das sogenannte Hunderd von Bassettlan, eine große Anzahl kleiner Flecken und Bauernhöfe, Theil nehmen sollte. Das Vorspiel einer Reform, in welcher dem Wunsche der Städte nachgegeben wurde, war zu gefährlich für die Vorrechte der Aristocratie, als daß sie nicht Alles hätte aufbieten sollen, um die ohnedies nicht einzige Opposition zu schwächen. Es gelang.

Einen bessern Anblick gewährte das, was der thätige und kluge Peel für die Verbesserung der Rechtspflege gethan hatte. Er legte seine Vorschläge unter allgemeiner Billigung in der Unterhaussitzung vom 18. Februar vor. Es war dies ein Geschäft, das nicht länger verschoben werden konnte. Denn so manchfältige Beschwerden führte die veraltete Rechtsverfassung Grossbritanniens, die bis dahin als eine Relique verehrt worden war, mit sich, daß sie mit dem Geiste der Zeit nicht selten in einen schreienden Gegensatz gerieth und das Urtheil eines Parlamentsredners rechtfertigte: „die Verfassung von England sey nicht ein griechischer Tempel, an dessen schönem und ebenmäßigen Bau nichts überflüssig, nichts unangenehm erscheine, sondern eine gothische Kirche, besetzt mit angebauten Kapellen, Hallen, Säulen und Schnörkeln, die ohne Schaden des Ganzen abgeschnitten werden dürften.“ Die Ueberzeugung hiervon wurde in der neuesten Zeit auch so allgemein, daß selbst die äußerste Opposition den Minister mit Glückwünschen empfing.

Eine Aufsehen erregende Debatte erhob sich erst nach Verhandlung aller dringenden Gegenstände durch den Vorschlag des beredten R. Grant zur Emancipation der Juden. Unter allem, was das Innere be-

traf, erhielt dieser Vorschlag am meissen eine eben so glänzende Theilnahme als heftige Entgegnung.

Der Redner ging bei der Empfehlung seines Vorschlags von der Geschichte aus, schilderte die Leiden der Israeliten während mehrerer Jahrhunderte, in denen sie, vom Volke mit wütendem Hass behandelt, bei den Fürsten denselben Schutz fanden, den sie den Bestien in ihren Forsten gewährten, nämlich einen Schutz gegen fremde Angriffe, um die sichere Beute der Beschützer zu werden. Er schilderte mit Lebendigkeit die verschiedenen Wege, auf denen man ihnen die Frucht ihrer Mühe und ihrer Entbehrungen, das Einzige, was sie besaßen, das Geld, entriss. Er geht über zu den Gesetzen, die sie auf's Unmenschlichste beschränkten, ihnen den Besitz von Ländereien, sogar das laute Gebet untersagten, und damit schlossen, sie, 15000 an der Zahl, aus dem Lande zu jagen. Unter den Stuarts wieder aufgenommen, gewannen sie allmählich eine weniger belastete Existenz. Doch seyen sie noch immer ausgeschlossen von allen militärischen und bürgerlichen Rechten; auch in den städtischen Verhältnissen werden sie, je nach der Dertlichkeit, unbillig hintangesezt. Er weist sofort auf die Emancipation der Katholiken hin, die fast in demselben Fall gewesen, und doch jetzt in die bürgerlichen Rechte eingetreten, seyen. Die midglichen Einwürfe gibt er so an: „Es sey von der Weisheit der Väter zur Wahrung der Vorzüge des Christenthums die Ausschließung der Juden insbesondere vom Sitz im Parlamente angeordnet worden; und ihre Emancipation ein Anstoß gegen die reinchristliche Landes-Constitution; ihre Sitten seyen ganz anderer Art, als

daß sie zum Genusse unbeschränkten Bürgerrechte sich eigneten, das Volk sey demoralisirt, die vielen separatistischen Parteien, die man so in den Staatsverband aufnehme, könnten sich vereinigen, n.n. König, Lords und Gemeine zu vernichten, das Volk sey geächtet, und somit vermessn, es in den Verband der Constitution aufzunehmen u. s. w.“ — Er widerlegt alle diese Einwürfe, und verlangt die Erlaubniß, eine Bill für die Emancipation der Juden einzubringen.

Der heftigste Gegner des Vorschlags war der Präsident von Oxford, Sir Robert Inglis, der vor Allem die Amtseite anführte, in denen von jher die Formel gewesen: „bei dem wahren Glauben eines Christen.“ „Die Juden,“ sagt er, „sind Fremde, weil es für sie noch ein anderes Land und ein Interesse gibt, das nicht nur „ein von dem des Landes, das sie zufällig bewohnen, ganz verschiedenes, sondern auch feindseliges ist.“ Er belegt seinen Satz mit Beispielen und erzählt, wie die Juden den Feinden ihres Wohllandes Vorschub gethan haben. „Alle Argumente,“ fährt Sir Inglis fort, „die der Antragsteller vorgebracht, könnten eben so gut auf die britischen Unterthanen in Quesbeck, Jamaica, Calcutta oder Bombay angewendet werden, so daß es am Ende gar keine Gränze mehr hätte.“ — Weiter geht er auf die Gefahren ein, die das Sitzung jüdischer Abgeordneten im Unterhaus hätte, sucht zu zeigen, daß der Fall der Katholiken, als Christen, ein anderer sey, daß die Juden auch da, wo sie emancipirt seyen, wie in Frankreich und Nordamerica, doch von den Kammern zurückgehalten würden. Nach ihm erhob sich in der Sitzung vom 5. April ein neues Mit-

glied, Mac an ley, das eben so, wie Macintosh, die Einwürfe des orthodoxen Ritters von Oxford mit schlagnenden Gründen entkräfzte. Noch sprachen andere Redner, wie der Kanzler der Schatzkammer, gegen das Einbringen der Bill, jedoch im Wesentlichen immer mit Wiederholung derselben Ansichten, die sich nach R. Grant's Zusammenfassung auf der Phrase concentriren ließen: „Sie sind Juden, wir sind Christen!“ — Die Motion wurde angenommen. Allein das Blatt wandte sich. Am 17. Mai wurde die Angelegenheit nach der Vertagung des Hauses wegen der Osterzeit (vom 8. bis 24. April) wieder aufgenommen und das zweite Verlesen der Bill verworfen. Trotz der Petitionen, die in großer Zahl, mit vielen und gewichtigen Namen unterzeichnet, eingingen, schlugen die Gegner mit christlichen Phrasen und Shakespeare'schen Versen die Vorkämpfer der Emancipation. „Ich kann nie meine Zustimmung geben,“ so schloß Lord Darlington seine Rede, „daß ein Jude, ein Türke oder ein anderer Ungläubiger ein Mitglied des britischen Parlaments werde.“ Der Staatssecretär des Innern, Sir Peel, hielt sich hauptsächlich an den Eid, aber Brougham hielt ihm die Beispiele des unglaublichen Gibbon, des Religionspredigers Lord Bolingbroke entgegen, und spottete über den christlich orthodoxen und liebreichen Chorus der Herren, die er da so kräftig Beifall rufen, schreien, ja brüllen höre. Die meisten Argumente der Gegner findet er lächerlich, und sagt, auf die Besorgniß, daß auch die Quäker dasselbe ansprechen könnten: wollte Gott, je eher, je besser! Welche Feinde die Juden im Parlament zu fürchten haben und welche auch ihre Er-

hebung zu den bürgerlichen Rechten zu hindern wußten, sagt ein Zeitungsartikel aus London vom 18. Mai: „Zur Freude der Borough-Käufer, welche in den Juden allzu mächtige Bewerber auf dem Repräsentationsmarkt fürchteten, zur Beruhigung aller ächten Kirchenmänner, welche außer ihrem Element seyn würden, wenn nicht eine Secte vorhanden wäre, über die sie triumphiren könnten, zum Trost für die seufzenden Erdkümpler, die, wie sie sagten, in der Zulassung von Juden zur Magistratur in einem christlichen Lande die furchtbarste Rebellion gegen die Majestät des Himmels erblickten, ist die Emancipation der Juden im Unterhaus durchgesessen.“ Die Sun sagt, wie man ehemals die protestantische Constitution gegen die Katholiken-Emancipation angerufen, so führe man jetzt die christliche gegen die Befreiung der Juden ins Feld.

Um 4. Mai bewies das Oberhaus, wie eng die weltliche Aristocratie mit der geistlichen zusammenhängt, indem sich der Motion des Grafen von Mountcashel für die bessere und gleichere Vertheilung des Kirchenguts, zunächst in Irland, auch nicht Eine Stimme ausschloß. Nicht besser ging es den kirchlichen Angelegenheiten im Unterhaus, ja die Einkünfte einzelner Bischöfe, die über 50,000 Pfund betragen, schienen den Vertretern des Volks in keinem allzugroßen Gegensatze gegen die 75 Pfund der eigentlichen Pfarrer zu stehen. Hingegen die weltlichen Bedürfnisse Irlands hatten einen Verfechter gefunden, der sich nicht so leicht zum Schweigen bringen ließ, indem es seinen gefährlichen Demagogogen O'Connell ins Parlament sandte. So wenig hier sein Rednerglanz der allgemeinen Erwartung ent-

sprach, so unzufrieden war er auch selbst über die kalte Aufnahme dessen, was er im Feuer seines irländischen Patriotismus vorschlug. Er kehrte während der Aprilferien nach Dublin zurück, und bezeichnete seine Rückkehr mit einem Act seiner demagogischen Thätigkeit. Die Gesellschaft der „Freunde Irlands“ von allen religiösen Benennungen wurde sein Werk. Er ladet alle Irlander, ohne Rücksicht auf irgend einen Unterschied, ein, ihre Streitigkeiten zu vergessen und dem gemeinen Wohl zu dienen. „Das englische Volk,“ redet er die Irlander an, „schrie auf mit einem lauten, starken, einstimmigen Schrei, und so geschah es, daß die Taxen, die während des Krieges auf ihm lagen, von jener Zeit an um nicht weniger als 30 Millionen vermindert wurden, während Irland, das theils jämmerlich getheilt, theils feig und stumm war, kaum eine Erleichterung von 700,000 Pfund erhielt. Und doch ist Irland das ärmerre Land, England das reichere, und doch wird der Reichthum Englands vorzüglich in England verzehrt, der Reichthum Irlands auswärts, d. h. ebenfalls in England. Bei uns übertönte der laute Schrei der Zwietracht die Volksstimme. — Laßt uns vergeben, laßt uns vergessen . . . laßt uns vereint zusammenstehen, um gesetzlich zu fordern, constitutionell darauf zu beharren, daß Irland sein Recht werde.“ Hierauf zählte er 25 Punkte auf, nach denen sich der Blick der Gesellschaft wenden müßte. Unter diesen befand sich jedoch nicht weniger als Alles, was den Grund der Beschwerden in jedem der drei Königreiche zugleich und einzeln bildete. Die Aufhebung der Union (die seit 1801 bestand) und die Radicalreform des Parlaments,

nebst der Vernichtung einer Menge einzelner Gesetze, Steuern, Monopole, die Vertheilung des Kirchenvermögens u. s. w. Er wiederholte seine Proclamation in der Rede, die er in einer Versammlung zu Dublin am 10. April hielt, und nährte die durch die Umstände wachsende Gährung, indem er jedoch von ungesetzlichen Schritten abmahnte. Nicht lange bestand die Gesellschaft, denn noch im Laufe des Aprils verbot der damalige Vicekönig, Herzog von Northumberland, ihre Zusammenkünfte, als staatsgefährlich, und O'Connell trug den Kampf in das indessen wieder versammelte Parlament über, wo er mit der Verwaltung der Kirchspiele anfing und eine Motion gegen das Uebergewicht der Protestanten machte, die allerdings unbillig das katholische Volk an den Kosten zum Dienst ihrer Kirche mittragen lassen. Er wurde zurückgeschlagen, und wagte sich sofort an die englische Rechtsverwaltung in Irland. Ein gewisser Daniel Maylauras war am 29. Juni 1829 in der Grafschaft Clare in Irland ermordet worden. Der Mörder wurde von den Gerichten freigesprochen. O'Connell verlangte Revision, so sehr ihm der durch seine Forderung angegriffene General-Anwalt von Irland, Doherty, bemerklich machte, daß diese nicht im Unterhause gesucht werden dürfe. In der Sitzung vom 21. Mai brachte O'Connell sein Ansuchen um gerichtliche Documente vor, die ihm dazu dienen sollten, das Gerichtsverfahren englischer Beamten in Irland ins Licht zu stellen. Der Gegenstand war eine in Doneracle im Jahr 1829 angeblich entdeckte Verschwörung, wobei O'Connell die Schuld derer läugnete, die von den Geschworenen für

schuldig erklärt wurden. Die Gegenrede von Doherty, so wie die von North, stellte jedoch die Sache in ein für die Rechtsbeamten weit besseres Licht, und die Verhandlungen gingen den 12. Mai in ein gegenseitiges Beschließen mit wichtigen und unwichtigen Vergleichungen über, wobei besonders der Radicale Hume zum Schutze O'Connells die Parodien North's zurückwies. Er schloß mit der Versicherung: „das ehrenwerthe Mitglied von Clare (O'Connell) hat seine Zähne noch nicht verloren; es kann noch beißen, und wenn die Zeit kommt, wird es sie zu gebrauchen wissen!“ —

Ernsthafter als die spitzigen Worte der Redner sprachen die Thaten des irändischen Volkes im Monat Juius. Unruhen brachen von vielen Seiten aus, schreckliche Fammerscenen füllten die englischen Zeitungen. Der Misswachs hatte die allgemeine Armut so hoch gesteigert, daß alle beruhigenden Worte nicht mehr anschlugen. Der Hunger in seiner ganzen Furchtbarkeit trieb das Volk, zu nehmen, wo es etwas fand. Raub und Plünderung kamen an die Tagesordnung, das Vieh wurde auf den Feldern angefallen und geschlachtet. Zu Limerick, einer der bedeutendsten Städte der Insel, brach die lang verhaltene Wuth aus, der dort commandirende General, Sir Blakeney, hütete sich vor militärischem Einschreiten, denn es lag offen vor ihm, daß nur der thierische Erhaltungstrieb die armen Einwohner zu Ausbrüchen stachelte. Am 25. Juni, aus Veranlassung des höheren Preises der Früchte,rotteten sich Volksmassen zusammen, lautes Geschrei des Unwillens verkündete den Sturm, fünf Wagen, mit Hafermehl bela-

den, wurden in Castlestreet von einem Volkshaufen an-
gefallen und die Mehlsäcke fortgeschleppt. Die Sturm-
glocken tönten, und auf dieses Zeichen erhob sich in
Masse die halb verhungerte Bevölkerung und strömte
aus Gassen und Winkeln zusammen. — Alle Geschäfte
waren im Augenblick eingestellt, die Läden geschlossen,
der Verkehr stockte. Allein dabei blieb es nicht.
Durch alle Straßen rannten halb nackte, ausgehungerte
Gestalten mit wüthendem Geschrei. Ein Schiff am
Arthurstai, mit Hasfermehl beladen, bot einen neuen
Angriffspunkt; ein großer Theil der Ladung wurde ge-
plündert, ehe die Polizei einschreiten konnte. Einige
Mühlen wurden im Sturm erobert, nachdem vorher
die Feuerstörche in tausend Stücke geworfen waren. Der
wüthende Pöbel zerstörte in der Hast selbst wieder ein
neu eroberten Lebensmittel. In Taschen,
Mützen und Schürzen trug man das Mehl fort. Die
Maschinen der Mühlen wurden zerstört. Die Polizei
mußte zuschauen, denn ohne militärische Gewalt, die doch
hier unmenschlich gewesen wäre, konnte nicht gesteuert
werden. Noch wurde ein Boot, mehrere Mühlen, Ma-
gazine, Läden, Bäckereien, sogar das Butterwaghaus
geplündert. Fünf Menschen wurden erschossen. Uebris-
ters hatten General Blackeney und der Major der
Stadt alle wichtigen Punkte so besetzt, daß sie vor An-
griffen gesichert waren. Allmählich wurde die allge-
meine Aufregung gestillt und besonders mit vieler Klug-
heit verhütet, daß der Aufstand sich nicht andern eben
so gedrückten Gegenden mittheilte. — So bereit auch
ein solcher Vorfall sprechen und warnen mußte, so
wußte man sich doch im Ministerium leicht mit dem

Trost abzufinden, daß nur der zufällige Mißwachs die Schuld des Unglücks zu tragen habe, und es geschah wenigstens für den Augenblick zur Linderung desselben — nichts. Im Unterhause beschäftigte man sich außer der Politik noch mit der Rheinschiffahrt und der Epiz-
findigkeit, ob der Rhein nur bis an das Meer (jusqu'à la mer), wie der König der Niederlande den Vertrag von 1815 auslegte, oder bis in das Meer (jusque dans la mer) frei sey, mit dem Sclavenhan-
del, der Todesstrafe für Fälschungen, der Colonie von
Sierra Leone, nirgends aber mit bedeutenden Resulta-
ten. Erst spät kamen, in Folge der Ereignisse, beide
Häuser auf wichtige Geschäfte des Innern zurück.

Das Oberhaus wandte sich, wie gesagt, vorzugs-
weise nach Außen. Schon vor dem 12. Februar hatte Lord Holland die Vorlegung der Papiere verlangt, welche die Grundsätze des Ministeriums in der Paci-
fication Griechenlands darlegen könnten. Allein der Graf überdeen hatte solche verweigert, weil die Un-
terhandlungen noch nicht weit genug seyen, um durch
Offenlichkeit keine Störung zu erleiden. In der Eis-
zung vom 12ten erläuterte Lord Holland die Um-
stände vor dem Ministerium Wellington und die seit
demselben, um zu zeigen, wie es sie verschlimmert habe.
Das Betragen des Herzogs schildert er so:

„Der edle Herzog sagte, es sollten ihnen keine Truppen gesendet werden; die Griechen antworteten: schick uns wenigstens Geld. Er erwiederte: ihr sollt weder das Eine noch das Andere haben. Da traten Frankreich und Russland vor und sagten zu England: schickst du keine Truppen oder kein Geld, so erlaube,

dass wir es thun. Grossbritannien verneinte es, da es den Grundsäzen der Trippel-Allianz entgegen sey, dass Mitglieder ohne Zustimmung der andern handeln. Zu dieser Zeit führten wir diese Sprache, zu einer andern eine andere; wir versuchten alle Noten der Tonleiter.

— Vergebens schlugen die Alliierten vor, ihre Truppen zu schicken. „Nein,“ sagte der edle Herzog, „kein Mann soll gehen.“ — Die Franzosen antworteten: so gebt eure eigenen Soldaten.“ — „Nein.“ — „So lasst uns.“ — „O! das wäre noch zehnmal schlimmer.“ —

Er fährt in seiner Schilderung fort: „Die Franzosen sandten Truppen, der englische Befehlshaber im Mittelmeere unterhandelte mit Ibrahim Pascha die Räumung, der Vertrag wird unterzeichnet, der Admiral aber zurückberufen. So wie die Franzosen landeten, verließ Ibrahim Morea. Der Krieg wird fortgesetzt, der britische Oberbefehlshaber will Athen und andere Distrikte befreien und wird zurückberufen. Endlich schreitet Russland vor, England muss die Intervention zugeben.“ Er ließ sich über die engen Grenzen aus, die man Griechenland geben wolle, und schildert die traurige Lage seines Souveräns, wenn er entweder dem Morden auf Candia zusehen, oder feindlich gegen die Türken verfahren und so den Frieden Europas gefährden müsse.

Der Graf Aberdeen (Minister des Auswärtigen) erwiedert mit Berufung auf die Verträge, von denen er nun zu Gunsten der Griechen abgewichen: „Wir übertrafen die sanguinischsten Erwartungen der Freunde Griechenlands, die Gründer des Vertrags

sonnen nie auch nur dem Schatten einer Hoffnung Raum geben, daß wir je im Stande seyn würden, so weit zu gehen.“ Er weist die einzelnen Vorwürfe des Lords zurück, und spricht sich entschieden gegen alle Einmischung aus. Ebenso der Herzog von Wellington, der das Ereigniß von Navarin als ein unglückliches erklärt.

Sofort trat in der parlamentarischen Diskussion über die griechische Sache ein Waffenstillstand ein, durch die Erwartung der vom Grafen von Aberdeen endlich versprochenen Papiere. Die Ferien kamen dazwischen, und erst am 18. Mai wurde der Feldzug durch den Marquis von Londonderry von Neuem eröffnet. Am 24. Mai berichtete der Minister (Aberdeen) über die Wahl des Prinzen Leopold von Coburg zum Souverän von Griechenland, und fand in derselben eine Anerkennung, der „geraden und ehrlichen Politik Großbritanniens von Seiten der übrigen Mächte,“ so wie ihm die Wahl deshalb um so glücklicher viedachte, „weil sie schon lange einen Gegenstand des Bestrebens von Seiten Sr. königl. Hoheit bildete; und von ihm nachgesucht wurde, so wie, weil die Griechen ihren Wunsch an den Tag legten, Se. königl. Hoheit zu besitzen.“ Der Prinz habe am 20. Februar definitiv eingewilligt, nachher aber eine Geldforderung gemacht, die von der Regierung zwar für unbillig gehalten, aber doch zugestanden wurde, weil er mit Hartnäckigkeit darauf bestand, eher seine Stellung aufzugeben, als nur um einen Heller von seiner Forderung abzugehen.

Schon am 5. Februar 1830 war nämlich über

die Unabhängigkeit und die Gränzen Griechenlands zwischen Lord Aberdeen englischer, Herzog von Montmorency Laval französischer, und Fürsten von Lieben russischer Seite ein Protokoll zu Stande gekommen, in dem die erbliche Monarchie als die Regierungsform derselben ausgesprochen, die Wahl des Fürsten aber noch verschoben ist. Gleichzeitig wurde das Anerbieten dem Prinzen Leopold gemacht, der darauf antwortete: „Der Unterzeichnete beeilt sich, die nützliche und ehrenvolle Laufbahn, die ihm die hohen Mächte eröffnen, anzunehmen. Inzwischen würde er den Vertrauen, das die hohen Mächte in ihn zu setzen gerufen, nicht angemessen zu entsprechen glauben, wenn er bei seiner Zustimmung zu den verschiedenen Protokollen vom Februar 1830 nicht folgende Betrachtungen vorlegte u. s. w. Er verlangt nun eine vollständige Garantie und Versprechen des Beistandes, Sicherung von Candia und Samos gegen jede unbillige Behandlung, Erweiterung der Gränze, Geldunterstützung und Truppen. Das Protokoll, das dem Prinzen Leopold die Souveränetät von Griechenland anbot, ist vom 1. Februar 1830 und die Erklärung der Abgeordneten über seine Forderungen, nachdem er am 11. Februar die obige Musterung über seine Annahme gegeben, vom 20. Februar. Sie gestanden außer dem dritten Punkte Alles zu, und bereits am 26. Februar wurden deshalb die adthigen Instructionen an den englischen, französischen und russischen Gesandten in Konstantinopel abgefasset, so wie an die Residenten der drei Mächte in Griechenland. Im April antwortete die griechische Regierung auf den ihr mitgetheilten Beschluß, und somit war Al-

les fertig. Da erklärte unerwartet der Prinz von Ozburg am 15. Mai und dann noch in einem weiteren Schreiben den Abgeordneten, daß die von dem Grafen Capodistrias ihm zugekommene Abschrift von Urkunden über den Stand der Dinge ihn bewegen, seine Zusage zurückzuziehen, obgleich er für jetzt noch keinen definitiven Entschluß geben könne. Er gab ihn, und zwar verneinend. Somit waren die Mächte nach langem Unterhandeln wieder eben so weit als zuvor.

Wie eine Kuppel wütender Hunde führten die ministeriellen Blätter auf den Prinzen Leopold los, setzten seinen Zurücktritt mit der Krankheit des Königs von England und daraus geschöpfsten Hoffnungen, mit ehrgeizigen Absichten des Grafen Capodistrias, mit allem Ersinnlichen in Verbindung und lasen ihm alle Tage eine bedeutende Lection. Der Graf Überdehn selbst vermochte seinen Grimm nicht zu verbeißen, und machte ihm im Oberhaus (24. Mai) in spitzigen Worten Lust: „Der Prinz dankte den Posten ab, der bisher der Gegenstand seines Bestrebens gewesen war. Ich will in diesem Augenblick nicht auf die Gründe dieses Entschlusses eingehen — indessen beklage ich aufs Tiefste den Verzug und die Nachtheile, die nothwendig aus Sr. Königl. Hoheit Entschluß hervorgehen müssen u. s. w.“ Er wurde jedoch wegen seiner Bitterkeit von vielen Pairs zurecht gewiesen. Die Bedenklichkeiten des Prinzen, welche die Bevollmächtigten umsonst in einem Schreiben vom 17. Mai zu beseitigen suchten, bezogen sich auf die Nachricht, daß der Senat keineswegs in die Conferenzbeschlüsse gewilligt und die Mittheilungen

des Präsidenten Capodistrias mit düsterem Still-schweigen aufgenommen habe.

In der Sitzung des Oberhauses vom 11. Juni wurde die Entfernung des Prinzen lebhaft besprochen, und derselbe gegen den Ueberger des Herzogs von Wellington und des Grafen von Aberdeen von seinen Freunden vertheidigt. Das große Werk der Diplomatie war und blieb vernichtet.

Wie sich von selbst versteht, mußte das zweideutige Benehmen Englands gegen die Pforte in den Jahren 1828 und 1829 in der Opposition Tadler finden. Es fand einen der stärksten in Lord Holland, der das Betragen Englands in der Oberhaussitzung vom 12. Febr. schildert. „Ich liebe die Türken nicht,“ äußerte er, „aber ich liebe Treu und Glauben, ich liebe offene Sprache und redliches Handeln, und kann mich nimmermehr überzeugen, daß es mit dem Charakter und der Ehre Großbritanniens vereinbar sey, wie wir gegen die Türken gehandelt haben.“ — Er fährt fort, davon zu reden, in welchen Ausdrücken man die Nothwendigkeit der Treue gegen die Pforte vertheidigt, das Gleichgewicht Europa's durch ihren Beistand bedingt, Ehre und guten Namen an die Freundschaft mit dem Sultan geknüpft erklärte. Dies sey Wellington's und Aberdeen's Sprache gewesen. Der Sultan wollte sich nicht unterwerfen, aber er hätte wohl nach der Uebersteigung des Balkans unterhandelt, wenn England eingetreten wäre. Der Türke sagte wohl damals zu sich selbst: „es ist wahr, ich bin in arger Noth, rings mit Gefahren und Schwierigkeiten umgeben, der Feind steht vor meinen Thoren, aber ich habe ja einen ge-

treuen Freund, einen alten Alliirten, der die stärksten Versicherungen gab, die ihm seine Sprache darbot, um zu beweisen, wie sehr er sich durch Ehre und Interesse verbunden fühle, die Integrität meines Reiches zu erhalten." — Nach Allem, was wir von alten Verträgen, vom Gleichgewicht Europa's, von der Integrität der Türkei und der Nothwendigkeit, ihren Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten ungeschmälert zu erhalten, geschwacht hatten, was ist der Rath des Botschafters von Großbritannien? Nichts mehr und nichts weniger als unbedingte Unterwerfung! Dies erinnert mich an eine Geschichte von Swift, in welcher Don Diego, da ihn ein Freund in Noth um Rath fragt, was er thun solle, antwortet: „Mein lieber Freund, Eure Sache steht verzweifelt schlecht; ich versprach Euch zwar, so viel in meinen Kräften steht, mit Rath und That an die Hand zu gehen, in der jetzigen Bedrängniß aber kann ich Euch wahrlich keinen andern Rath geben, als, Euch aufzuhängen. Ja, mein Freund, hängt Euch in Gottes Namen auf, dann will ich in der Dämmerung des Abends kommen und den Strick abschnüren.“ Was thut nun dieser redliche Freund? Er geht und statt sein unglückliches Opfer abzuschneiden, zieht er es bei den Füßen, um den Strick noch fester zuzuschnüren. — Und jetzt kommen die Minister ins Parlament und versichern, sie seyen sehr erfreut über die Beendigung des Kriegs." — Das Benehmen Englands gegen Russland nennt er den Gipfel der Schmachtheit. Auch diesmal suchte Graf Aberdeen die Beschuldigung so gut, als möglich abzulehnen, es geht jedoch sogar aus seiner Rede hervor, daß Lord Holland ei-

nen wunden Fleck der englischen Politik berührte. In ähnlichem Sinne zog sich der Streit über die Vergangenheit in Bezug auf die Türkei noch durch einige Sitzungen fort, bei denen, wie immer, die Opposition starke Ausdrücke und Vergleichungen nicht sparte, die Minister sich auf ihre genauere Kenntniß der Thatachen beriefen.

Im Unterhause war es Lord Palmerston, der am 5. Februar, und Lord John Russell, der am 2. April die Minister wegen ihres Verfahrens in der türkischen Sache angriesen, und schriftliche Nachweisfungen verlangten. Der erstere wirft dasselbe vor, was Lord Holland, der letztere die Unvorsichtigkeit, wos durch das Land fast in einen Krieg gerieth. Gegen beide verantwortete sich Peel mit der für diese Session einmal zur Regel gewordenen Verweisung auf Papiere, die doch, so oft sie verlangt wurden, nie in hinreichender Ausdehnung zur Einsicht des Hauses kamen.

Noch war ein Punkt der Diplomatie übrig, der die Redner beschäftigte — Portugal. Die Thronrede gab allen Grund, zu vermuten, daß das Handelsinteresse über die Gesetze der Humanität siegen und Großbritannien den Thronräuber anerkennen würde. Viscount Goderich sagte am Eröffnungstage des Parlaments im Oberhaus: „Wenn ich in Beziehung auf Portugal etwas vorauszusagen wagte, so wäre es, daß Don Miguel von diesem Lande anerkannt werden wird.“ Nur verlangte er Bedingungen zu Gunsten der Verbannten. Der Graf von Carnarvon tadelte bitter, daß englische Kriegsschiffe die Landung der konstitutionellen Portugiesen, der Anhänger von Maria da

Gloria, hindern wollten, auf Terceira zu landen, wo diese Parthei ihre provisorische Regierung im Namen der jungen Königin errichtete. Gegen diesen letztern Vorwurf vertheidigten sich die Minister im Laufe der ganzen Session mit Berufung auf den Handelsvertrag mit Portugal, der sie verpflichte, keinen Angriff auf dasselbe von englischen Häfen aus zu dulden. Der Minister des Auswärtigen zog es in Abrede, daß man im Sinne habe, Don Miguel anzuerkennen. Doch, meinte er, könne es wohl dahin kommen, wies auf die Bemühungen hin, eine Aussöhnung zwischen Don Pedro, Kaiser von Brasilien, und seinem Bruder zu bewirken, zu welchem Zwecke England einen Bevollmächtigten nach Amerika schickte, freilich ohne Erfolg, und nimmt den Charakter Miguels gegen die Uebertreibungen des Partheigeistes in Schuß. Doch ging er selbst in seiner Bezeichnung derselben weiter als irgend ein Glied der Opposition, um sich zu verbessern und Missdeutungen zuvorzukommen: „Dass Don Miguel ein unverbesserlicher, herzloser, falscher, meineidiger Mensch ist, kann unmöglich geläugnet werden, eben so wenig, dass er grausam ist, und da Grausamkeit meist aus Feigheit entspringt, so will ich auch zugeben, er ist feig.“ Doch habe man übertrieben. Den wahren und allerdings der Wirklichkeit nach richtigen Standpunkt der Frage gibt er an: Ueberhaupt aber können wir uns nicht auf die Einzelheiten des Charakters von Fürsten einlassen, und noch weniger darf uns derselbe Maßstab für unser politisches Benehmen gegen die Nationen seyn. Ob Don Miguel ein Titus ist oder ein Nero, daran liegt uns vergleichungsweise viel weniger

als an den Interessen der beiden Länder, Englands und Portugals.“ — Sofort sucht der Graf den Don Miguel als rechtmäßig gewählt, die Constitution als flüchtiges Werk Don Pedros darzustellen, läugnet aber nicht, daß er an Destreich und England durch Eidsbruch gefrevelt. Alle Mittel, ihn zur Vernunft zu bringen, außer einer Kriegserklärung, seyen umsonst angewandt worden.“

Ohne die weiteren Discussionen über Don Miguel ins Einzelne zu verfolgen, sagen wir kurz: sie wurden fortgesetzt in beiden Häusern, dem öbern von Lord Holland, Carnarvon, Goderich, im untern vorzüglich von Palmerston und Grant. Ueberall dieselbe Taktik. Von Seite der Opposition Spott über die berühmte Nichteinmischung, da Portugals Geschichte eine „Geschichte der britischen Intervention“ sey, Forderung umständlicher schriftlicher Nachweisungen über alle Verhandlungen mit Miguel, mit dem Marquis von Barbacena in Rio Janeiro, Schilderung der Ehrbarkeit des Usurpators, der Unrechtmäßigkeit seiner Wahl, des Treubruchs gegen England, der Pflicht, die Königin Maria da Glória anzuerkennen. Von Seite der Minister Entgegenhalten der Verträge, Entschuldigung der Handlungen Migueles, Herabsetzen der Constitution, besonders aber — und dies wog am schwersten — die Frage: „Wie sollen wir Maria anerkennen? Entweder wir erkennen sie an und unterstützen sie. Also Krieg.“ Diesen will kein Engländer. „Oder wir erkennen sie an ohne Unterstützung, so ist die Anerkennung eine Null, und England erreicht seinen Zweck nicht, den Handel mit Portugal wieder anzuknüpfen, da Mi-

guel nicht abdanken wird. Hier lag der Nerv des Beweises. Auf der andern Seite lag er in der Meinung, Miguel würde vom Throne gestürzt werden, sobald den Geflüchteten nur keine Hindernisse in den Weg traten, die England bisher bereitet habe, der Herzog von Wellington müsse doch wohl von der geistigen Macht des Legitimitätsprinzips überzeugt seyn, das er auf den Feldern von Waterloo versuchten. Schluß der Sache: Anerkennung unter Bedingung der Amnestie, also abermals ein Unding, denn die unverkürzte Amnestie war Miguel's Entschuldigung, wenn er anders je die verpräßten Güter zurückstellen konnte.

So weit hatten es die Parlamente gebracht. Mit selchem Aufwande von Witz, Geist und Beredsamkeit zu spärlichem Ertrag, als der schwere Schlag in der Mitte Frankreichs niederg fiel, der alle Throne Europa's erschütterte und drohnend durch alle Länder hallte, und wohl auch in den Nerven des europäischen Staatskörpers noch eine Weile fortzittern wird.

Vorher jedoch traf die Engländer noch eine Trane zu Hause. Seit dem Monat April 1820 hatte die längere Zeit schon wankende Gesundheit Georgs IV. so sehr abgenommen, daß trotz der ärztlichen Bulletins, die von bloßer Unpäßlichkeit sprachen, eine ernsthafte Krankheit entstand. Im Laufe des Mai kam es so weit, daß an der Heilung gezweifelt wurde und den 26sten Juni 1830 starb der König. — Dies gab den Geschäftsten des Parlaments eine andere Wendung. Schon in den letzten Zeiten seiner Krankheit war er gendigt gewesen, die Unterzeichnung der Staatsacten an die Minister abzutreten, die sie in seiner Gegenwart und mit einem be-

sonders dazu versorgten Stempel vorzunehmen hatten. Es wurde, um dieses Auskunftsniittel annehmlich zu machen, von dem gelehrten Lordkanzler Lyndhurst ausführlich auf frühere Beispiele in der Geschichte England hingewiesen. Am 26. Mai wurde im Ober- und Unterhause von der Bill gesprochen und mit einer Vorsicht dabei verfahren, die in einem in Bezug auf konstitutionelle Gebräuche so subtilen Lande durch die Vorsorge gerechtfertigt wird, ein jeder Missgriff könnte in künftigen Fällen weiter führen.

Wie bei der Unterzeichnung der Acten die bedachtsame Vorsicht, so waltete bei der Frage über die Regentschaft, die nach der Thronbesteigung des neuen Königs zur Sprache kam, der kinderlos und bei gutem Alter die nicht volljährige Prinzessin Victoria, Tochter des Herzogs von Kent, zur Nachfolgerin hätte, ein ächt britisches Zartgefühl. Alle Redner, die sich damit beschäftigten, wagten kaum aufzutreten, und doch wurden während dessen die möglichen Fälle aufgeführt. Lassen wir jedoch diese für uns minder wichtige Sache, und wenden einen Blick zurück auf die Laufbahn des verstorbenen Königs.

George IV. war ein Glücksling des Glücks. Schon seine Geburt war zu einer Zeit eingetreten, die Weissagungen glücklicher Tage mit sich brachte. Er ist an demselben Tage geboren, an dem die reiche Beute einer spanischen Prise durch die Straßen von London getragen wurde. So lange er durch die Politik Englands von der Theilnahme an Staatsgeschäften ausgeschlossen blieb, bewegte er sich mit der ihm eigenen Feinheit und Heiterkeit in dem glänzenden Kreise genialer Menschen,

wie Fox und Sheridan. Nicht blos seine Schönheit und seine Grazie, die ihm den Namen des ersten Gentleman des Jahrhunderts erwarben, auch sein Talent und seine Kenntnisse machten ihn diesen Männern angenehm, die sonst nicht gewohnt waren, sich an dem Glanze des königlichen Hauses zu laben. Jedoch war in den Unterhaltungen mit ihnen allerdings oft nur zu viel Ungezwungenheit herrschend, und sie gaben sich zusammen Zerstreuungen hin, aus denen sie nur die Macht ihres Geistes wieder zu ernsten Geschäften rief. Noch vor seiner Thronbesteigung brachte ihn der unglückliche Zustand Georgs III. an die Spitze des Staates als Prinz-Regent. Neun Jahre blieb er in dieser Stellung (und 10½ Jahr regierte er als König) in einer sturm bewegten Zeit, gegenüber von Napoleon's drohender Macht. Seine Festigkeit siegte, er triumphirte über seinen und Englands gefährlichsten Feind. Aber die Folge davon für Englands Finanzen ist bekannt. Nie war Georg dazu geeignet, eigentlich populär zu werden, seine hohen Sitten entfernten sich zu weit von der Vertraulichkeit, die der englische Volkscharakter von seinem Fürsten fordert. Prachtliebend baute er die herrlichen Paläste von Buckingham und Windsor, die Millionen verschlangen. Ein Mißgriff verfolgte ihn sein Leben hindurch, die unglückliche Heirath, — ihre Folgen sind bekannt, wir reden davon nichts. Ein schmerzlicher Schlag traf ihn, der Tod seiner einzigen Tochter, der Gemahlin des Prinzen Leopold. Seitdem noch mehr als zuvor, blieb er in engem, stillem Kreise, ohne Theilnahme an dem großen Geräusche der Welt, ohne fremde Länder zu besuchen, nur seinen Neigungen lebend.

Wilhelm IV., Herzog von Clarence, bestieg den Thron, ein ganz anderer Charakter, geeignet, der Liebling des Volks zu werden, klug, energisch, offen, freisinnigen Maßregeln mehr als sein Bruder geneigt, und daher nicht der beste Freund des Herzogs von Wellington. Er hatte an mehreren Ereignissen der letzten Zeit lebhaften Anteil genommen, besonders die von der Regierung getadelte Schlacht bei Navarin gesiegt; er war Groß-Admiral von England. Doch kann und darf in England der Charakter der Könige der öffentlichen Meinung nicht vorgreifen; das alte Ministerium blieb. Hatte es aber den Kampfplatz des Parlaments immer gefährlicher gefunden, neigte sich die Mehrheit zur Opposition, so lag in Wilhelm's Ansichten die Bürgschaft, daß er den Wechsel nicht hindern würde, sobald ihn die Umstände verlangten. Sie haben ihn verlangt, er ist erfolgt. — Doch wir gehen jetzt auf den Continent über.

Deutschland vom Anfang des Jahres 1830 bis zum August.

Eine Geschichte Deutschlands in diesem Zeitraume gehörte fast unter die unzähligen Dinge. Obwohl nicht gerade Kriege, Friedensschlüsse und Staatsaktionen die Geschichte ausmachen, so redet sie doch von Dingen, die da geschehen. Von den größern Staaten Deutschlands aber können wir in Bezug auf die erste Hälfte

des Jahres 1830 sagen: *Der streich* unterhandelte mit dem Kaiser von Marocco und — schwieg; *Preuße* disputirte theologisch; *Baier* freute sich seines ausblühenden, sogenannten Athens in München und seiner Kunstschätze; nur in ewigen der kleineren Staaten ging etwas vor. Doch wollen wir gerecht seyn und auch das Wenige nicht verschmähchen, was uns dargeboten wird, um so mehr, da man sagt, ein Volk sey oft in dem Zeitraum, da es keine Geschichte habe, weit besser daran, als so lang es in aller Munde ist.

So unbeweglich auch in geistiger Hinsicht *Destreich* blieb, das keine politische Presse hat, so schweigsam es in Bezug auf die politischen Interessen Europa's war, so ängstlich es seine Gränzen gegen die Einbringung liberaler Schleichwaaren bewachte, stets hat seine Regierung die materiellsten Interessen, nämlich die ruhige Zunahme des Besitzstandes, wohl zu fördern gewußt und die Zufriedenheit seiner deutschen Unterthanen sich das durch versichert. In dieser Beziehung durfte sie nun auch in der Ausdehnung des Handels nicht stille stehen, sondern mußte demselben alle in ihrer Macht liegenden Erleichterungen schaffen. Dies geschah durch den mit dem Kaiser von Marocco abgeschlossenen Vertrag, der eigentlich nur eine Erneuerung des Tractats von 1805 war, indem er die österreichischen Seefahrer vor den maroccanischen Capern schützte und eine bereits aufgebrachte Brigantine zurückstellte. — Wichtiger für *Destreich*'s Handel ist jedoch die schon am 21. December 1829 abgeschlossene, aber erst im Anfang des Jahrs 1830 ratificirte und in Kraft getretene Uebereinkunft des österreichischen Cabinets mit dem englischen, vermöge

welcher die Schiffe Østreichs in den europäischen Besitzungen Englands (mit Ausnahme der mittelländischen über die schon von 1815 ein Tractat besteht) dieselben Rechte genießen, wie die englischen selbst. Dagegen darf gleicherweise den englischen Schiffen in Østreichischen Seaplätzen kein größerer Ein- und Ausfuhrzoll auferlegt werden, als den einheimischen; in den östindischen Ländern wurden den kaiserlichen Fahrzeugen bedeutende Vergünstigungen zugestanden. Dies in Verbindung mit der Aufnahme, in welcher sich der Seeplatz Triest befindet, und mit der Erklärung des Hafens von Benedig zu einem Freihafen, wird erst in Zukunft seine günstigen Erfolge weiter entwickeln, die für ein an Produkten des Bodens so reiches Land, wie das Østreichische, groß genug seyn möchten. Auch ist hiedurch ein Schritt weiter für die Aufhebung der Scheidewände und Zollwerke geschehen, die den gegenseitigen Handel der europäischen Länder beschränken und wahrlich mehr Nachtheile als Vortheile mit sich gebracht haben, so hoch auch die Ergebnisse des Zollwesens in den Einnahmetabellen der Finanzbüreau stehen mögen. Was auf dieser Seite erweitert und erleichtert wurde, das wollte man auf einer andern ohne Schaden verengern und erschweren. Die Østreichische Regierung griff den lange bestrittenen und noch nicht entwirrten Streit der Verlagsrechte an und wollte durch sein Recht des Vorsitzes auf der hohen Bundesversammlung eine allgemeine, deutsche Vereinbarung darüber zu Stande bringen. So lange auch die letztere sich schon mit diesem Gegenstande beschäftigt, dasselbe feindselige Schicksal waltete auch über diesem Gegenstande ihrer Thätigkeit, wie über den mei-

sten andern; deutsche Verleger und Schriftsteller haben noch keine Folge derselben verspürt. Jetzt aber schien ein Ernst und Eifer in die Sache kommen zu wollen, denn das österreichische Ministerium untersagte vorläufig in einem Decrete an die Censurbehörde allen Nachdruck in den kaiserlichen Staaten bis zur Entscheidung der Sache. Wie wünschenswerth zur Verhütung der uns aufhörlichen Reclamationen und Sicherheit des Buchhandels eine allgemeine Bestimmung hierüber ist, die sich nicht aus den Gränzen der Willigkeit verirrt, darüber ist wohl kein Zweifel, nur wäre der hohen Bundesversammlung bei der Behandlung eines so von so vielen Seiten betrachteten Gegenstandes mehr bestimmte Entschiedenheit als Geduld zu wünschen.

So sehr sich indessen auch die österreichischen Zeitschriften hüteten, von der Aufregung der zwei großen politischen Parteien Europa's, der Liberalen und Ultra's, die sich jetzt schroffer als je gegenüber standen und in Frankreich die Hand am Schwert sich vernehmten ließen, irgend Kenntniß zu nehmen, so wurden sie doch zu ihrem größten Verger durch einen Artikel des Journal des Debats dazu genöthigt, welches den österreichischen Botschafter in Paris, Grafen Appony, bestig darüber tadelte, daß er sich ungünstig über das Regierungssystem in Frankreich an einem öffentlichen Orte geäußert, und nicht undeutlich zu verstehen gab, Österreich möchte wohl Lust haben, denselben Einfluß auf die Beschlüsse der Tuilerien zu äußern, wie auf die ottomannische Pforte. Charakteristisch ist die ängstliche Vorsicht und der Verger, womit diese Blätter eine solche Einmischung läugneten, ohne näher auf die Reis-

nung des Grafen einzugehen, denn aus jeder Zeile leuchtet die Furcht hervor, sich an dem glühenden Frankreich die Finger zu verbrennen. Dies und die Nachrichten über den Ursprung der Staatspapiere sind aber auch die einzigen Stimmen, woraus abgenommen werden kann, daß der Raum zwischen Despreß und dem Kampfplatze der politischen Grundansichten, Frankreich, nicht bis an den Himmel vermauert war. Gegen das Ende unsers Zeitraums tritt uns ein Act der politischen Thätigkeit des Kaiserstaats entgegen, nämlich die Einberufung des ungarischen Reichstags, um den Erzherzog Ferdinand zum Könige von Ungarn zu wählen. Am 15. Julius wurden deshalb die Kaiserlichen Schreiben an die Mitglieder der Reichsstände und die Nation erlassen, welche den Zusammentritt auf den 8. September bestimmten. „Mehr als acht und dreißig Jahre Unserer Regierung sind verflossen,“ heißt es darin, „die Wir der Wohlfahrt der Uns von Gott anvertrauten Völker gewidmet haben. Die in diesem Zeitraume vorgefallenen beispiellosen Ereignisse haben zwar die Gegebenheiten anderer Jahrhunderte weit hinter sich zurückgelassen, doch haben Wir Alles glücklich bestanden durch Vertrauen auf Gott und durch die Liebe Unserer Völker. — Über die Lage des Lebens sind gezählt, und jene, welche Uns nach Gottes Fügung noch übrig sind, widmen Wir freudig Unserem Herrscherberufe, und besonders dem, was die Wohlfahrt Unseres theuern Königreichs Ungarn und der damit verbundenen Länder erheischt. Nur sehnet sich noch bei diesem rastlosen Bestreben Unser Watterherz nach dem stärkenden, höchsten Troste, den durchlauchtigsten Kronprinzen, Unsern vielgeliebten erstgeborenen Sohn,

Erzherzog Ferdinand, als unsern unmittelbaren Nachfolger auch in Unserem Königreich Ungarn und den damit verbundenen Ländern gegen vorläufige Annahme der festgesetzten diplomatischen Versicherungs-Urkunde und hierauf zu leistenden Eid als künftigen König und Herrn nach gesetzlichem Herkommen mit der heiligen Reichskrone Ungarns krönen zu lassen, und ihn so durch jenes Band, welches Uns stets, so lange Wir leben, das ~~theuerste~~ bleibt, des Vertrauens und der Liebe zu der hochherzigen ungarischen Nation und durch eidliche Angelobung, ihre angestammte Verfassung zu schirmen und aufrecht zu erhalten, verpflichtet zu sehen, wobei Wir Uns jedoch die höchste königliche Machtvollkommenheit, die Verleihung der Privilegien und die Ausübung der Majestätsrechte vorbehalten.“ — Zugleich versichert dieser kaiserliche Erlaß die auf den 2. October 1830 bestimmte Einberufung eines zweiten Reichstages, der Arbeiten in der Gesetzgebung und Truppenaushebung zum Gegenstand haben sollte.

Wir werfen sofort unsere Blicke auf das nördliche Deutschland. Hier ruhte Preußen in hoher Selbstgenügsamkeit. Mehr, wie es schien, ein wissenschaftliches Institut, als einen Staat unter Staaten, mehr eine feine Gesellschaft, als einen politischen Körper mitten in einem verzweifelten europäischen Kampfe darstellend. Wohl ist es ihm zu gnennen, daß es ruht von den Schmerzen und Wunden, die ihm vergangene Jahre geschlagen, daß es die Künste des Friedens pflegt, nachdem es so oft die feindlichen Banner gesehen, daß es vermittelt, wo zu vermitteln ist, weil es im Falle eines Brandes wohl nicht mehr so viele warme Herzen und löschen-

Hände ausbringen möchte, wie in den Tagen der vergangenen Noth. Es ist ein schönes Zeichen, wenn die Völker mit Zufriedenheit von denen reden, die sie regieren, soferne es nicht in geistiger Knechtschaft geschieht. Über die Stimme der Völker muß es seyn, und nicht die Zeitungen sind jederzeit ihre Zungen, so lange noch etwas Wahres ist, das nicht gesagt werden darf ohne able Folgen für den, der es sagt. Ein minder günstiges Zeichen möchte es seyn, wenn man sich in einem Zustande der Vollkommenheit wähnt, und seine Geheimen, ja seine offenen Fehler läugnet und verkleistert. Der preiswürdige Wille eines guten Königs, die kennzeichnende Thätigkeit erprobter Staats- und Geschäftsmänner, das Wachsen der Einkünfte, die Macht der Wissenschaften, die sich ausbreitet, es sind schöne Dinge; aber sie sind kein volliger Ersatz für das, was der Stand der Nation verlangte — für eine Constitution. Doch wir lassen ab, unsere Meinung zu sagen, und suchen die Geschichte. Sie hat nur wenige Stufen, die wir leicht ersteigen werden. Die Briefe des Barons von Frauendorf an den König von Preußen klagen die preußische Rechtspflege an. Ihre zugestandenen Mängel veranlaßten eine Untersuchung seiner Ansprüche; bereits war jedoch vorher eine Revision der Gesetzesgebung angeordnet, die der Natur der Sache nach langsam fortschreiten muß, und gute Folgen erwarten läßt. Eines der bedeutendsten Werke der Gesetzgebung ist die schon länger bearbeitete, von allen Seiten sachkundig besprochene neue Städteordnung, zu der dieser Staat sein wirkliches Fortschreiten zu immer festerer Organisation thätig beurkundet. Die schlesischen Provinzials.

stände, der preußische und posensche Landtag hatten ihre gesetzlichen Zusammenkünste gehalten. Die Ergebnisse waren ehrenvoll für die Regierung, jedoch blos von localer Wichtigkeit. Unter der Leitung des verdienstvollen, nun gestorbenen Justizministers, Grafen von Dankelman, schritten die Arbeiten für die Verbesserung der Gesetze bis in die Mitte des Jahres 1830 bedeutend fort, und unter der des berühmten, jetzt ebenfalls aus der Reihe der Lebenden getretenen Finanzministers von Mög zeigten sich im Geldwesen die beruhigendsten Aussichten, keine der geringsten Rechtsfestigungen für die Vertheidiger der jetzigen Lage der Dinge, in einer so viel auf finanzielle Kräfte gestützten politischen Welt. Eine glänzende Aussicht, binnen 60 Jahren schuldenfrei zu werden, eine angenehme Gewissheit, 12 Millionen Thaler im Staatsschafe vorrätig zu wissen; so gut ist es seit lange wenigen Ländern geworden. Aber die Voraussetzung, unter der jene Hoffnung allein realisiert werden kann, ist, daß es dem preußischen Staate noch ferner möglich bleiben werde, sich in die Welthandel nicht anders, als mit einem wohlgemeinten Rathe zu mischen. — Die Einnahme des abgelaufenen Jahres 1829 gab das tröstliche Resultat eines Überschusses, wenn man sie mit der Ausgabe verglich, und die vortheilhafte Industrie, die Bilanz zu Gunsten der Ausfuhr bestätigen von unten her jenes gute Ergebniß. Sie verhielt sich nach einer aus amtlichen Quellen entnommenen Uebersicht, wie folgt:

Blos in der Wollenmannsfaktur war in den letzten Jahren der Stand so günstig, daß von 250,000 Centner im Königreich erzielter Schafwolle (im Werth von

19,475,000 Reichsthaler) ausgeführt und eingeführt wurden:

Ausfuhr:	Einfuhr:
1825 — 114,626 Etr.	— — 91,460 Etr.
1826 — 62,137 —	— — 50,937 —
1827 — 133,159 —	— — 63,177 —
1828 — 121,923 —	— — 39,314 —

Die Quantität der erzeugten Tücher war im Ganzen 513,450 Stück (zu 30 Ellen), an denen nach Abzug des Wertes der Wolle der reine Fabricationsgewinn von 17,081,361 Reichsthaler dem Lande zu gut kam. Die Uebersicht beweist insbesondere, daß die Handels- und Gewerbsfreiheit die Ausfuhr bedenklich gehoben hat. Nach ähnlicher Berechnung beträgt die Baumwollmanufaktur einen reinen Fabricationsgewinn von 20,858,165 Reichsthalern. In Seide war der letztere 1,633,793 Reichsthaler; hiezu rechne man noch den ungeheuren Ertrag der im Lande selbst gewonnenen rohen Producte, und man wird an der Aufnahme der Industrie in den preußischen Staaten und an der Verderblichkeit der Prohibitionsysteme nicht mehr zweifeln.

Wir führen diese Rechnungen deshalb an, weil sie die Geschichte des preußischen Staates sind. Die Reisen der königlichen Familie nach Schlesien, des Kronprinzen nach Dresden und Warschau, des Generals Müßling nach St. Petersburg, und was vergleichbare diplomatische Nachrichten mehr sind, haben für dieselbe ungleich weniger, ja eigentlich gar kein Gewicht, denn in der Geschichte gilt nur das, was wirklichen Einfluß auf das Bestehen und Gedeihen der Länder hat. Darum

lassen wir uns über jene berüchtigte theologische Streitigkeit nicht näher ein, die zwischen der evangelischen Kirchenzeitung zu Berlin und einigen Professoren zu Halle und ihren Vertheilern ausbrach, und in einer Unzahl von Schriften einige Spur hinterließ. Es wurde Anfangs geglaubt, die Theilnahme der Staatsbehörden an derselben würde sie auch politisch bedeutsamer machen, es ist aber unterblieben. Der einzige von dem Professor Steffens in Breslau dazu gemachte Versuch, indem derselbe aus dem Verbande der bestehenden protestantischen Kirche auszutreten verlangte, um mit denen, die mit ihm gleichen Glaubens seyen, eine eigene Kirche zu bilden, wurde von der Regierung abgeschlagen.

Bayern lebte in tiefster Ruhe und beschäftigte sich mit seiner Universität und seinen Schulen. Alle Stimmen von dorther sprachen entweder von dem neuen Schulplan, der mit außerordentlichem Färmten, als handelte es sich von einer neuen Constitution, besprochen wurde, oder von den Gemälden und Bauten, deren leidenschaftlicher Liebhaber der König ist, oder von dem Theater und seiner Herrlichkeit, oder von den Feste der Künstler, die König Ludwig fürthilf beschützte. So erfreulich nun auch für den Grund der Humanität die Blüthe der Künste und des Wissens in einem Staate ist, so sehr diese verdienen, den Gegenstand der höchsten Überleg zu bilden, so mag doch bei dieser Gelegenheit gewünscht werden, daß was auf einer Seite gesetzte wird, auf der andern niemals gefindet werde. Denn die Wiederauferstehung der Tiere der Träume, die die Süßart des farblosen Cultus in den Zeiten getreulich

find, da sie ihren wohlthätig bildenden Einfluß an andere Institute, besonders die Universitäten abgetreten hatten, kann lebhafte Besorgnisse für die neu gepflanzte Wissenschaft erregen. König Ludwig erwies sich in der Zeit, von der wir reden, als ein edler, alles Gute wollender Fürst, als ein treuer Sohn seiner Kirche; aber ist nicht der Wunsch erlaubt, daß diese Treue nie mißgreisen möchte in den Mitteln, zum wahren Heile der Kirche, zum dauernden Wohle des Staates zu wissen? Bayern wurde in der ersten Hälfte des Jahres 1830 durch eine Krankheit seines Regenten in Furcht gesetzt, doch bald wieder durch seine Genesung erfreut. Er trat eine Reise nach Italien, dem Lande an, wo er sich früher am Heerde der Kunst gerne aufgehalten. Die Königsfamilie dieses Landes hatte ein Mitglied in weite Ferne nach Brasilien wandern gesehen, die mit dem Kaiser Don Pedro vermählte Tochter Eugenie, Herzogs von Leuchtenberg. Sonst wüßten wir aber über Bayerns Geschichte nichts zu berichten, wenn wir nicht etwa jene oben erwähnten kleinen Begebenheiten, die uns seit dem Spätjahr von 1830 nicht mehr beschäftigen könnten, erzählen wollten.

Einen lebendigeren Schauplatz bietet uns Würtemberg dar. Hier versammelten sich eben am 15. Januar die Repräsentanten des Volkes. Eine erfreuliche Begebenheit, ein Überschuß in den Finanzen, etwas seit langer Zeit Unerhörtes, ließ sie unter guten Auspicien zusammentreten. Der König selbst eröffnete die Versammlung mit der gewöhnlichen Rede. Ihr Hauptinhalt war folgender: „Mit Zufriedenheit dürfen wir auf das erste Jahrzehend unserer Verfaßung zurück-

blicken, einer Verfassung, die, frühzeitig erstarkt durch die gewissenhafte Treue, womit wir sie bewahren, mit jedem Tage schöner und kräftiger ihre wohlthätigen Früchte entfaltet. Gestützt auf eine zeitgemäße, mit Umsicht und Ruhe fortschreitende Gesetzgebung strebt die öffentliche Verwaltung in allen ihren Zweigen dem ihr vorgestecckten Ziele höchstmöglicher Klarheit und Ordnung entgegen. Eine gerechte Vertheilung erleichtert meinem Volke die Lasten, auf deren fortwährende Verminderung Ich unablässig bedacht bin. Bei Vergleichung des Finanzetats, welchen Mein Finanzminister Ihnen vorlegen wird, mit dem Bedarf früherer Jahre, werden Sie Sich überzeugen, daß der ordentliche Staatsaufwand eine Million weniger als im Anfange dieses Jahrzehnts in Anspruch nimmt. Eine vielleicht noch größere Erleichterung ist Meinen Unterthanen durch die gleichzeitige Verminderung der Amts- und Gemeindeumlagen, durch die Uebernahme von Körperperschaftslasten und Schulden auf die Staatskasse, durch die Aufhebung oder Verwandlung einer Menge von lästigen Diensten, Abgaben und Gebühren zu Theil geworden. — Meinen fortgesetzten Bemühungen zu Erleichterung des Handelsverkehrs ist es gelungen, dem Gewerbsleiß Meiner Unterthanen ein neues, sich täglich erweiterndes Feld zu eröffnen. Meine Minister sind angewiesen, Ihnen hierüber die verfassungsmäßige Mittheilung zu machen. Recht gerne werde Ich auch künftig zu Allem die Hände bieten, was die vaterländische Industrie zu beleben, zu vervollkommen, zu belohnen geeignet ist." — Die Antwort des Präsidenten der ersten Kammer, des Fürsten

von Hohenlohe-Dehringen, war, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, das Echo der königlichen Anrede.

In der That hatte die feste Verfolgung des Zweckes, die unermüdete Thätigkeit der württembergischen Regierung es im verflossenen Jahre dahin gebracht, mit dem Zoll- und Handelsverein, den es zuerst mit Bayern und dann mit andern Nachbarstaaten schloß, unter denen nur Baden noch fehlte, ganz Deutschland ein glänzendes und gewiß erfolgreiches Beispiel zu geben, wie es 13 Jahre früher, den Wünschen des Volkes und den Bedürfnissen der Zeit nachgebend, zuerst eine, Recht und Freiheit verbürgende Verfassung als das schönste Geschenk des Friedens nach so langen und schweren Kriegsleiden gewährte. Doch scheint die Freude der Stände über diese unbestreitbar großen Vorteile das Maas überschritten und auf ihre Handlungen als Vertreter des Volkes nicht eben den von dem Volke selbst gewünschten Einfluß gehabt zu haben, wie sich gleich nachher in den einzelnen Hauptverhandlungen zeigen wird.

Die Adresse der zweiten württembergischen Kammer enthielt eine etwas zu günstige Schilderung von dem Stande der Dinge in Württemberg. „Unantastbar steht die persönliche Freiheit des rechtlichen Staatsbürgers, ein harmloses öffentliches Leben erblüht, glücklich entwickeln sich die Folgen des verbesserten Theils der Privatrechts-Gesetzgebung; Missbräuche und Unordnungen in der Verwaltung sind der Strafe und Verachtung dahin gegeben; Willkür und Wandelbarkeit der Maximen sind dem Geseze gewichen; Klarheit und Offenlichkeit herrschen in dem Staats-, wie in dem Gemeindehaushalt. Volksbildung, Wissenschaft und Kunst haben durch Kräf-

tige Unterstützung einen neuen Wissch wung erhalten; mancher zuvor unbeachteten Noth hat sich die öffentliche Fürsorge zugewandt.“ — Das letzte hier ausgeprochene Wort bewährte sich vorzüglich durch den guten Willen des Königs Wilhelm, der seit dem Spätjahr 1829 nach dem Beispiel anderer edler Fürsten den Zutritt zu seiner Person den Unterthanen jeden Standes öffnete, indem er durch die, jeden Freitag gegebenen öffentlichen Audienzen Gelegenheit erhielt, die Wirkung der Königlichen Verordnungen, das Benehmen der Beamten und den Zustand der Unterthanen selbst genauer kennen zu lernen. In diesem sichern Bewußtseyn seines Willens antwortete er auf die ständische Adresse: „Mein Wahlspruch: Furchtlos und treu! bürgt Ihnen dafür, daß auch Mein Ziel nur Wahrheit und Recht während Meiner Regierung seyn wird!“ — Für den Anfang wurden die Stände nicht in Verlegenheit gesetzt, zwischen den Ansichten der Regierung und den Interessen des Volkes zu wählen. Denn das erste, was ihnen vorgetragen wurde, war die Herabsetzung der jährlichen Aushebung von 4000 auf 3500 Mann, nach dem Maßstabe des Bundescontingents von 20,000 Mann, das zweite die Rechenschaft über die Finanzperiode von 1826 bis 1829., wobei eben jenes angenehme Resultat der erübrigten Million an's Licht trat.

Der erste Gegenstand, der eine eigentliche Discussion hervorbrachte, war der Zinsfuß der Staatsschuld, den der engere ständische Ausschuß, dem die Staatschuldenzahlung anvertraut ist, auf 4 Prozent herabgesetzt hatte. Natürlich ergab sich daraus ein Minderbedarf in den Steuern, aber auch Unzufriedenheit vieler

Staatsgläubiger und die Furcht, der öffentliche Credit möchte erschüttert werden. Die Debatten betraten zuerst, wozu der Abgeordnete Schlaier den Anstoß gab, das Recht eines ständischen Ausschusses, eine solche Verminderung ohne ein Gesetz, ohne die Initiative der Regierung, ohne die Zustimmung der Kammern vorzunehmen. Mehrere der ausgezeichneten Mitglieder schlossen sich der Meinung des Redners an, daß das durch auf eine ungesetzliche Weise der Staatscredit in die Hände Weniger komme; und von verschiedenen Gründen ausgehend erklärten sich gegen die Handlung des Ausschusses die Deputirten Moßhaf, Rummel, Hofacker, Prälat Märklin und Kanzler Autenrieth. Dagegen erklärten die Vertheidiger der Maßregel, daß durch Berufung auf die Kammer und den damit verbundenen Zeitverlust die erwünschte Folge verhindert worden wäre, nach welcher viele Staatsgläubiger ihre Capitalien im herabgesetzten Fuße der Kasse gelassen hätten; sie meinten, es würde durch die Auflösung au die Gläubiger, denen derselbe zu niedrig war, bei aufländbaren Schulden kein Recht verletzt seyn, und durch die Bereitwilligkeit vieler derselben sey sogar der eigentliche Anstoß von ihnen, nicht von dem Ausschuß gekommen. Immer aber müsse erlaubt seyn, zum Besten des Staates eine solche Verminderung des Zinsfußes eintreten zu lassen. Auf diese Seite stellten sich Herr v. Cotta, Feuerlein, Gmelin, Weißhaar (der Präsident der zweiten Kammer) u. a. — Der Schluß war, dem Ausschuß ridge über sein Verfahren kein Vorwurf gemacht werden, in Zukunft jedoch dürfe derselbe ohne ein Gesetz keine vergleichbare Maß

regeln treffen. Hiegegen protestirte Schlayer, denn sich mehrere Mitglieder anschlossen, die das Beuchmen der Kammer verfassungswidrig fanden, wogegen Hofacker noch einwandte, daß der Ausschuß, legitimirt von der Regierung und Kammer, nicht aber allein, handeln dürfe. Nach lebhafter Discussion ging ein vom Finanzminister im Sinne der Vertheidiger des Ausschusses vorgelegtes Gesetz am 31. März durch und wurde am 6. April vom geheimen Räthe sanctionirt.

Sonderbar! Hatte die Verfassung keine Bestimmung über die Gränzen der Handlungen des beständigen Ausschusses? So war sie mangelhaft. Sie hatte sie aber. Nun so hat der Ausschuß entweder gesetzmäßig gehandelt oder nicht. Wo nicht, warum wird sein Vertragen sanctionirt? Denn er berief sich ja selbst nicht auf die Constitution, um sich zu vertheidigen. Das Beste des Landes ist kein Grund zu einseitiger Umgehung der Constitution. Dies stellt die Auslegung derselben jedem anheim. Nach diesem Grundsache wurde die französische Charte verlebt. Die Interpretation und nähere Bestimmung gehört den Kammern.

Die Discussion über den Finanzetat für die Periode 1830 — 1833 ist eine Reihe von Verwilligungen, die den Deputirten nicht eben die öffentliche Meinung geneigt machten. Die erübrigte Million sollte nach dem Wunsche der Regierung theils (320,000 fl.) der Schuldenzahlung zugewandt werden, theils die Kosten neuer Bauten decken. Hier war es, wo die Kammern das Volk nicht befriedigten, indem sie die Verwendung der Landesersparnisse auf örtliche Ausstalten billigten. Es sollten nämlich Kasernen, Brücken, eine

Realanstalt, ein Kanzleigebäude und ähnliches davon bestritten, und nur in der Capital-, Besoldungs- und Pensions-Steuer eine Herabsetzung vorgenommen werden.

Die Landes-Universität kam durch das Statut vom 18. Januar 1829 in den Bereich ständischer Verathungen. Die alte academische Verfassung ward vor mehreren Jahren suspendirt und jetzt erst eine neue Organisation an ihre Stelle gesetzt. Die letztere ging von einer neuen Ansicht über die Universitäten als Staatsanstalten aus, während sie bis dahin als unabhängige, wiewohl von der Regierung beschützte und beaufsichtigte Institute gegolten hatten. Man erwartete von den Ständen eine wesentliche Aenderung in dem neuen Zustande, der billigen Wünschen und Erwartungen nicht entsprach. Der Anfang der Debatten ließ etwas hoffen, aber das Ende täuschte die Hoffnung. Es blieb der Zukunft aufzuhalten, das Beste in dieser Hinsicht zu treffen, ohne zu alten Missbräuchen zurückzulehren und den Sinn und Zweck der Universitäten zu zerstören. Besonders ist dieser in Schriften öffentlich gemachte Stand der Dinge darin angegriffen worden, daß die res publica litterarum ihre republikanische Form mit der monarchischen vertauschen mußte.

Eindlich war es noch der äußere, finanzielle Zustand der Kirche, was die Aufmerksamkeit der Deputirten in Anspruch nahm. Ein Grundvermögen von 50 Millionen Gulden, das sich vorher schon dem Staate durch Uebernahme eines jährlichen Dritttheils der Steuer wohlthätig erwiesen und seine Institute reichlich unterstützt hatte, war unter der vorigen Regierung der Finanzkammer ohne weiteres einverleibt worden. Die

constituirende Ständeversammlung hatte im Jahre 1817 wohl eingesehen, daß dieses Kirchengut, auf einer speziellen Stiftung des Herzogs Christopher und seiner nächsten Nachfolger beruhend, nach allen Rücksichten der Kirche zurückerstattet werden mußte. Somit gelangte ein Artikel in die Verfassung, der diese Erstattung versprach. Aber das Vermögen der Kirche hatte sich in das Finanzwesen des Staates seit mehr als 20 Jahren so verschlungen, daß seine Ausscheidung schwer, ja nach Versicherung der Finanzmänner fast unmöglich wurde. Man bemerkte von Seiten derer, die der Sache näher standen, lebhaft, daß diese Verflechtung höchst nachtheilige Folgen auf den Bestand der Kirche äußerte, man hoffte, aber lange umsonst, endlich wurde von dem stachlichsten Punkte die Rede. Wie mißten sich da die ministeriellen Abgeordneten, jenen unglückseligen Artikel zu erklären; Alles vergeblich; der Scharfsinn scheiterte an dem einfachen Worte. Man capitulirte und versprach, der Kirche eine Rente zu geben, um nur dem Scheidungsprozesse zu entgehen. Der gewandte Minister von Schmidlin ließ seine ganze Thätigkeit und Beredtsamkeit spielen, Wenige sprachen für die Kirche, unter denen sich, wie überhaupt auf dem ganzen Landtage, der energische, fast zu energische Pfleiderer, der Prälat von Märklin und Höfacker auszeichneten. Es blieb beim Alten; jener Prälat und der erste der genannten Abgeordneten protestierten, aber die Stände sprachen lieber von dem Verdienste der Regierung um das Zollwesen, als vom Kirchengute. Eine verdiente Dankadresse erging (2. April) an den König vor dem Abschluße des Land-

tages, worin seine ruhmwürdigen Bemühungen um die Befreiung des Handels und der Gewerbe billig anerkannt wurden, während die geschlagene Minorität die „gerechtere Entscheidung ihrer Sache einem künftigen Landtag überließ.“ Am 7. April wurde die Versammlung feierlich geschlossen. — Die Regierung hatte Grosses und Viel geleistet, die Stände das berühmte Lustspiel: „Viel Lärm um Nichts“ gegeben. Daher die allgemeine Stimmung, welche der Regierung, günstig, in den letzten Kammern nur eine dem Lobe der ersten dienende, ja über Verlangen gefällige, fast die Rolle mit den Ministern tauschende, kurzweg eine verfehlte Versammlung erkannte.

Baden, ein kleiner Streif Landes, und doch unter den schönsten Deutschlands, nimmt mehr als der Würtemberger Theil an dem lebhaftbeweglichen, lebhaften Charakter unserer Nachbaru jenseits des Rheins. Rüdig treibt sich der Badenser in seiner engen Gränze um; er lebt zu einem guten Theile vom Schleichhandel, da sein Land fast lauter Gränze ist. Daher die Abneigung gegen die von allen Seiten sonst geöffnete Handelsfreiheit, daher das Strauben gegen den Wunsch der deutschen Nachbarn, Bayern, Hessen und Württemberg, daß es die Sperre wegnehme, die es dort ihnen scheidet. So einträglich den öffentlichen Cassen ein solcher Zustand ist, so wenig stützt er die öffentliche Moralität. Demungeachtet hat sich dort ein reges öffentliches Leben gebildet, erwachen bei jedem neuen Landtag Bestrebungen und Wünsche, die ein Minaturbild von Frankreich geben. Bekannt sind die Angriffe, die in seinen Kammern auf die letzte Bastie der

römischen Festung, den Edlibat, gemacht wurden. Auch im Jahre 1830 erhob das Land seine Stimme in gleichem Sinne. Es hatte gemeinschaftlich mit Württemberg und Rhein-Hessen, die beide dem erzbischöflichen Sprengel von Freiburg angehören, einen Vertrag mit dem römischen Stuhle geschlossen, der den letzteren nicht wenig beschränkte. „Alle von dem römischen Stuhle kommenden Bullen, Breven, Erlasse, alle Verordnungen des Erzbischofs und der Bischöfe haben nicht eher Geltung, bis sie das landesherrliche Placet erhalten, die Geistlichen stehen unter der Gerichtsbarkeit des Staates, kirchliche Streit-sachen können nicht außer der Provinz oder von ausswärts hergesandten Richtern verhandelt werden; Taren, Abgaben von irgend einer Art dürfen nicht von Geistlichen erhoben werden; keine Gelder in's Ausland (nach Rom) wandern u. s. w.“ Dieß sind die Bestimmungen des Concordats. — Auch in der protestantischen Kirche Badens trat eine Neuerung ein: die berühmte preußische Kirchenagende wurde eingeführt. Doch alles dieß hatte auf den Zustand des Landes im Ganzen keinen so durchgreifenden Einfluß als — der Tod des Großherzogs Ludwig am 30. März 1830: Allzugroßes Kleben am Mammon, Niedrigkeit der Gesinnung, und vor Allem eine Umgebung, die in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr um sich griff, hatten diesem Fürsten zuletzt die Liebe und Achtung seines Volkes vollkommen geraubt. Der Prinz Leopold, ein wohlgesinnter, kräftiger Fürst, folgte ihm unter allgemeiner Freude in der Regierung. Allenthalben war man überzeugt und es hat sich bewährt, daß eine neue Zeit angebrochen sey mit dem Aufgange dieses

fürstlichen Sternes. Zwar blieb für den Anfang die alte Verwaltung in ihrem Bestande, allein es war mit Gewissheit anzunehmen, daß diejenigen, die sich in den freien Geist des neuen Großherzogs durch alte Gewohnheit nicht mehr zu finden wußten, in Wälde aus ihren Reihen treten würden. Vor Allem hörte das lästige Hofregiment auf und begann durch die Gesetze der Sparsamkeit, die der neue Regent im Auge hatte, eine lichte und hoffnungsvolle Epoche. Augenblickliche Störung verursachte das Misstrauen, aus dem allein sich die Truppenbewegungen nach der badischen Gränze gegen Rheinbayern erklären lassen; sie war von kurzer Dauer; die Blicke richteten sich nach dem Inneren; eine Person um die andere, die dem alten Regemente zugethan war, nahm Abschied von der Hauptstadt; mit Schonung entfernte man solche, die mit entschiedenen Verdiensten, doch dem Vergangenen ihrer ganzen Denk- art nach angehörten. So weit war es, und der Bas- denser schaute voll Erwartung hinaus auf die nächste Ständeversammlung, als in Paris ein Thron wankte und fiel, und die Blicke Europa's an jener Stadt hingen, von wo sie noch nicht abgewandt sind.

In Rhein-Hessen fand in Bezug auf die katholische Kirche derselbe Fall, wie in Würtemberg und Baden, statt, da der bischöfliche Stuhl zu Mainz eben so wie der zu Freiburg, Rottenburg, Limburg und Fulda zu der neugebildeten oberrheinischen Kirchenprovinz gehörte, und wurden auch dieselben landesherrlichen Decrete erlassen. Mehr als irgendwo in Deutschland war in einem Theile Hessens die Nottheit gestiegen; die Berichte über das Elend und die Armut in einzelnen

Theilen des Landes, wie besonders in der Provinz Starkenburg, sind herzerreißend. Die Regierung belastete das kleine Ländchen allzuschwer, seine Steuern waren unerschwinglich; der Keim der Unzufriedenheit sammelte sich, um bei Gelegenheit auszubrechen. Die Stände versuchten schon im vorigen Jahre dem Fächer zu steuern, aber die Regierung verweigerte ihnen die Vorlegung der Rechnungen, und fast hätte sich der Landtag im Unfrieden mit dem Großherzog und den Ministern entfernt oder wäre aufgelöst worden. Allein was sind im letzten Falle Rämmern ohne Freiheit der Presse! Was sind deshalb die Stände in Würtemberg und Baden und Hessen? Versammlungen, die am Ende singen müssen:

Manches wär' uns schier gelungen,
Manches wär' uns fast geglückt.

Weil keine Besprechung der Sache von allen Seiten da ist, Niemand, der auch die Landstände auf die Fehler der von ihnen eingeschlagenen Bahn aufmerksam machte, keine Aeußerung der Vernunft der Gesamtheit, wie sie ein freies Blatt nothwendig werden muß. Denn daß nicht die Rämmern gerade die Quintessenz des Volksverständes sind, lehrt eine leidige Erfahrung. Aus diesem Grunde ging es in den rhein-hessischen Landständen immer, wie es in allen gehen muß, die nicht mit der Freiheit der Presse Hand in Hand gehen; es kommen eine Unzahl von Dingen, Thorgeld, Straßengeld, Parteistuben, kurz, wer wollte die Kleinigkeiten alle aufzählen, zur Sprache und müssen verhandelt werden. Es bleibt keine Zeit zu gründlicher Erörterung des Wichtigsten, ja manche Seiten eines Hauptpunktes

werden gar nie beleuchtet. Der Raum der Rämmern ist zu eng für die Offenlichkeit der Ansichten. Auf solche Art erregt jeder geschlossene Landtag die Unzufriedenheit des Volkes, weil in den materiellen Interessen stets zu wenig, in Nebendingen zu viel geschieht. Daß die Darmstädtsche Regierung zur Gestaltung einer solchen Offenlichkeit nicht geneigt war, bewies sie durch einen Erlass vom 7. Dezember 1829, worin sie so weit ging, den Staatsdienern aller Art bis in die untersten Stellen hinunter alle Mittheilungen über Amtssachen streng zu verbieten und Ansinnen dieser Art von Ständemitgliedern für constitutionswidrig zu erklären. War damit nicht vollends die Wirksamkeit der Landstände gehemmt? war es nicht eine Censur derselben von Seite der Regierung, die sich als lichtschein auswies? Dagegen machte der bekannte Deputirte Ernst Emil Hoffmann einen Antrag des Inhalts: die Regierung möchte das Publicandum vom 7. Dec. nachträglich erläutern und erklären, ob es gegen Privatsachen der Ständeglieder nur so ferne gerichtet sey, als überhaupt gegen Verlelung des Dienstgeheimnisses. Mit Recht. Es muß jedem Glied der Landstände wenigstens gestattet seyn, so viel zu erfahren, als man jedem andern Bürger sagen durste. Die Verhandlung der Motion Hoffmanns am 20. Januar 1830 in der zweiten Kammer zu Darmstadt erregte allgemeine Aufmerksamkeit, und zwar um so mehr, als Federmann in diesem Schritte der Regierung etwas Gehässiges erblickte. Man hoffte, daß in Folge des Antrages, den die Abgeordneten Mohr und Gail zugleich mit dem freis.

frünen Hoffmann machten, das Ministerium selbst jenen geforderten Schritt thun würde. Es that ihn nicht. Der größere Theil der Kammer trat dem Antrage bei. Nach der vortigen Ständeordnung ging er sofort in die erste Kammer über.

Noch weiter ging der thätige Hoffmann, als sein erster Antrag nicht die gewünschte Folge hatte: er verlangte Erweiterung der Presßfreiheit wenigstens für Gegenstände der inneren Verwaltung in Gemeinschaft mit dem Deputirten Beneck. Die Kammer verwarf Anträge zu Gunsten des Adels und andere ähnliche und gab dadurch wenigstens ein Zeichen des Lebens und des Mitgefühls für die Rechte des leidenden Volkes von sich.

Noch ehe die Stände sich zur Berathung des Budgets wandten, um sich dann für die Osterferien zu vertagen, starb am 6. April 1830 Ludwig I., Großherzog von Hessen-Darmstadt, und sein Sohn, Ludwig II., trat die Regierung an. Der Staatsminister, Freiherr du Chil, schilderte seinen Charakter am Nachmittle des selben Tages in einer Plenarsitzung beider ständischen Kammern, freilich, wie nicht anders zu erwarten ist, so günstig, daß wir ohne Furcht den Namen irgend eines der ausgezeichnetesten Regenten in der Weltgeschichte hineinsetzen dürfen. Er erhob seine Kunstliebe, die wenigstens, so achtungswert sie seyn mag, im Saale der ständischen Kammern seltsame Gedanken erregen mußte, da in der That der ungeheure Aufwand des Verstorbenen für Oper und Theater in einen schreienden Contrast mit der Armut seiner Unterthanen gerieth. — Hierauf wurden die Kammern auf den 18. Juni vertragt.

Die Berathung des Finanzbudgets, dessen Berichterstatter E. E. Hoffmann war, sollte der nächste Gegenstand der neu eröffneten Kammern seyn; die Civilliste, so unverhältnismäßig hoch gestellt, bildete einen zweiten gleich wichtigen. Die erste Mittheilung des neuen Regenten an die Kammern war eine erwünschte, nämlich ein beabsichtigter Steuernachlaß von 190,000 fl., aber das Budget kam immer noch nicht zur Berathung; die Regierung, die eine Untersuchung ihrer Finanzverwaltung so ungern zu sehen schien, zögerte damit so lang als möglich. Indessen war der stets fertige Hoffmann mit einem neuen fizlichen Enttrag, der Aufhebung des Edlibats, nach dem Beispiele der badischen Kammer aufgetreten. Die Civilliste sollte zunächst 576,301 fl., wie sie der vorige Großherzog erhielt, betragen, wozu noch die Apanagen der Prinzen mit 89,822 fl. kommen sollten. Um bedenklichsten war jedoch das Verlangen des Finanzministers, die Staatscasse sollte die Bezahlung der Privatschulden des Großherzogs übernehmen oder wenigstens sollte die Civilliste entsprechend erhöht werden. Ueber diesen Punkt fragte der Freiherr von Gagern: ob überhaupt die Kammer die Besugniß habe, auf eine solche Forderung einzugehen? ob sie wohl die Staatsgelder auf etwas Unveres als auf Staatsbedürfnisse verwenden dürfe? Eine allgemeine Theilnahme widmete man diesem staatsrechtlich so wichtigen und in einem armen Lande, wie Rheinhessen guten Theils ist, auch von finanzieller Seite so bedeutenden Fragepunkt. Bekanntlich lehnte die Kammer, in der sich eine heftige Discussion erhob, das Unsinnen ab.

Die erste Kammer, die in Rhein-Hessen mehr Bedeutung hat, als in Würtemberg, an die alle in der zweiten Kammer berathene Gegenstände übergehen und hier noch wohl scheitern können, nahm an allen wichtigen Verhandlungen Theil. Eigens in ihr verhandelte Gegenstände sind wenige hervorzuheben. Es sind ihrer zwei, der Antrag des ehemaligen Staatsministers von Gagern, der die Ausdehnung des in Folge des Zollvertrags eingetretenen Schutzes preußischer Consuln für die hessischen, auswärts an Seeplätzen handelnden Unterthanen auch auf die Auswanderungen verlangte und der Streit über die Institutionen und den Code Napoleon. Sehr beachtenswerth sind die Neußerungen Gagern's über die Auswanderung, um so mehr, da derselbe schon längere Zeit sich mit diesem Gegenstande auch praktisch befasste. „Soll ich Ihnen,“ fragt er, „erst die Symptome der Uebervölkerung bemerklich machen? In Rheinhessen wohnen 7000 Menschen auf einer Quadratmeile, nicht viel anders in Rheinbayern, in Elsaß und Schwaben. — Wenn dem Britten und dem Russen noch tausend Wege der Entwicklung und des Fortkommen offen stehen, in Beziehung auf Colonisation, Veredlung des Bodens, Flotten, Armeen, auswärtigen Krieg, so stockt dagegen Alles in Deutschland. Zählen Sie hier die Kadetten und Unterlieutenante, die Accessisten, die Fünglinge auf den hohen Schulen — zählen Sie die Mütter, für welche bereits die Stunde der Geburt nicht nur Stunde des Schmerzens, sondern die Stunde banger Sorge für die Zukunft ist, zählen Sie die Jungfrauen aller Stände, die vergeblich auf die redlich gereichte Hand des Fünglings

warten, zählen oder beachten Sie die Progression der unehelichen Kinder und der wilden Ehen. — „Machet Euch die Erde unterthan,“ sagen unsere heiligen Väter. Er schildert lebendig die ausgedehnten Felder, die in Nord- und den Staaten von Südamerica, besonders im englischen Canada, in der Moldau und Walachei, in Griechenland, deutschen Ansiedlern offen stehen und bemerkt, daß eine Menge von Staatsmännern und Chefs mit ihm in der Ansicht einig seyen. Es will einem fast wunderlich bedünken, einen so fließenden, zusammenhängenden, rednerischen Vortrag in einer deutschen Standeversammlung zu verüben, da ja diese gewöhnlich auf kleine, wenn auch nicht unwichtige Details, gleichsam auf Familienrechnungen angewiesen sind.

Die zweite Discussion entstand gelegentlich durch einen Antrag über einen Theil der hessischen Rechtssetzung. Der Freiherr von Breidenstein aus Oberhessen hatte gegen die Abänderung des Prozeßgangs gestimmt, welche die Rheinhessen gewünscht hatten. Herr von Gagern sprach nun für dieselbe und lobte Napoleon's Civil-Coder. Er behauptete, die entgegengesetzte Stimmung sey aus einer Unabhängigkeit an Provinzialunterschiede entstanden. Dies läugte Hr. v. Breidenstein, und trat in Folge der Gagern'schen Darstellung dem Geseze bei.

Die hessischen Landstände, Emil Hoffmann an der Spitze, hatten nach der bisherigen Schilderung sich wenigstens in eine entschiedene Stellung gesetzt und gesessen, was der Mangel an wahrer Offentlichkeit ges-

stattete. Die Armut der Provinzen war aber nach den Verhandlungen nicht geringer als zuvor, wenn nicht etwa von den ständischen Berathungen unabhängige Umstände ihr aufhelfen. War das Ergebniß der hessischen Stände nicht gerade hoch über Null, so war es doch kein Minus wie bei den württembergischen.

Im Vaterlande der Reformation, im Wohnsiche des Buchhandels, in Sachsen, gibt es keine Preßfreiheit, die hier besonders am Orte wäre, um die finstern Winkel einer übelberechneten Verfassung, mit der sich das Land noch mühselig schlepppt, zu durchleuchten. Es hat einen Landtag zur Steuerbewilligung, der es aber wohl nie wagen würde, undthigenfalls auch das Steuerver sagungsrecht in Anspruch zu nehmen. Alle sechs Jahre einmal kommen die Ritterschaft, die Prälaten und Abgeordneten der Städte zusammen. Wer glaubt sich nicht in die Zeiten der Lehnsherrschaft versetzt, wenn er von einer solchen Zusammenkunft hört, in der die Vasallen des Lehnsherren von Zeit zu Zeit seine Gesetze vernehmen! Neuere Vertheidiger dieses alterthümlichen Systems berufen sich auf die Verantwortung der Minister vor ihrem eigenen Gewissen. Dies mag wohl mit Rücksicht auf bestimmte Individuen geltend gemacht, aber mit Recht kann doch nicht angenommen werden, daß jeder ins Ministerium noch ferner gelangende Staatsbeamte auch gerade dasjenige Gewissen besitze, das für die Unterthanen geeignet seyn möchte. Doch, so wenig auch repräsentative Verfassungen ein Zauberstab sind, der alle Verstöße gegen das Wohl der Unterthanen verbüten und alle Wunden der letzten fünfzig Jahre heilen kann, so gewiß auch constitutionell regierte Staaten

noch viel in ihrer Verwaltung zu verbessern haben, wir brauchen vom Nutzen des Repräsentativsystems nicht weiter zu reden.

Sachsen trat das Jahr 1830 nicht unter den freundlichsten Aussichten an. Mißtrauen gegen die in diesem Lande mächtige katholische (nicht religiös, sondern politisch katholische) Parthei, stille Unzufriedenheit, die sich nicht äußerte, weil sie nicht durfte, wie eingeschlossene Luft, der das Luftloch, die freie Presse fehlt, und die deshalb einen Ausbruch droht, wenn sie durch Ereignisse in plötzliche Dehnung kommt, machten es schwül in diesem Lande.

Um 6. Januar wurde der Landtag zu Dresden eröffnet, der Graf von Bünau als Landtagsmarschall hielt eine Rede an den König, worin ihm für seine wohlwollende Gesinnung, für die Zeichen der Liebe, die er seit seinem Regierungsantritt dem Volke gegeben, gedankt wird. Die Rede prüft die Vortheile der „alterthümlichen Verfassung,“ die der König aufrecht zu halten versprochen hatte. Die Propositionen, die den Inhalt der Sitzungen ausmachen sollten, beziehen sich theils auf die Steuerbewilligung, theils reden sie von den Fortschritten der Industrie und Gewerbe, deren fernere Unterstützung dem Landtage als nothwendig empfohlen wird. Die längst halb versprochene Städteordnung wurde kaum berührt, sie schien noch in weiter Ferne zu liegen. Dagegen hatte man in den Arbeiten der Rechtspflege, die einer Erneuerung bedurfte, tatsächlich vorgearbeitet. — Noch war diese Landtagseröffnung eine Gelegenheit, um Trauer über den Tod mehrerer

Mitglieder der königlichen Familie und Freude über die Geburt eines neuen auszusprechen.

So unbedeutend für die Gesamtheit auch der sächsische Landtag seiner Einrichtung nach immer seyn muß, so viel Aufmerksamkeit erregte der jetzige. Man sprach viel von dem Testamente des vorigen Königes, der sein Vermögen dem Lande hinterlassen habe, um dadurch Minderung der Abgaben herbei zu führen. — Nur in dem einen Punkte schien sich Sachsen den politischen Einsichten zu nähern, die durch Ereignisse der jetzigen Zeit zu Theil geworden, im Zollwesen. Es wollte mit Preußen um einen Zollverein unterhandeln. Doch gab man den desfallsigen Anträgen des Landtages wenig Gehör. Dieser Landtag, so gewiß auch einzelne Mitglieder zu den unterrichtesten und achtungswertesten Männern gehörten, lieferte ein getreues Nachbild des kaiserlichen Reichskammergerichts, an dessen aufgestapelten hundertjährigen Processeu Kinder und Kindeskinder arbeiteten, deun was lieferte er vom 6. Januar bis zum Ende des Monats März? — Eine Präluminarschrift, deren weitschweifige, schleppende Verhandlung Achtenstöße häufen mußte, weil es nicht gestattet war, einzelne Punkte durch Commissionen bearbeiten zu lassen, sondern Alles und jedes der ausgedehnten Discussion überlassen war. Nicht einmal den Staatshaushalt legte man den Bewilligeru vor, zum deutlichen Zeichen, daß ihre Bestimmung seyn sollte, blind in die Tasche zu greifen. Acht Wochen hatten sie hin und her berathen und kümmerlich hatte die Arbeit sich durch alle Curien hindurch geschlagen und gelangte so zum Thron. Der Geist, die sich darin aussprach,

muß man jedoch Gerechtigkeit widerfahren lassen, durch die Nachricht, daß sie nichts Geringeres verlangt, als Vorlegung des Staatshaushalts, Verminderung der Steueru, neue Landtagsordnung, östere Zusammenkunft derselben und vollständige Publikation seiner Arbeiten in den Gesetzsammlungen. Das zweite Actenstück, das er lieferte, war die gewöhnliche Bewilligungsschrift. Von der letztern, die das Ministerium brauchte, wurde Notiz genommen, von der Präliminarschrift kaum. Die Königliche Erwiederung ist so voll von Restrictionen und Ablehnungen, daß es jedem in einem constitutionellen Lande Lebenden fast lächerlich fällt, zu sehen, wie sehr man sich in manchen Staaten vor dem gefährlichen Beispiele fürchtet. Gegen die verlangte Einziehung in Zollvereine wurde der beliebte Medusenschild der andern Staatsinteressen, die dadurch gefährdet seyn könnten, gebraucht; auf das Verlangen, den Staatshaushalt zu kennen, wird auf frühere abschlägige Antworten hingewiesen, und im Ernst versichert, der König könne keine weitere Erweiterung ständischer Besitznisse gestatten. Zugleich wird dem Landtage bemerklich gemacht, sich in Zukunft mit so mißfälligen Anträgen nicht wieder hören zu lassen. Eine Änderung der landständischen Verfassung, sofern sie nicht blos die innere Ordnung der Berathungen betrifft, wurde schlechthin verworfen und die Bewilligung des Landtags vorschnell für sechsjährig genommen, während dieser sie nur bis 1832 geben läßt. Ein Mitglied, Herr von Wazdorff, ließ einen Entwurf für repräsentative Verfassung, Verantwortlichkeit der Minister und Budget circuliren, dem jedoch von dem geheimen Rathe nicht einmal das Im-

primatur gegeben wurde. — Die Vertagung der Stände bis zum 6. Januar 1832 und die dreijährige Verwilsligung wurde genehmigt. Sonst zählen die Verhandlungen keine Merkwürdigkeit auf. Am 8. Juli wurde der Landtag vertagt. Fünf Deputationen erhielten einzelne Gegenstände zur Berathung und nahmen ihre Geschäfte, die sich auf Criminal-, Militär- und Civilgesetzgebung, die Landtagsordnung, das Jagd- und Frohwesen u. s. w. bezogen, mit nach Hause.

Noch mag etwas erwähnt werden, was zwar im ganzen protestantischen Deutschland eine lebhafte Bewegung mit sich brachte, doch aber in Sachsen von besonderer politischer Wichtigkeit war — das Jubelfest der augsburgischen Confession am 25. Junius 1830. Hatte sich im Jahr 1817 an jenes Fest eine gewisse, noch jetzt nachhallende Stimmung der Geister und Rüttlung auf das constitutionelle Prinzip, wiewohl oft auf bizarre und lächerliche Weise, angeschlossen, so war in vielen protestantischen Ländern diesmal weniger zu fürchten, da sie durch Constitutionen zum mindesten den Willen ihrer Regierungen gesehen hatten. In Sachsen dagegen gährte eine Unzufriedenheit mit der alterthümlichen Landesordnung, und verband sich mit dem Widerwillen gegen eine zwar mit Unrecht übertrieben geschilderte, aber doch auch nicht ganz ungegründete Furcht vor religiöser Parteiherrschaft. Der katholische Hof schien dem protestantischen Lande zuviel mit Geistlichen, die man eben nicht liebte (wie den Bischof Mauermann) zu thun zu haben, man sprach von ultramontanischen Grundsätzen und sogar von Jesuiten. Darum waren viele Augen auf das Fest gerichtet. Allein es

ging ungestört vorüber, wenn wir nicht etwa die kleinen Pöbelhezzen in Dresden und das Murren der Studenten in Leipzig über die verbotene Marshallstracht für bedeutend halten wollen, ja die Katholiken hielien sich musterhaft. — Doch blieb der Gährungssstoff noch vorhanden, um bei anderer Gelegenheit auf eine mehr beängstigende Weise sich bemerklich zu machen.

Wunderlich, wie schon einige Zeit her, ging es auch im Anfang des Jahres 1830 in Braunschweig zu. Noch immer war der hizige Starrsinn des jungen Herzogs Carl nicht gebrochen, noch immer alle Staatsverhältnisse durch sein unerklärbares Benehmen gestört und verwirrt. Noch immer war die während seiner Minderjährigkeit angeordnete repräsentative Kammer weder aus einander gegangen, noch hatte er sie anerkannt, sondern er blieb bei den Landständen aus dem vorigen Jahrhundert, die ihm beliebt hatten, weil sie ihn weniger beschränkten. Sein Vormund und Oheim, Georg IV., König von England, behandelte seine unmäßigen Beschwerden und Beleidigungen zuletzt nur noch mit billiger Verachtung; der englisch-hannover'sche Minister, Graf von Münster, schickte sich an, das Gleiche zu thun; die große Streitfrage, welche Landschaft gelten solle, lag noch immer vor dem Bundestage, der Herzog reiste nach Paris, und hinterließ das Verbot an die Staatsbehörden, sich irgend wie mit den landschaftlichen Corporationen einzulassen, wie er auch keine Zuschrift derselben annahm. So näherte sich Alles der Auflösung und Verwirrung, die neu eingeführte, zeitgemäße Verfassung neigte sich zum Untergang. Den Deputirten der Landschaft, Kammerherrn von Erath,

der ihre Beschwerde an die hohe Bundesversammlung zu bringen beauftragt war, behandelte der Herzog fast als einen Landesverräther. Im November 1829 wurde mit Androhung der Entlassung aus dem Staatsdienste Federmann der Umgang, mündlicher oder schriftlicher, mit Herrn von Cramm verboten. Nicht besser erging es dem Oberjägermeister, Freiherrn von Sierstorpf, nebst einigen anderen Personen ^{*)}). Letzterer wurde, so wie Herr von Cramm, aus Braunschweig verwiesen. Er verlangte Untersuchung, und ließ seine Sache an das braunschweigische Landesgericht zu Wolsfembüttel gelangen, das mit preiswürdiger Unbefangenheit den Verurtheilten, der ohne Untersuchung bestraft

^{*)} Der letztere, Herr von Sierstorpf, war von dem stolzen Herzog darum verbannt worden, weil der 80jährige Mann sich gekränkt glaubte, da er seiner Stelle als Oberjägermeister enthoben und mit einer Verminderung des Gehalts um die Hälfte zum Oberhofmeister ernannt wurde. Er nahm die letzte Stelle nicht an, sondern schlug Amt und Pension aus. Es sei dies eine höchst „unehrerbietige Handlung,“ meinte der Regierungserlaß, der seine Verbannung aussprach. Der weitere Verlauf der Sache, die Bitte um Untersuchung, der freie Spruch des Gerichtshofs, die beleidigende Cassation sind schon erzählt, und es stehe hier nur noch, daß der vertriebene Greis zwar eine nachdrückliche, gedruckte Vorstellung an die hohe Bundesversammlung eingab, demungeachtet aber nicht durch die Entscheidung dieser, sondern durch die später in Braunschweig eingetretenen Ereignisse den Weg in sein eigenes Haus in dieser Stadt wieder offen bekam.

worden, freisprach und erklärte: „seiner Rückkehr nach Braunschweig stehe kein rechtliches Hinderniß im Wege.“ Allein der Herzog ließ sofort durch den Hofrath Frick, der sein Factotum war, dem Landesgericht seine Einmischung in Sachen der hohen Staatspolizei verweisen, und das legale Erkenntniß desselben vor dem Angesichte der Mitglieder zerreißen. Er hatte keine andere Wahl, als seine Beschwerde der hohen Bundesversammlung zu übergeben. In Frankfurt befand sich auch v. Gramm als Deputirter der Landschaft, um die Streitsache zu betreiben, indessen in Braunschweig davon die Rede war, seine Güter zu sequestriren. Der Herzog sammelte nach und nach ein Gefolge von Menschen um sich, welche den Geduldigsten empören müsten. Unter diesen machte ein gewisser Klin dworth, ein geborener Hannoveraner, Aufsehen, der in verschiedenen Rollen gedient hatte, als Privatdocent, Theaterdirector, Legationsrath (dies war sein braunschweigischer Titel) und endlich gar als Posthalter. Er war der litterarische Vertheidiger seines Herrn gegen die Angriffe, die nicht ausbleiben konnten. Dieses Gesindel verleitete den Herzog bis zu den äußersten Maßregeln, die so weit gingen, dem Medicinalrath, der Herrn von Gramm ärztliche Hülfe leistete, einen Verweis zu geben, und den Chirurgen, der ohne Erlaubniß des Herzogs nicht einmal seiner Gemahlin bei einer Niederkunft beistehen wollte, mit 100 Thalern zu belohnen. Die Erlaubniß wurde natürlich nicht gegeben. Es erregt gerechten Unwillen, ja noch etwas mehr, wenn man sehen muß, wie nicht Souveränitätsrechte, sondern allen göttlichen und menschlichen Gesetzen widersprechender, thürlicher

Trotz so lange auf einem Fürstenstuhle walten durfte, und es ist keineswegs zu verwundern, daß das Volk, das so regiert wurde, am Ende zu verzweifelter Selbsthülfe griff.

Endessen versammelte sich der Bundestag, und die braunschweigische Angelegenheit mußte einen der ersten Gegenstände seiner Sitzungen bilden. Denn es war doppelte Klage vorhanden. Einmal von den Ständen Braunschweigs und dem Herrn von Sierstorpff, dann von der hannoverischen Regierung über die Beleidigungen des Herzogs gegen dieselbe. Es war ihm auferlegt worden, letzterer Genugthnung zu geben, allein bis jetzt that er keine Schritte hiezu und die Bundesversammlung schien zum erstenmal in die Verlegenheit zu kommen, eine Execution gegen eines ihrer Mitglieder anzuordnen, sobald die demselben auberaumte Frist verstrichen war. In der That geschah dies auch und Sachsen wurde die Execution übertragen. Man rüstete zu diesem Zwecke in leztgenanntem Königreiche, um mit 6000 Mann in das Braunschweigische einzurücken, und dasselbe zu besetzen. Ehe jedoch dies geschah, hatte der ständische Deputirte von Cramm ein „ehrerbietiges Erinnerungsgesuch“ an den Bundestag übergeben, und von ihm endliche Berücksichtigung der Beschwerden dringend erbeten. Allein die hohe Versammlung zögerte noch immer, und gab sogar dem widerspenstigen Herzog in Bezug auf die hannoverische Klage noch einmal Frist, während welcher die sächsischen Rüstungen den diesmaligen Ernst beweisen konnten. Endlich nahm der Herzog jenen Erlaß vom Jahr 1827 zurück, worin er alle Handlungen der vormundschaftlichen Regierung für un-

gültig erklärte. Dieß war der Hauptact der Genugthuung, durch den er sich von der Besetzung seiner Domänen rettete. Er ist vom 22. April 1830.

Während die beiden Verbannten sich fruchtlose Mühe gaben, der eine für die ständische, der andere für seine eigene Sache, lebte in Hannover ein Dritter, der den braunschweigischen Staatsdienst in Folge jenes übeln Benehmens des Herzogs Carl verlassen hatte, der Geheimerath von Schmidt-Pieseldeck. Er bemühte sich zunächst nicht um die Wiederaufnahme, aber er verlangte die Herstellung seines gestörten Besitzes, erhielt ihn jedoch auch erst in Folge späterer Vorgänge.

Die Stellvertreter des Herzogs, die nach seinen Befehlen handelten, fuhren indessen fort mit dem angefangenen Verkauf von Domäniäl- und Stiftsgütern, um, wie sie sagten, die Staatsschuld zu zahlen und das Land zu erleichtern, wie sich später ergab, um den übertriebenen herzoglichen Aufwand zu bestreiten. Der Herzog selbst befand sich in Paris, wo er die Einkünfte seines Landes (denn er betrachtete die Landeskassen wie Privatcassen), wie früher in London, verzehrte. Es war eben dieser Geldaufwand, die Verkäufe von öffentlichen Gütern für persönliche Zwecke ein neuer Punkt des Widerspruchs für die Landstände. Der Herzog entzog sich Allem, und lebte in Paris ruhig fort, nicht daran denkend, wie durch sein Verhalten und die im Geschäftsgange des Bundestags liegende Abdgerung am Ende der in Braunschweig fertig gemachte Zunder Fener fangen müßte, und ihm dadurch eine neue Strafe seiner Unbesonnenheit bevorstände. Wie

der Erfolg die Befürchtungen aller Hellsehigen gerechtfertigt hat, wird anderwärts weiter erzählt werden.

Das Thürfürstenthum Hessen mahnt schon durch seinen Titel an die Antiquität der alten Reichsverfassung, und es läßt sich denken, daß die Fürsten, die ihn vorzogen, nicht ohne die äußerste Noth zu einer Aenderung der Verfassung sich bequemen mochten. So viel die Unterthanen dieses Landes für ihren Fürsten in jenem merkwürdigen Jahre der Wiederherstellung gethan hatten, der Regent hielt es bis jetzt (nämlich bis zum August 1830) nicht für gut, weiter gehende Wünsche zu befriedigen. Es bietet daher seine Regierung in unserm Zeitraume keinen Stoff der Geschichte dar, wenn sie nicht in unwichtige Details eingehen soll. Was für den Handel geschah, wird nachher erzählt werden. Eben so können wir die kleinen sächsischen Herzogthümer und Fürstenthümer übergehen; in Gotha schloß die Riede des Geheimenrats von Carlowitz die versammelten Landstände am 15. Febr., indem sie die Materien darstellt, die zur Berathung gekommen waren. Es zeigt sich in derselben der gute Wille und die Thätigkeit der Regierung zu Erleichterung der Unterthanen, und das Streben aller Theile der Gesetzgebung nach dem constitutionsellen Prinzip zu verbessern und die Verwaltung möglichst zu vereinfachen. In Nassau dagegen wurden die Sitzungen derselben am 2. März mit einer Eröffnungsrede des Ministers von Marshall begonnen, die die erfreulichsten Resultaten bezüglich der Steuern darbot. Sie erklärte, daß die im vorigen Jahre (und zwar die herabgesetzten) erhobenen Steuern einen Ueberschuß zur Verwendung im nächsten gewähren. — Das durch seine

herrlichen und vielbesuchten Heilquellen, durch seinen großen Weinbau so reiche Ländchen ist in seiner Kleinheit, von einem guten Fürsten regiert, glücklicher als manches andere, das mit einer Königskrone prahlt, und darum läßt sich von ihm auch nichts weiter berichten, als von den Phäaken Homers, daß es ihm von einem Tag in den andern gut ging.

Hannover lebt ruhig unter Englands Scepter, und ließ, was es etwa zu klagen und zu wünschen hatte, nicht laut werden. Sein Landtag gibt ihm freilich keine Bürgschaft für das Volksglück, weil er ohne die nöthige Dezentlichkeit, ohne passende Repräsentation ist, kurz weil er zu den blos verwilligenden gehört. Er versammelte sich am 18. Januar und nahm Anträge aus dem Lande über die Steuergesetze an, die sofort an die dazu ernannte Commission übergeben wurden.

Die Hansestadt, Hamburg, Lübeck und Bremen, correspondirten mit dem Kaiser von Marocco, der ihnen einen Tribut abfordert, wenn sie vor maroccanischen Korsaren sicher seyn wollten. Zur Schande aller allgemeinen Staatenbündnisse in Europa mußten sie einwilligen, dieses Zeichen der Unterwürfigkeit zu geben, weil sie keine Kriegsschiffe besitzen, und Niemand, wie es scheint, ihren Schutz übernehmen will.

Wir hätten nun Deutschland durchwandert und seine Geschichte, wie thunlich, erzählt. Das Haupt dieser zerstückteren und so manchfach gestalteten Völkermasse, der deutsche Bund, ist uns bei den braunschweigischen Geschäften begegnet. Weniges von seinem Treiben.

Wie lange ihn, den Nachfolger der weiland Regensburger Sessionen, eine Angelegenheit, wie die des

Herzogs Carl beschäftigen mußte, liegt für jeden am Tage, der seinen Geschäftsgang auch nur ein wenig kennt. Sonst ließ sich seine Stimme noch in etlichen Streitigkeiten vernehmen, zwischen Preußen und Rheinhessen einerseits, und Thür-Hessen andererseits, ferner zwischen Bayern und der Fürstin Berkeley, endlich in einer gemeinschaftlichen Sache von Nassau und Würtemberg, die sämmtlich dem Appellationsgericht in Dresden von der Bundesversammlung übertragen waren. — Außerdem hatte er mit dem Abgange alter und der Ankunft neuer Gesandten zu thun. —

Noch gab es im Jahre 1830 einige Angelegenheiten in Deutschland, die sich über mehrere Staaten erstreckten, die Rheinschiffahrt und die Handelsvereine.

Die erste ist ein lebendiges Beispiel davon, was holländische und deutsche Geduld vermag. Seit dem Wiener Congress — seit 1814, sage 1814, besteht eine Navigations-Akte, seit 1815 ein Pariser Tractat über die Schiffahrt des Rheines, deren wesentliche Fortsetzungen Deffnung des Rheines nicht nur für alle seine Unwohner, sondern auch für England und andere Staaten sind, nebst Ermäßigung der Zölle. Da aber an diesem Flusse so viele Staaten Theil nehmen, wie Baden, Bayern, Hessen, Nassau, Preußen, die Niederlande und Frankreich, so mußte die Ausgleichung der Localinteressen einer Commission überlassen werden, die ihren Sitz in Mainz nahm und — seit 1815 nichts zu Stande gebracht hat. Und was ist der Grund davon? ein einziger Buchstabe, er heißt „a“. Nach der Grammatik der Holländer bedeutet er „an“, nach den

Wörterbüchern der andern Länder „in“. — So hätten die Holländer den besten Vortheil, wenn der Rhein bis zu das Meer frei, dort aber ihrer Mauth unterthan wäre. Sie selbst würden frei hinauffahren, so weit es geht, und bei ihnen müßten die andern etwas fügen lassen. Dieser grammatisch - staatsrechtliche Streit wird aber nicht mit der Hizé versucht, wie etwa der scholastische: „was geht in einer Maus vor, die von der geweihten Hostie gegessen hat?“ sondern mit einer, wir wissen nicht ob über - oder unter - menschlichen Geduld.

Zwar hat das englische Parlament über den holländischen Scharffum gelacht, aber noch hat keine Erklärung der Mächte den Ausdruck: „jusqu'à la mer“ erläutert. Dies ist das einzige Mittel, denn sonst wird die Rheinschiffahrts - Commission am jüngsten Tage noch nicht fertig seyn. Das Jahr 1830 täuschte, wie mehrere frühere, die sicherlichen Erwartungen Deutschlands mit der Hoffnung einer Annäherung zum Ende, da ein von den Niederlanden und Preußen gemeinschaftlich entworfenes Reglement auch von den Franzosen angenommen werden sollte. — Jetzt aber trat die Forderung der Engländer, gleichfalls Theil zu nehmen, (nicht an den Berathungen, diese hatten die Userstaaten, sondern an der Schiffahrt) dazwischen, und hätten nicht andere Interessen sie in der eifrigeren Betreibung ihrer Sache gehemmt, vielleicht entspanne sich ein neuer Streit. Auch im Jahre 1830 konnten sich die einzelnen Staaten nicht von der Begünstigung ihrer localen Interessen frei machen; so lange sie dies nicht thun,

bleibt es bei'm Alten. Doch vielleicht zerhant ein Alexander den Knoten.

Bessern Erfolg hatten die Unterhandlungen über die Zoll- und Handels-Vereine. Württemberg hatte einen Zoll-Verein mit Bayern im Jahre 1828 geschlossen. Zu demselben Jahre vereinigten sich Preußen und Rheinhessen auf dieselbe Weise. Eine Unzahl deutscher Staaten suchte diesem, ihrer Ansicht nach ihnen schädlichen Systeme das Weitergreifen unmöglich zu machen, und schlossen noch im Jahre 1828 einen „mitteldeutschen Verein“ zu Cassel, dessen erste Bedingung war, daß kein Mitglied zu jenen Zollvereinen treten durfte. Der Vertrag sollte auf 1834 dauern, nach der späteren Verlängerung auf 1841. Er hatte den gewünschten Erfolg nicht. Im Jahre 1829 wurde zwischen Preußen, Bayern, Württemberg und Rheinhessen ein Vertrag auf dieselben Grundlagen, wie bisher, geschlossen, der mit dem Jahre 1830 in Wirkung trat. Sachsen-Meiningen und Coburg, Mitglieder des Cassler-Vereins, kamen doch mit Preußen so überein, daß sie durch ihre Länder eine Verbindungsstraße zwischen Bayern und Preußen gestatteten. — Um so fester glaubte der mitteldeutsche Verein sich verbinden zu müssen, und es kam in Folge der Cassler Verhandlungen ein besonderer Vertrag über ein gleichmäßiges Zollsysteem in jeder Hinsicht für 12 Jahre in Einbeck an der Weser am 27. März 1830 zwischen Hannover, Churhessen, Oldenburg und Braunschweig zu Stande. Diese Staaten hatten es jedoch leichter, bei dem Cassler Verein zu verharren, denn sie beziehen das Ihrige aus den Häfen der Nordsee und sind nicht angefüllt mit Productions-Industrie, wie das

gleichfalls im Esslinger Verein stehende Sachsen, das, von Bayern und Preussen fast eingeschlossen, eines der produktivsten Industrieländer, in jenem Vertrage, besonders wenn er bis 1841 verlängert wurde, sich eben nicht das Beste gewählt hatte. Dieß begriffen die dortigen Fabrikanten und Manufakturisten. Eine Deposition erging an den König, die, wo nicht Anschließen an Bayern und Preussen, doch Beitreten zu einem möglichen allgemeinen Zollvereine wünschte. Die Antwort war beruhigend, wiewohl natürlich zunächst ablehnend. Sachsen behielt sich in diesem Sinne, wie Weimar, den Austritt aus dem mitteldeutschen Vereine vor! — Österreich hat seinen Zollgürtel noch nicht abgelegt, weil es fürchtet, nicht blos Waren, sondern Gedanken möchten bei geöffneten Schlagbäumen über sein Reich herfliehen; Baden weigert sich, weil seine Unterthanen bei'm Zollwesen gewinnen; Holstein, Luxemburg, Lauenburg, Mecklenburg, die Lippe'schen Länder, Waldeck, Lichtenstein, Hamburg sind noch in keinem der zwei großen Vereine.

Da hier nicht der Ort zu einer Erörterung über die Angemessenheit des einen oder des anderen der beiden Verbande oder über das strenge Prohibitionsystem ist, da diese Frage sich im Verlaufe der Zeit selbst lösen wird, so lassen wir es bei dem Bisherigen und schließen hiemit die Geschichte Deutschlands bis zum August 1830.

Die Niederlande im Jahre 1830 bis zum August.

Hier brauste und kochte und zischte es gewaltig, seitdem die Diplomaten von 1814 Wasser und Feuer in ein Gefäß gegossen, seitdem der Wiener Congress und der Pariser Friedensschluß die Holländer und Belgier, den feurigen, bestigen, fast fanatisch katholischen Südländer mit dem kalten, ruhigen, protestantischen Nordländer, das Volk der Seefahrer und die Nation der Fabrikanten an Ein Foch gespannt hatte, kurz seit das neue Königreich der Niederlande aus seinen ganz unharmonischen Theilen bestand. Schon einige Jahre her hatten sich immer neue Verauflassungen zu Zank und Streit ausgeboren; die Regierung griff hier und dorthin, nichts wollte helfen, die rechlichsten, offensten Maßregeln konnten nicht Ruhe schaffen, denn das Grundübel lag im Blute, und Rom schürte durch seinen Muntius und seine geheimen Vorschäfer redlich nach. So kam es, daß auch das Jahr 1830 nicht mit Frieden anfing, sondern eben jetzt die unruhige Stimmung der Nation die Regierung zu einem letzten Mittel, zu durchgreifender Consequenz aufforderte. Ein Mann war es vorzüglich, der holländische Justizminister van Maanen, den der wütendste Haß katholischer Ultra's wie der Grimm freiheitslustiger Parteimänner gleich verfolgte. Ein Mann von ruhiger, fester, entschiedener Seele, kein Feind der öffentlichen Freiheit, sondern Beförderer ächter Bildung, selbst wohl unterrichtet, reich an Erfahrung, die in mehr als 20jähri-

gem Staatsdienste unter verschiedenen Regierungen gesammelt und befestigt war, aber doch ein Holländer, die Holländer als die treuen Kinder begünstigend, den Belgieren im Verlaufe der Zeit abhold geworden. Mußte er das unruhige, unzufriedene Treiben der Südländer für Neigung zum Aufruhr, für staatsverrätherische Bewegung halten, so sahen jene in seiner kalten Ruhe den eisernen Starrsinn eines Ministers, der einmal entschlossen ist, koste es was es wolle, seine Plane durchzusetzen. Beide täuschten sich, und beide bezahlten ihre Täuschung. —

Im Jahre 1825 hatte die Regierung zu Löwen, auf dem alten Sitz der Hierarchie, ein philosophisches Collegium errichtet, um einer freisinrigeren Unterrichtsmethode Eingang zu verschaffen und dem Clerus das in seinen Händen befindliche Unterrichtsmouopol dadurch zu entwinden. Allein dies hieß die Geistlichkeit Belgiens in ihren tiefsten Interessen angreifen, denn welches Mittel war von jeher wirksamer, um die Politik an die Absichten des römischen Stuhles zu bannen, als der Besitz des Unterrichts? Unter den weltlichen Partheiführern war ein Theil wirklich der römischen Kirche und dem Ultramontanismus so verkauft, daß die Sache des Clerus auch die seinige war; eine andere Parthei, bestehend aus republikanisch Gesinnten, wie de Potter, aus Unhängern der alten französischen Regierung, wie de Stassart, der ehemalige Napoleonische Präfekt, und Gerlache, aus gemäßigten Constitutionellen, die die Interessen Belgiens gegen die Hollands sichern wollten, suchte die Sache des Clerus zu der iibrigen zu machen, um das Gewicht der

Opposition zu verstärken. Eben das, was die Regierung der katholisch-liberalen Partei Schuld gegeben, waren unzählige Petitionen dem Ministerium vor, nämlich, es wolle ein Monopol des Unterrichtes an die Protestanten bringen. Die Unzahl der Bittschriften, mit Hunderttausenden von Namen bedeckt, mußte die Ueberzeugung der Minister, die jetzt nebst Maanen auch noch van Goebelschrooy und Lacoste waren, zur Gewißheit erheben, es müsse der Unterrichtsplan aufgegeben werden, um zu zeigen, wie das Collegium zu Löwen nicht Ursache, nur Vorwand der Unruhe sey. Gegen-Petitionen von Seiten der Holländer und von quatern Seiten, wie es die Intrigen mit sich brachten, verlangten Festigkeit der Regierung, die nachgiebig jeden Bruch mit den Unterthanen der südlichen Provinzen vermied, und selbst so viel als möglich einen freisinnigen Weg der Verwaltung einzuschlagen suchte. Durch ein vom 9. Januar datirtes Ministerial-Decret wurde das Collegium philosophicum, der große Zankopfel, als überflüssig gemacht durch die bischöflichen Seminarien, für aufgehoben erklärt. Damit jedoch die Partei nicht in der Meinung triumphire, als hätte sie dieses Nachgeben der Behörde abgetrokt, so war ihm am 12. Dec. ein Circular des Justizministers vorangegangen, das an die General-Procuratoren und Anwalte, an die Procuratoren und Polizeidirectoren gerichtet so lautete:

„Die königliche Botschaft und der Gesetzesentwurf, welche gestern durch den König der zweiten Kammer der Generalstaaten übersandt wurden, röhren von der persönlichen Ueberzeugung Sr. Majestät in Betreff der Nothwendigkeit, bei den Umständen, worin sich das

Staatswesen in einigen Theilen des Königreichs befindet, ernsthafte und wirksame Maßregeln zu ergreifen, her. Diese Umstände sind klar und nachdrücklich in jenen Aktenstücken entwickelt. Zugleich ist darin die persönliche Ansicht Sr. Majestät über den Gang der Regierung dargestellt. Indem ich Ihnen ein Exemplar besagter Aktenstücke zukommen lasse, ergreife ich die Gelegenheit, Sie, dem Wunsche Sr. Majestät gemäß, ernstlich an die Ihnen obliegende Pflicht zu erinnern, in ihrem Berufskreise die Grundsätze der Regierung so, wie sie in besagter Botschaft dargestellt sind, zur Regel zu nehmen, weil nur dadurch allein jener freisinnige und regelmaßige, für die Festigung des allgemeinen Wohles so nothwendige Gang der Regierung gesichert werden kann. Ein großer Kultus und sogar ein Mangel an mutiger und männlicher Haltung, welche den Justizbeamten bei Ausübung ihrer Pflichten für die Aufrechthaltung der constitutionellen königlichen Gewalt und die Stärke der Regierung so wesentlich nothwendig sind, hat sich hier und da nur zu sehr fund gegeben, welches zum Theile den in Folge des Missbrauchs der Presse verbreiteten und unkluger Weise und ohne Ueberlegung und Prüfung durch Einige angenommenen Lehren — Lehren, welche der Regierung der Niederlande und den Prärogativen des Königs zuwider sind — und zum Theile dem moralischen Zwange zuzuschreiben ist, den die heftigen und bösartigen Aussäße einiger Journale auf das Gemüth einiger Beamten des Königs ausgeübt haben, und wodurch die Erfüllung der Pflichten in den Staatsämtern auf eine weitgehende Weise untergraben wurde.“ Das Circular

ermahnt hierauf nachdrücklich alle Beamten, da sie sich nun nicht mehr mit Unwissenheit entschuldigen könnten, ihren Pflichten zu genügen, und fährt fort: „Indem der König Sie so streng an die Ihnen obliegenden Pflichten ermahnt, hat er nicht die Absicht, der Freiheit Ihrer Gesinnungen und Ihrer Art zu denken Gewalt anzuthun; diese Freiheit wird, so wie jede andere, in dem Beamten sowohl, als in jedem andern unabhängigen Bürger des Staates geachtet; allein da diese Freiheit eine tadelhafte und für die Wohlfahrt des Landes höchst verderbliche Tendenz nimmt, wenn sie zu Vernachlässigung der Pflichten und zur Widerschiklichkeit gegen die väterlichen Absichten des Königes führt, so sehen Se. Majestät im Interesse des Gemeinwesens sich gehobtigt, Ihr Vertrauen jenen zu entziehen, welche, in Staatsämtern angestellt, glauben dürfen, sich nicht nach den Grundsäzen richten zu können, die der König durch die hier angefügte königliche Botschaft bestimmt als die Grundsäze der Regierung Sr. Majestät erklärt hat. Ich fordere Sie daher auf, dieses Schreiben und die königliche Botschaft in reifliche Erwägung zu ziehen, und mich förmlich in der Frist von zweimal vier und zwanzig Stunden nach deren Empfang in Kenntniß zu setzen, ob Sie Willens und bereit sind oder nicht, den in derselben vorgezeichneten Gang ohne die mindeste Abweichung und mit jenem Eifer, jener Treue und Festigkeit zu befolgen, ohne welche es unmöglich ist, dem Vaterlande länger mit Nutzen zu dienen und die friedlichen Einwohner gegen die strafbaren Anstrengungen der Uebelgesinnten zu schützen.“

Die Regierung hatte damit ihre Festigkeit und ihren Entschluß ausgesprochen, und daß es nicht leere Worte waren, bewies sie durch Entlassung mehrerer Beamten aus den Reihen der Opposition^{a)}), durch die Einziehung der Pension, die bisher Herr von Stassart, eines der eifrigsten Mitglieder derselben, bezogen hatte. Auf der andern Seite suchte sie sich den Katholiken durch Ernennungen gefällig zu machen, wie die des Herrn Pelichy Lichterveldt, eines strengen Katholiken, aber guten Oraniers, zu einer hohen Verwaltungsstelle (Generaldirection des Katholischen Cultus) war. Immer jedoch blickte unverkennbar die Begünstigung der Holländer durch. Alle Nachgiebigkeit der Regierung in der strengen Erfüllung eines mit dem römischen Stuhle abgeschlossenen nachtheiligen Concordats^{**}), die Aufhebung des Collegii philosophici,

*^{a)}) Die entlassenen Beamten waren de Bielleure, Distrikts-Commissär in Südbrabant, Luyben und Ingenhorst, Distrikts-Commissäre in Nordbrabant, de la Taille d'Huisle, Königlicher Kammerherr, de Boussies, Major der Gensd'armerie.

**) Im Jahre 1827 begann der Graf von Celles (derselbe, der an der Spitze des belgischen diplomatischen Comitee steht) in Rom seine Unterhandlungen mit dem Cardinal Capellari (dem jetzigen Pabst Gregor XVI. und dem Prälaten Cappaccini, (nachherigen Nuntius in den Niederlanden) und brachte am 18. Juni 1827 das Concordat zu Stande, das am 25. Juli desselben Jahres vom König Wilhelm ratifizirt wurde. Am 2. October 1827 machte der König die päpstliche Bulle bekannt, deren Clauseln, Formeln und Ausdrücke, so

Kurz Alles hatte nicht den gewünschten Erfolg und konnte ihn nicht haben, weil die Beschwerden in der Natur der zwei vereinigten Länder lagen. Deshalb eben sollte das Jahr 1830 eine strengere Regierungs-

weil sie den Gesetzen des Königreichs widersprachen, nicht genehmigt wurden. Es enthielt zuerst die Eintheilung der Kirche. Vom einzigen erzbischöflichen Stuhle zu Mecheln (in dessen Sprengel Antwerpen gezogen wurde) hingen 7 Bistümer (Lüttich, Namur, Tournay, Gent und die neu zu errichtenden Brügge, Amsterdam, Herzogenbusch) ab. Eine Bedingung Capellari's war: „das Concordat dürfe nicht von den General-Staaten berathen, und die sich der Theologie widmenden jungen Leute dürften nicht zum Besuche des Collegii philosophici gezwungen, sondern müssten nach der Verordnung der Bischöfe erzogen werden. In einem Umlaufschreiben van Gobbelshroy's (Ministers des Innern) vom 5. Oct. 1827 steht jedoch die Versicherung, daß der Pabst geneigt sey, das Eintreten in das philosophische Collegium dem freien Willen eines Jeden zu überlassen. Wie unheilbringend die Unbestimmtheit dieses Punktes war, ging erst aus den nachfolgenden Ereignissen hervor. Die niederländische Regierung hatte weder gewagt, den Besuch des Collegiums geradezu als nothwendig zu verlangen und auf ihrer Forderung zu verharren, noch sich entschließen können, zu thun, was sie nachher auf eine minder ehrenvolle Weise that, das Collegium aufzuheben. Daß sie nachher den Ultramontanisten eine Stütze dadurch gab, daß sie sie glauben ließ, sie haben extrokt, was der Pabst nicht zu Stande bringen konnte, der Nachtheil hiervon für die bereits kritische Stellung der Regierung fällt in die Augen.

taktik bringen. Bisher hatten der Bischof von Lüttich, van Bommel und Cappaccini, päpstlicher Nunnius, den König bei der Ansicht erhalten, daß Concessiones die hierarchische Aristokratie beschwichtigen könnten. Allein das Treiben des Grafen Robiano de Boorbeke, der die Seele des Petitionswesens war, hatte eine solche heftige Erregung in die Priesterschaft gebracht, daß sogar einige Bischöfe und der Erzbischof von Mecheln ihr Mißfallen aussprachen. Jener Graf, der als ein „schwächlicher Nachtreter O'Connells“ von einem Wortführer der holländischen Seite bezeichnet wird, hatte offen den Zweck aller Bestrebungen ausgesprochen: „eine Trennung der beiden unverträglichen Länder zu Stande zu bringen.“ —

Die oben gegebene Königliche Botschaft, die in etwas milderen Ausdrücken von den Ministern der übrigen Departements an ihre Beamten erging, war keineswegs geeignet, das stürmische Meer zu beruhigen, sondern sie schüttete Del in's Feuer. Die Gegner der Regierung fanden darin eine Art von inquisitorischem Verfahren, in dem ein politisches Glaubensbekenntniß dem Herrn van Maanen sogleich alle die neunen mußte, die er zu den seinigen rechnen durfte. Diese allein hatten bei definitiver Einrichtung des Gerichtswesens (deun es war bis jetzt noch provisorisch) Anstellungen zu gewartern. Allein es erklärten sich nur wenige der Oppositionsmänner gegen die Königliche Botschaft, sondern, sey es nun, wie am natürlichsten angenommen wird, aus Liebe zu ihren Aemtern, oder aus Klugheit, die sie ihren Wirkungskreis nicht aufgeben ließ, — die Meisten erklärten, nach der Botschaft verfahren zu wollen und verließen

sich auf die Zukunft. Unter diesen war Herr von Meubraue, einer der heftigsten Gegner der Regierung, der, wie die liberale Parthei flagte, blos um sein Freisinnes willen vom Ministerium aus der zweiten Kammer bei den letzten Wahlen geschoben wurde. Die Journale, von denen wir noch einige Worte sagen müssen, triumphirten, denn dieses Circular, das die Schreiben La Bourdonnay's übertreffe, „müsste die liberale Partheit vollends belehren, ihr die Augen öffnen, zur Entscheidung bringen.“ Um lautesten schrie das von dem Studenten Roussel redigirte Journal de Louvain. „Das Ministerium habe seine moralische Kraft verloren und müsse zu Drohungen seine Zuflucht nehmen,“ hieß es. Gemäßiger sprachen die Organe der konstitutionellen Parthei, der Courrier des Pays-Bas, der Belge, der von den Gebrüdern Rogier redigirte Politique. Der Courrier de la Meuse war die Niederlage der theokratischen Parthei. In der That machte van Maanen bei den damaligen Umständen durch seine Erklärung einen weiteren Schritt zur Entscheidung der großen belgischen Sache, die jedoch auf keinen Fall aufzuhalten gewesen wäre.

In Carticaturen und Spottreden aller Art machte sich der Grimm der Belgier und der Katholiken, so wie der Zorn und die Verachtung der Holländer lust. Das Lösungswort: „Freiheit des Unterrichts,“ das die Sturmwaffe gegen das Collegium zu Löwen gewesen war, wurde auch nach dem Sturze desselben nicht aufgegeben, und nun eine solche Freiheit, das heißt, ausschließliche Abhängigkeit vom Clerus, auch für die Elementar- und Volksschulen von den Journalen verlangt.

Zugleich verband sich damit ein anderer Freiheitsruf, nämlich: „Freiheit der Presse!“ eben der Presse, die in früherer Zeit (von 1815 an) von den Priestern, weil sie meist gegen sie gerichtet war, so heftig bekämpft wurde. In der That hatte das neueste Pressegesetz die früher gelassene Freiheit enger eingeschnürt, aber die niederländischen Blätter des Jahres 1830 beweisen doch hinlänglich, daß sie noch einen tüchtigen Spielraum besaßen.

Zene um ihre Stellen gekommenen Oppositionsmitglieder, die gegen das Budget gestimmt hatten, wollte ihre Parthei entschädigen. Man sprach zuerst davon, Medaillen zu prägen, um ihnen dadurch Ehre zu erweisen; nachher kam man auf den Gedanken, nach dem Beispiel der Irlander, und wie früher schon de Potter und Ducpetiaux Geld erhalten hatten, durch Subscriptionen eine formliche Entschädigung für sie zu Stande zu bringen. So wollte man für Stassart ein Geschenk von 40,000 fl. zusammenfordern, um daraus ihm eine seiner ehemaligen Pension gleiche Rente zu geben. Alle südlichen Journale, nur drei ausgenommen, billigten diesen Schritt, und tadelten als offene Verhöhnung der Freiheit der Meinungen die Absetzung jener Männer. Die drei Journale waren nämlich ministeriell, das Journal de Gand, der National von Brüssel und der Courrier universell von Lüttich. Es muß etwas von den Redacteurs gesagt werden, weil einer derselben schon früher einen historischen Namen hatte, ein anderer ihn durch die Revolution in Belgien erhielt. Der erste ist Durand, der in Frankreich, geheimer Umtriebe verdächtig, unter dem Ministerium Villèle ab-

gesetzt, in Belgien auf die Seite der Opposition trat, aber dann schnell umwandte und ein Ultrajournal der Royalisten redigte. Merkwürdiger ist der zweite, der berüchtigte Toscaneser *Libry-Bagnano*, gegen den sich zu Brüssel zuerst der Sturm der Revolution wandte. Er war nach einer vom *Courrier des Pays-bas* bekannt gemachten Nachricht in Lyon als Wechselverfalscher gebrandmarkt und an den Pranger gestellt worden, hatte aber in Belgien, wie dasselbe Journal versichert, große Summen aus den Fonds zu Belebung der National-Industrie bezogen. Seit dieser Bekanntmachung wütete er gegen die Opposition, suchte ihr einen Schandfleck anzuhängen, wo er konnte, und predigte den übertriebensten Absolutismus. Der Dritte war *Pocholle*, eines der Mitglieder des National-Convents von 1792, ein Königsmörder, von seinem in Brüssel wohnenden Collegen, dem bekannten *Mérilinde Douai*, zu Redaction eines Journals der Regierung dem Staatssecretär *May de Streefcke* empfohlen. Sogar die officielle Gazette des *Pays-bas* wagte nicht, diesen Schritt der Regierung ganz zu vertheidigen, sondern suchte es nur zu entschuldigen.

Dabei blieb es nicht. Das Presßgesetz wirkte bald. Ehe wir jedoch seine Wirkungen erzählen, müssen wir auf die Generalstaaten unsern Blick wenden. Hier mußte sich der Gegensatz der belgischen und holländischen Natur am schreiendsten offenbaren, was denn auch schon lange her geschehen war. Der Kampf gegen den freisinnigen Unterricht und die Behauptung des jesuitischen Monopols war ein Erbstück aus den Zeiten der spanischen Pfaffen- und Inquisitions herrschaft. Es hatte

sich unter Joseph II. gezeigt, was ein fanatisches Volk, von ehrgeizigen und herrschsüchtigen Priestern erhebt, vermag; Napoleon sah sich gendächtigt, die belgisch-catholischen Geistlichen wegen ihres Entgegenstrebens gegen seine, wenigstens den unthigen Unterricht begünstigende Herrschaft mit den Ehrentiteln „Ignoranten“ — „Schwachköpfe“ — „Dummköpfe“ zu beleben, und das philosophische Collegium reizte von Neuem ihren Grimim. Ein Fehler war es, daß die Regierung die Presse beschränkte, die doch zu ihrer eigenen liberalen Laufbahn unentbehrlich war; sie wollte den Gegnern eine Waffe entreißen und gab ihnen eine in die Hände, weil in einem Lande, das die Pressefreiheit einmal hat, nichts gehässiger und gefährlicher ist, als ihre Unterdrückung. In Staaten, deren Constitution dazu paßt, ist sie der Lebensathem. Daraus entstand ein neuer Kampf, der nicht lange mündlich und schriftlich bleiben konnte. Der Gebrauch der französischen Sprache bei öffentlichen Acten und Geschäften, eine Forderung, die die Belgier wohl nicht mit Unrecht für ihre Provinzen machen konnten, hatte lange den Zankstoff in Kammer und Journalen gegeben. Wundersam freilich, wenn jede Provinz ihre Sprache reden sollte in einer öffentlichen Kammer! aber eben so unthunlich, wenn der Franzose, der nicht holländisch verstand, doch seine Geschäfte in dieser Sprache betrieben sehen mußte. Keine von beiden Partheien hatte Unrecht, dieß hatte nur die, welche zusammengefügt, was die Vorsehung durch verschiedene Sprachen schied. Nur in einem despotischen Reiche können Völker von verschiedenen Sprachen zusammengehalten werden unter Einem Scepter, mit Ei-

ner Regierung! Was würde man sagen, wenn in Hannover alle Acten englisch wären! Lange wurde dieser Punkt streitend hin und her gezerrt, endlich siegte die Opposition, die Regierung gab nach. Den 4. Juni 1830 erschien die Verordnung, welche folgende Punkte enthielt:

- 1) Alle öffentlichen und Privaturkunden im Königreich können in der Sprache abgefaßt werden, welche die Beteiligten wünschen, wenn bei authentischen Urkunden diese Sprache sowohl den aussertigenden Beamten, als den Zeugen bekannt ist. Eben so die Verkaufs- und Privatanzeigen;
- 2) die Tribunale in den Provinzen Limburg, Westflandern und Antwerpen, so wie in den Bezirken Brüssel und Löwen sind ermächtigt, auf Verlangen der Partheien den Gebrauch der französischen Sprache in den Acten und Plaidoyers zu gestatten. In Criminalsachen darf, wenn die Richter das Französische verstehen, die Angeklagten aber des Niederländischen nicht mächtig sind, diese Erlaubniß nie verweigert werden;
- 3) wo das Französische oder Wallonische Volks-sprache ist, dürfen die Acten und Documente der Verwaltung französisch abgefaßt seyn, und das Volk darf sich in dieser Sprache an die Behörde wenden;
- 4) der Gebrauch der französischen Sprache wird in den Provinzen Lüttich, Namur, Hennegan, im Bezirk Nivelles (in Südbrabant), für alle Finanz-Verwaltungs- und gerichtlichen Sachen

- beibehalten; der der französischen und deutschen Sprache in Luxemburg;
- 5) eben so der ausschließende Gebrauch der niederländischen Sprache in den Provinzen Nordbrabant, Holland, Zeeland, Utrecht, Friesland, Overijssel, Groningen und Drenthe.

Die Grundinteressen beider Länder wurden in den Kammern nicht discutirt, denn wozu auch? das Resultat wäre nur die Unmöglichkeit gewesen, sie zugleich zu fördern! Die Finanzen waren der Hauptgegenstand, mit dem sich die noch vom J. 1829 versammelten Generalstaaten beschäftigten. Auf diesem Felde entwickelte sich die Opposition minder heftig als auf dem bisherigen.

Wir erlauben uns hier eine kurze historische Schildderung des niederländischen Finanzwesens. Längst war Holland nicht mehr in der Reihe der ersten seefahrenden Nationen, aber ein großer Geldreichtum fand sich noch vor. Die französische Revolution und ihre Kriege, die Verwandlung Hollands in eine Republik unter einer oligarchischen Regierung, das holländische Königreich unter Ludwig Bonaparte, das an allen Kriegen Napoleon's Theil nahm, verschlang das öffentliche Vermögen nicht nur, sondern in Folge der Herabsetzung der Nationalsschuld, die weit über die Kräfte des Landes gewachsen war, zugleich mit der französischen, nachdem Holland dem Kaiserreich einverleibt war, auch einen guten Theil des Privatreichtums, da eine Menge holländischer Privaten, besonders Wittwen und Waisen, unter die Staatsgläubiger gehörten, die durch jene Maßregel litten. Der Freiheitskampf vermehrte die Schuld

und im Jahr 1814 betrug das Deficit des Budgets nicht weniger als 25,020,000. Wie sollte dieses in einer nicht weit geringern Summe auch für die Zukunft zu erwartende Deficit gedeckt werden? Die neue orauische Regierung, die sich in der Unmöglichkeit eines freiwilligen Anlehens sah und ein gezwungenes fürchtete, erfand ein Mittel, das sie zugleich in den Augen derer, die durch die napoleonische Schuldverminderung gelitten hatten, hochstellen mußte. Jene Herabsetzung hatte die Ungültigkeit von $\frac{2}{3}$ der Schuld zur Folge, die man nun dette morte (todte Schuld) nannte. Diese wollte die Regierung wieder ins Leben rufen gegen die Bedingung, daß die Gläubiger für jetzt zu Deckung des großen Ausfalls etwas zahlten. Jene ganze Schuld auf das große Buch (im nicht herabgesetzten Zustand) betrug 1264 Millionen Franks und noch etwas mehr.

Noch einmal wurde im Jahre 1815 ein Anlehen gemacht. Der jährliche Aufwand für das Jahr 1816 betrug an 82 Millionen, im Jahr 1817 fast 77 Millionen, und doch blieb in beiden Jahren ein Deficit. Mit grösßerer Umsicht als zuvor wurden noch neue Schulden gehäuft; das Budget für 1819 betrug 73 Millionen und die Einkünfte fielen ungefähr gleich aus, wobei freilich manche Abgaben eben nicht zu den sichersten, eben so wenig zu den am wenigsten gehässigen gehörten. Im Jahr 1820 begann nach dem Buchstaben des Grundgesetzes die Theilung der Ausgaben in ordentliche und außerordentliche, von denen jene auf zehn Jahre, diese jährlich von den Generalstaaten verwilligt wurden. Das erste ordentliche zehnjährige Budget betrug:

1) für das Haus des Königs	Fl. 2,600,000
2) Staatssecretariat, Collegien und Functionnaire, die zu keinem einzelnen Verwal- tungszweig gehören . . .	— 1,005,143
3) Departement des Auswär- tigen	— 678,790
4) — der Justiz	— 246,500
5) — des Innern und des Wasserstaats	— 2,267,553:42
6) — der nicht-catholischen Culte	— 1,325,755:65
7) — des römischen Cults	— 1,826,859:58
8) — des Unterrichts der Industrie und Colonien .	— 1,022,325:06
9) Finanzen	— 26,829,742:67
10) Marine	— 5,395,291:34
11) Krieg	— 16,677,062:17

Summe —: Fl. 59,875,052:89

Um nun auch von den dortigen Steuern eine Vor-
stellung zu geben, schen wir hieher, welche Abgaben
eine solche Ausgabe decken sollten:

- 1) Directe Steuer (bestehend aus Grund-, Personal-,
Mobiliar- und Thür- und Fenstersteuer)
20,295,780 Flor.;
- 2) Einschreibgebühren, Stempelaccise, Pfand- und
Erbtaxe 11,200,000 Fl.
- 3) Zoll und Accise . 15,333,333 Fl. 33 Cent. *)

*) Kein Wunder, daß die niederländische Regierung gram-
maticalisch bedenklich wird, da sie die Einkünfte der

- | | |
|-------------------------------------|-------------|
| 4) Taxe auf Gold- und Silbergeräthe | 250,000 Fl. |
| 5) Post-Ertrag | 990,000 Fl. |

Der ganze Ertrag wäre somit 47,979,113 Fl. 33 Cent., und bleibt, mit der Ausgabe verglichen, ein Deficit von — ∴ 11,895,939 Fl. 56 C. Das außerordentliche Budget belief sich auf 22 Millionen für das Jahr 1830. Auch hier ergab sich ein Deficit von vier Millionen.

Da auf diese Weise die Finanznoth mit jedem Jahr wuchs und nirgends mehr eine Abhülfe möglich war, so musste man zu Steuern greifen, die nachher eine Rolle in der Geschichte der belgischen Revolution spielten. Man legte auf die Hausmiethe 4 Prozent, auf die Meubles 1 Prozent ihres Werthes, erschuf eine Be-dienten- und Pferdesteuer, eine Mahlsteuer von 1 Fl. 40 Cent. auf den Scheffel Waizen und 50 Cent. auf den Scheffel Roggen, endlich eine Schlachtsteuer von 10 Prozent. Im Jahr 1822 kam man sogar auf ein Lotterieanlehen von 40 Millionen. — Gehen wir aber gleich zu unserer Zeit vorwärts, um keine Geschichte der Deficits zu schreiben. Im Jahr 1829 beriehen sich die Generalstaaten wieder über die Annahme eines neuen zehnjährigen Budgets. Die Regierung hatte einen neuen Plan der Anordnung; die Schlacht- und Mahlsteuer, die für den gemeinen Mann am lästigsten waren, weil sie die Lebensmittel vertheuerten, sollten fallen und das

Wasserstraßen, und so besonders des Rheins, so hoch in ihren Einnahme findet. Eine Nachgiebigkeit in der Grammatik gibt hier eine Lücke in den Finanzen.

für auf Wein, geistige Getränke, Essig, seyen sie nur eingeführt oder einheimisch, eine Steuer gelegt werden. Die Auspicien, unter denen die Berathung der Generalstaaten über das zehnjährige Budget *) von 1830 begannen, sind schon geschildert worden.

„Noch nie,” sagt mit Recht ein einsichtsvoller Schriftsteller, „sind Finanzgesetze (die beiden Budgets, das zehnjährige und das einjährige) mit Gründen, die so sehr außer der Natur der Sache lagen, weder angegriffen noch vertheidigt worden, wie im Laufe dieser Debatten. Während die Deputirten des Südens ihre verneinenden Stimmen auf die Nichtachtung ihrer Beschwerden anderer Art gründeten (point de redressement de griefs, point de subsides!) war der Wahlspruch; gerade wie in Frankreich: keine Steuern für das Ministerium vom 8. August!) gab es Abgeordnete der nördlichen Provinzen, die der Regierung ihre Stimmen nicht weigern zu dürfen glaubten, so wenig ihnen die Budgets an sich selbst genügten. Nur mit wenigen Ausnahmen war die Ansicht der Meisten durch den Conflict der Meinungen im Ganzen hervorgerufen. Zu den Ausnahmen gehörte Hr. Fockema, dessen Rede gegen das Budget merkwürdig ist.“ Die Opposition verlangte bei der Mangelhaftigkeit der neuen Finanzgesetze, der in

*) Es ist der Raum hier zu enge, um die neue Anordnung des Budgets genauer zu beschreiben, überdies müßten wir dabei die Ergebnisse des Amortisations-Syndicats berücksichtigen, die in Bezug auf Schulden und Aulehen so weitläufig wären, daß sie, wenn sie abgekürzt würden, nicht Ledermann verstehen könnte.

der kurzen Zeit bis zu Ablauf der alten nicht abzuheben sey, eine provisorische Maßregel. Das Ministerium hingegen drang aus allen Kräften auf Annahme seines Entwurfs. Es sah sich unterstützt von denen, die bei längerer Unterschiedenheit über das Budget eine Vermehrung der allgemeinen Erregung und Erbitterung oder gar am Ende von der Regierung eine außerordentliche, der Constitution zuwiderlaufende Maßregel fürchteten. Das zehnjährige Budget wurde nach heftigen Debatten mit 61 Stimmen gegen 46 angenommen, das außerordentliche für 1830 blos mit der Majorität einer Stimme; die von dem Minister vorgeschlagenen Mittel, um die ordentlichen Ausgaben für zehn Jahre zu decken, wurden mit 55 gegen 52 Stimmen verworfen. Hierauf zog der Minister seinen Deckungsvorschlag für 1830 zurück, und bot einen andern, der, mit Ausnahme einer Stimme, der des Herrn von Staatsart, von Allen gebilligt wurde. Dies bewies, daß sich damals die Opposition in den Kammern nicht systematisch der Regierung entgegenstellte. In dem zehnjährigen Budget trat die endliche Entscheidung über die Art der Einkünfte nicht ein. Die Belgier verlangten vor Allem Abschaffung der Mahl- und Schlachtsteuer; die Holländer wollten es nicht dulden, daß diese durch Auflagen auf Wein, Zucker, Caffee und Thee ersetzt würden, da die Lebenskraft ihres Handels in diesen Artikeln liegt. Somit war für die nächsten Generalstaaten eine heftige Opposition von Seiten der nördlichen Deputirten zu erwarten.

Der Einzige, welcher aus bloßem Oppositiionsgeist gegen alle Maßregeln der Regierung stimmte, war:

der Deputirte von Stassart, der, wie oben erzählt, die Folgen davon empfand. Einiges aus dem Leben dieses Mannes wird hier an seiner Stelle seyn.

Goswin Joseph Augustin, Baron von Stassart, ist 1780 zu Mecheln geboren und von seinem gelehrten Großvater, dem Staatsrath und Präsidenten des Consells von Namur, erzogen. Er wurde von Ex-Jesuiten im Collegium zu Namur weiter gebildet, wobei dem ungeachtet die in der Zeit liegenden neuen Ideen bedeutenden Einfluß auf ihn bekamen. Er trat als Dichter auf den Schauplatz der Welt. In Paris studirte er mit Erfolg die Rechte, wurde 1804 Auditor beim Staatsrath, und 1805 kam er zur Intendantanz in Tyrol, wo er einen Aufstand des Volkes unterdrückte, das sein Joch abschütteln wollte; im Jahr 1806 wurde er nach Belgien und auf das linke Rheinauer geschickt in polizeilichem Charakter, wobei er sich den Beifall des Finanzministers Gaudin durch gute Vorschläge erwarb. Als Intendant von Elbing im Jahr 1807 zeigte er sowohl einen rühmlichen Eifer für die französischen Armegeschäfte, als auch dankbar anerkanntes Wohlwollen gegen das preußische Volk. Nach dem Frieden von Tilsit bekam er Geschäfte im Herzogthum Warschau, wurde nachher Intendant von Marienwerder und der Mittelmark. Im Jahr 1809 ward er zum Unterpräfecten zu Orange, 1810 zum Präfecten von Baucluse ernannt, wo er sich durch Humanität auszeichnete, auch von den Staatsbehörden sich Achtung erwarb. Endlich 1812 schickte ihn Napoleon als Präfecten an die Maasmündungen, wo er zugleich mit dem Grafen de Gelles (demselben Belgier, der jetzt die diplomatischen Ge-

schäfte mit van de Weyer leitet und der das Concordat abschloß) und Lebrun einen ganz andern Character, den der harten, unmenschlichen Tyrannie, entwickelte. Er wurde tödtlich gehaßt, und mußte sich, als der Aufstand ausbrach, in die Festung Gorkum flüchten. In Paris, wohin er eilte, kommandirte er in der Vorstadt St. Antoine unter König Joseph, erhielt von Franz I. nach dem Einzug in Paris den Kammerherrn schlüssel, der ihm nebst fünf Ordenszeichen schmückte. — In Wien hoffte er beim Congreß eine Rolle zu spielen, zog sich jedoch getäuscht ins Privatleben nach Namur zurück, eilte bei Napoleon's Rückkehr nach Frankreich, wurde als Unterhändler nach Wien geschickt, durfte aber nicht über Linz hinaus (weil die Notizen des Barons von Gagern ihn nicht eben empfohlen hatten), wartete dort auf Antwort und kehrte nach Paris zurück. Er röhmt sich, Napoleon zur Abdankung zu Gunsten des Königs von Rom überredet zu haben, wurde Requête-meister und that nichts mehr. In Belgien lebte er nach der zweiten Invasion auf Corioule (daher spöttisch Coriolan genannt), seinem Laudsitz. Mitglied der zweiten Kammer für Namur seit 1817., war er immer ein Feind der Vereinigung Belgiens mit Holland, ein Gegner der Regierung und spottete frech über den König, den er den „Finkenkönig“ und dessen Thron den „Schneethron“ nannte. Bei einer Audienz fragte ihn einmal König Wilhelm: „Wie? Herr von Staffort, Sie lassen sich herab, den König der Finken zu besuchen?“ Als der Baron eine Entschuldigung stammelte, sagte ihm der König laconisch: „Was soll Ihrer Pension nichts schaden!“ — Den

Minister van Gobbelshron verfolgte sein Witz und seine Satyre auf eine ergötzliche Weise, überhaupt war seine Opposition rednerisch, gewandt und schlau. Dieser Mann stand in der Frage über das Budget der Regierung stets feindlich gegenüber.

Herr von Gerlache, ein seinen Kenntnissen und seiner Klugheit nach noch wichtigerer Oppositionsmann als Stassart, ist aus Luxemburg, und war Advocat in der französischen Zeit. Sein Talent beförderte ihn. Er wurde Generalprokurator am Gerichtshof in Lüttich unter der jetzigen Dynastie, bald Rath dieses Tribunals. Er suchte die belgische Opposition, die in Stassart beständig auf eine Aussicht zur Niedervereinigung mit Frankreich sich stützte, zu concentriren und schloss sich zu diesem Zweck an die mächtige katholische Priesterparthei an. Er kam als Chef an die Spitze der Parthei, und kämpfte seit 1825 in der Sache des öffentlichen Unterrichts gegen die liberale Regierung mit einer Beredsamkeit und einer Macht des Talents, die ihm in ganz Belgien einen bedeutenden Namen verschaffte. Auch durch die Journalistik suchte er zu wirken, trat in die Société catholique, und lieferte in den Courrier de la Meuse und Conservateur belge, in Verbindung mit dem Großvicar Barrett in Lüttich und Herrn de Sauvage. Als Mitglied der Regenz von Lüttich arbeitete er den Liberalen (die nicht theocratisch gesinnt waren) mit seinen Freunden Staë, Kersten, Dubivier entgegen, und knüpfte durch Reisen nach Frankreich u. a. die Verbindungen mit Jesuiten durch Hülfe anderer Freunde, der Grafen d'Urb

tremont, d'Hamal und Robiano de Voorsbecke fester. Daß ihm die Regierung aus Widerwillen im Jahr 1827 den Lehrstuhl der politischen Öeconomie zu Lüttich versagte, verstärkte seinen Haß gegen das hier so unkling handelnde System. In der Sitzung der Generalstaaten von 1828 zog er heftig gegen den Minister van Gobbelckroy in Bezug auf das Concordat und den Unterricht zu Felde. In der katholischen Union stand er wieder am ersten Platze, und kämpfte vor in den Debatten über das Budget im Jahr 1829 und 1830.

Unter den Fahnern dieser Anführer stritt in den Generalstaaten noch eine Reihe von Männern, die durch Talent und zum Theil durch einen achtungswerten Charakter der Opposition nicht wenig Gewicht gaben. Zu ihnen gehörten de Brouckère, Baron de Sécu's, Graf de Celles, de Langhe, de la Taille sc.

Anfangs wollte die Opposition das Budget verwiesen und für eine provisorische Maßregel stimmen, nachher veränderte sie ihre Tactik. Die Debatte drehte sich eine Zeitlang um das Recht, in der Kammer das Budget zu verwiesen, aus andern Gründen, als denen, die im Budget selbst liegen. Die Opposition behauptete dieses Recht, verlangte vor Allem Abhülfe der vielen Beschwerden, welche Steuern, Unterricht, Pressefreiheit, Geschäftsgang betrafen. In der letzten Rücksicht war es besonders belästigend, daß den Mitgliedern der Kammer verboten war, Mittheilungen über etwas Anderes, als das gerade vorliegende Gesetz, an die Minister zu

richten. Die Repräsentation bot ebenfalls, wie diese gegen die Opposition gerichtete Verordnung, eine ihr ungünstige Seite dar. Obwohl die südlichen Provinzen an Einwohnerzahl bei Weitem die größeren waren, so hatte das Ministerium doch immer eine größere Zahl Deputirten der nördlichen Provinzen auf seiner Seite. — Abschaffung der Missbräuche, Abhilfe der Beschwerde machten die belgischen Deputirten zur Bedingung, unter der allein sie für das Budget stimmen würden. Die Regierung machte Miene, ihnen in einigen Punkten nachzugeben; die Zeit verstrich, das Jahr eilte zum Ende, und nun mußte sich, um drängender Noth des Staats willen, die Opposition zum Stimmen für das Budget entschließen. Es geschah. Die Holländer siegten und eine Königliche Botschaft vom 11. Dezember, in van Maanen's streuem Geist abgefaßt, zeigte den Belgieren, wie schlecht ihre Sachen stehen. Dies ist dieselbe Botschaft, die allen Beamten vorgelegt wurde und deren Begleitungsschreiben wir oben zum Theil gegeben haben.

Hatte die Opposition in den Finanzsachen den Kürzern gezogen, so erwartete sie dagegen in den Untersuchungen über die Petitionen einen entscheidenden Schlag gegen die Holländer zu thun. Es waren fast 1000 Petitionen über die Nationalbeschwerden (grievances nationaux, wozu die Holländer noch beiseitzen prétendus, „vorgebliche“) eingelaufen. Die Opposition wollte eine Untersuchung, doch siegte auch hier wieder die Politik über die Leidenschaft. Die klügern Chefs der Opposition drangen nicht darauf, weil dies nur in volliger Auflösung des Bandes zwischen Belgien und Hols-

land, oder, da diese nicht gutwillig erfolgte, im Aufstand enden konnte. Sie setzte daher mit entschiedener Majorität, trotz der Rede des holländischen ausgezeichneten Deputirten Donker-Curtius, das dépôt a greffe (Niederlage im Archiv zu künftiger Untersuchung) durch, was von den strengsten Liberalen und Katholiken als „Begräbniß“ bespottet wurde. Herrn Donker-Curtius antwortete in einer wizigen Rede Sur le Chokier (der jetzige Regent von Belgien). In dieser Sache traten von Seite der Liberalen besonders de Celles, Stassart und der gewandte Lehou auf. Die Regierung untersuchte für sich die Petitionen, und entließ in Folge das von einige Bürgermeister, die sie begünstigt hatten. Der Sieg der Opposition war nur ein halber.

Nach den Osterferien ging die Berathung auf die neue Caffeesteuer über, wobei sich nichts Merkwürdiges darbot. Am 21. Mai endlich ging das vielfach besprochene, verhasste Preßgesetz, nur mit einem Widerspruch von 12 Stimmen gegen 93 durch. Wozu dieses Aufheben von der absolutistischen Absicht des Gesetzes, konnte man fragen; wenn Ihr es in Euren Sitzungen nicht bekämpft? Wohl wahr; es ist nicht die Ueberzeugung der Opposition, was ihr erlaubte, dafür zu stimmen, sondern anderweitige Klugheitsgründe. Ohne diese zu erörtern, sagen wir blos, daß die liberale Partei bald ihre Klugheit büßte, wie die Regierung ihr unconstitutionelles Gesetz;

Sofort wurden die „Hochmögenden Herren“ am 2. Juni entlassen mit einer Rede, die Lacoste, der Minister des Finnern, hießt. Er sagt von der Versammlung:

„Durch bedeutende Arbeiten und mancherlei Wechsel ausgezeichnet, ist sie durch das glücklichste Einverständniß zwischen dem Throne und der Nation über die Punkte, woran beiden am meisten gelegen war, gekrönt worden. — Die Ergebnisse sind für die Gegenwart günstig, für die Zukunft beruhigend. Sie werden die Bande noch fester schlingen, welche den Regenten und das belgische Volk auf ewig verbinden, sie werden durch jene gesunde Meinung geheiligt werden, die sich unter den rechtschaffenen und aufgeklärten Männern bildet, sich über Leidenschaften der Zeitgenossen erhebt, von der Zeit neue Stärke empfängt und eines Tages das Urtheil der Nachwelt wird.“ — So glücklich sich die Regierung jetzt noch bei ihrer Täuschung befand, indem sie die Augen von dem Abgrund wegrichtete, der vor ihr offen stand, so deutlich mußte dennoch aufmerksamen Zuschauern des niederländischen Schauspiels ein an sich geringfügiges Ereigniß zeigen, was von der aufgeregten Stimmung Belgiens sich erwarten ließ. Natürlich hatte die Discussion der Unterrichtsangelegenheiten auf den Universitäten, großes Aufsehen gemacht und den Parteistreit eingeführt. Löwen, die Stadt, wo das philosophische Collegium sich befand, war einer von den Orten, wo sich diese Folge ganz besonders an's Licht stellte. Uebertieß ließ die Regierung einige Furcht merken, indem begründete Gerüchte des Inhalts umliefen, es sey davon die Rede gewesen, die Universitäten Utrecht und Löwen aufzuheben. Ein Ziel der heftigsten Feindschaft waren auf den belgischen Universitäten immer die deutschen Professoren, die es an ehrenfestem Charakter, an gründlichem Wissen den Belgieren zuborthatten, an Ges.

Unj. Tage. Jahrg. 1830. I. Bd.

wandtheit und Liberalismus hinter ihnen blieben. In Löwen entstanden nun auch zuerst unruhige Auftritte. Ein Student, Adolph Roussel, einer der Redacteure des heftigen Löwener Journals, griff bei einer Disputation nicht die Sätze des Promovenden, sondern die Dedication desselben an Herrn van Eyk, Administrator des öffentlichen Unterrichts, an, indem er diesen und die Regierung öffentlich tadelte. Des Rectors Ermahnung zur Ordnung wurde nicht von ihm angenommen, der Senat relegirte ihn. Er sprengte aus, es haben die acht deutschen Professoren gegen die sieben französischen die Relegation durch Stimmenmehrheit durchgesetzt. Sobald daher Warkönig, einer der deutschen Professoren, den Hörsaal betrat, schrie Roussel und ein ihm folgender Schwarm Studenten: „Nieder mit Warkönig! nieder mit den Deutschen!“ — Unsonst suchte der Professor die Ruhe herzustellen, er mußte fliehen und ward mit Roth- und selbst mit Steinwürsen bis nach der Polizeiwache verfolgt. Die Untersuchung ergab nichts weiter, als daß Roussel relegirt blieb. Die heftige Erregung, in der die Löwener Studenten, durch die Straßen zogen und Gerlache und Secus hoch leben ließen, verlor sich wieder in Stille. Die Sache hatte augenblickliches Aufsehen gemacht und konnte ihrer Unbedeutung wegen wieder vergessen werden. Aber die liberalen Journale ergriffen sie und schilderten in heftigen Ausdrücken den Haß des Ministeriums auf das Journal de Louvain, als eines der freiesten, und die Chicane, die man gegen seinen Redacteur angewandt hatte. Schon länger her waren noch Prozesse gegen einige Glieder der Priester- und Oppo-

sitionsparthei anhängig, deren Entscheidung in diesem und dem vorigen Jahre das Feuer nur noch stärker schürte.

Die in der That empörende Behandlung, die de Bacon, Abbé von Zinselring, Director eines Privat-Instituts zu Gent, einer der Hauptredacteure des Catholique des Pays - bas, sich gegen einige Zöglinge erlaubt habeu sollte, kam an den Tag. Die ministeriellen Blätter und die öffentliche Meinung im Norden nahmen davon Gelegenheit, an einem Beispiele zu zeigen, wie sehr die Erziehung und der Unterricht bei den Jesuiten in schlechten Händen sey; der Catholique suchte den Abbé zu vertheidigen und machte seine Sache in den Augen aller Vernünftigen nur um so schlechter, denn sie sprach von selbst und jedes menschliche Gefühl war darüber der genügendste Richter. Allein auch die belgischen Tribunale nahmen sich des Angeklagten an, der Abbé wurde zu Brüssel in erster Instanz freigesprochen und nun seine Untergebenen gestraft. Jedoch der General-Procurator appellirte gegen das Urtheil. Wieder wurde er freigesprochen, und da zeigte sich denn erst vollständig, daß der Eifer der Anti-Katholiken für diesmal zum Theil wenigstens fehlgegriffen; die Sache erschien bei genauer Untersuchung unbedeutend; aber die Erregung der Gefühle war nun einmal da; daß der Gerichtshof von Brüssel den Abbé nicht verurtheilte, sand man ganz natürlich, da ihm Zeugnisse von gut ministeriellen Männern zukamen, die mit dem Abbé in Verbindung waren; so mußte denn diese Angelegenheit auch ein Stück Holz zu dem großen Brandstoff legen,

den beide, die holländische und belgische Partei, mit gleichem Eifer sammelten.

Noch hatte ein anderer Prozeß die Gemüther erbittert. Ein Artikel des bereits so wichtig gewordenen *Ludwig von Potter* im *Courrier des Pays-bas*, worin er mit besonderer Hestigkeit gegen die Regierung zu Felde zieht, schien dem General-Procurator einen Aufruf zum Widerstande zu enthalten, der sich mit dem Presßgesetze von 1815 nicht vertrage.

Er wurde, nebst seinen Freunden *Ducpetiaux*, *Clas*, *Fottrand*, zu Brüssel angeklagt und er selbst zu 18monatlicher, die übrigen zu einer um einige Monate kürzeren Haft verurtheilt. So wenig auch das Recht ganz auf Seite der Beschuldigten war, so schien es doch selbst den gemäßigten Oranieren weder klug noch rechtlich, auf eine so unbedeutende Erscheinung so viel Gewicht zu legen, und man mußte es van Maanens Widerwillen gegen die Journalisten zuschreiben, wenn der Ausspruch stehen blieb. Im Jahr 1830 erst lief die Zeit der Strafe ab, und *Potter* überschreitete das Land von seinem Kerker aus mit wütenden Flugschriften, in denen sich eine jetzt erst in ihm erregte Erbitterung aussprach.

Doch lehren wir zurück, um einen Blick auf das frühere Leben *Louis de Potters* zu werfen. Er ist jetzt 45 Jahre alt und zu Brügge in Flandern geboren. Talent, Wissbegierde, Ueberspanntheit, Leidenschaftlichkeit, Eitelkeit waren von frühe an die Hauptzüge seines Charakters. Während Belgien unter Napoleon's Scepter stand, lebte er lustig und guter Dinge in Italien. Er wünschte Gesandter in Rom oder im Ministerium des Innern durch Vermitt-

lung seines Freundes van Gobbelshoy angestellt zu werden; es mißlang beides; daher sein Haß gegen die Regierung. Er beschäftigte sich damit, wobei ihm sein großes Vermögen zu Statten kam, alte Acten über den berühmten Scipio Ricci, Bischof von Pistoja, den aufgeklärten Reformator des toscanischen Clerus zusammenzubringen, und gab das Resultat dieser Bemühungen heraus. Es erregte große Aufmerksamkeit durch seine Heftigkeit gegen die Priester, auch ihren Einfluß in Belgien. Er pries auf's höchste die josephinischen Reformationsversuche in Belgien, die er nachher bis in die unterste Höhle verdammt, schlug sich auf die Seite des Princips der gallikanischen Kirche, oder erklärte sich gegen das Papstthum als unverbesserlich. Eine unsittlich geschriebene Chronique scandaleuse der römischen Kirche war das Resultat dieser Ansicht unter dem Titel: „Geist der Kirche.“ Andere Schriften zeugten von demselben Geist. Er erworb sich durch seinen glühenden Haß gegen alle Geistesknächtschaft den höchsten Beifall der Opposition seines Vaterlandes, die damals noch nicht in das abentheuerliche und unnatürliche Bündniß mit dem Ultramontanismus getreten war, wurde aber dagegen von seinen jetzigen Freunden, den Pfaffen, tausendmal verflucht und verdammt. Im Jahre 1828 wandte sich das Blatt. Die Liberalen schlossen sich an die Katholiken an, und Potter wurde einer der ersten Verfechter des Concordats und der Opposition in ihrer ganzen dermaligen Gestalt. Man schmeichelte ihm, um ihn durch seine Eitelkeit als eine gute Eroberung zu behalten. Doch erst nach dem schen berührten Prozesse gab er sich vollends in Gemeinschaft

mit seinen bisherigen Feinden, den Jesuiten und Priestern hin. Er wurde einer der ersten Redacteure des Catholique des Pays-bas, dessen Richtung sich jetzt änderte. Seine Freunde wurden de Brouckère und Stassart, die mit ihm das Blatt bereicherten. Man nannte die zwölf Redacteure (unter ihnen seine Schüler und Verlehrer, die jungen Männer van de Weyer, le Broussart, Duceptiaux, Clas, Gottrand, Spinalis u. a.) spottweise „die zwölf Apostel der Union.“ Brochüren über Brochüren erschienen von ihm. Die Union wurde geschlossen, von Potter im Namen der Philosophen, Constitutionellen, von Gerlache im Namen der Katholiken.

De Potter saß im Jahre 1830 noch immer im Gefängniß; hier erreichte ihn der Entwurf zu einer Nationalsubscription, der, ohne Zweifel von Priestern abgefaßt, dem General-Procurator keine verwundbare Seite darbot. Er hatte zum Zweck, den Mitgliedern der zweiten Kammer der Generalstaaten, die in Folge ihres gewissenhaften Widerstandes gegen die ungesetzliche Handlungsweise der Regierung ihre Gehalte oder Pensionen verlieren würden, zu entschädigen. In jedem Dorfe oder Stadt u. s. w. sollten drei Bürger ein Committee bilden, um die Operation zu leiten. Der Name des Unterzeichners, der überdies auf eine Nummer nur einen Gulden einschreiben durfte (bei mehr Geld also mehr Nummern) sollte nicht nothwendig genannt werden. Ein General-Committee leitete das Ganze und nahm die Gelder ein.

Herr von Potter ließ sich am 16. Februar 1830,

von den Petits Carmes zu Brüssel aus, folgendermaßen
vernehmen:

„ . . . Ich gebe von ganzem Herzen meinen Beifall (zu dem Entwurf) und bitte Sie . . . noch für 100 Gulden einzuschreiben.“

„Es war in der That dringend, daß die Nation, von allen Seiten bedroht, angegriffen und verletzt, bald in dem einen oder andern ihrer Rechte, bald in dem einen oder andern ihrer Mitglieder, Vertheidigungsmittel verbereite, um sich den Eingriffen und Attentaten des Maisteriums widerzehren . . . zu können. Vereinzelte Subscriptionen, die sich bei jedem Anlaß erneuern, heute wegen einer Abschöpfung oder einer entrissenen Pension, morgen wegen einer Geldstrafe, eines Monuments oder einer Medaille *); solche Subscriptionen haben außer ihrer unvermeidlichen Langsamkeit auch noch den Nachtheil, durch ihre häufige Wiederkehr das Publikum zu ermüden, und würden dadurch in den Händen der Opposition eine Kumpfe, unnütze Waffe.“ Sofort geht er zu seinem Vorschlag über.

„Ich wünschte, daß die Nationalkasse eine ausgedehntere und allgemeinere Bestimmung erhielte, als diejenige, wozu sie Ihnen zufolge einzig bestimmt ist. So wünschte ich, daß nicht nur die Mitglieder der jetzigen Generalstaaten, welche von

ihm Anfangs wab davon die Rode, Herrn von Staaffart eine Medaille zu wägen. Aber die feindlichen Journale schreckten davon ab, indem Sie versprachen, es werde dann auch ihrerseits eine Ehrenmedaille für diesen Herrn geprägt werden, über die er sich wenig zu freuen haben würde.

der Regierung für ihren gewissenhaften Widerstand gegen die Willkür ihrer Gehalte oder Pensionen beraubt würden, sondern daß alle Bürger, die Mitglieder der Conföderation sind, für die Verluste entschädigt würden, die sie in Folge ihres Widerstandes gegen die ungesezliche Handlungsweise der Regierung erleiden könnten. Mir scheint, daß die Nationalkasse eine wechselseitige Versicherung gegen alle Streiche der Gewalt seye sollte, deren Opfer einer der Conföderirten werden könnte. Diese Verluste bestehen in Stellen und Pensionen von der Regierung und in Strafen von den Tribunalen." Seine Vorschläge lauteten daher allgemein für die jedesmalige wenigstens theilweise Entschädigung eines sochen Mannes. „Jedes Mitglied," lautet einer seiner Artikel, „der Conföderation, das der Regierung einen gesetzlichen Widerstand entgegensetzt und in seinem Widerstande unterliegt, wird für seine Verluste und seinen Schaden völlig entschädigt. Die Nationalkasse erkennt Ehren-Belohnungen den Bürgern, die durch ihr Benehmen sich um das Vaterland und seine Institutionen verdient gemacht haben." Er wünscht, damit die Kasse sich nicht erschöpfe, eine Rente durch Bezahlung von 1 — 3 Prozent der Mobiliarsteuer. Weiterer Artikel: „Jeder Conföderirte verpflichtet sich, einen gerichtlichen Widerstand zu leisten, wo dieser nur immer möglich ist, und sein Recht durch alle Instanzen zu verfolgen. Jeder Stimmberechtigte, Wähler u. s. w. verpflichtet sich durch Unterschrift, seine Stimme nur Conföderirten zu geben. Die Bischöfe, Capitel u. s. w. verpflichten sich, nur Conföderirte zu den von ihnen abhängenden Stellen zu ernanen. — Dies gäbe,"

meint er, „in Kurzem gute Kammer und Tribunale, und mit solchen Garantien macht ein Volk schnelle und große Fortschritte (marche vite et va loin). — Der Augenblick ist gekommen,“ so schließt er seinen Brief, „wo der Kampf zwischen der Nation und dem Ministerium in Belgien entscheidend werden muß. Nichst eitles Bedauern und müßige Gegenreden können den gemeinsamen Feind zum Rückzug bewegen, durch Thaten allein und nicht mit Phrasen müssen wir unsere gefährdete Ehre und unsere sinkenden Freiheiten vertheidigen.“ Er fordert zur Offentlichkeit auf: „die An gelegenheiten Aller werden jetzt öffentlich und so zu sagen auf den Dächern verhandelt, darum können auch die patriotischen Gesellschaften und Conföderationen ganz verschieden von den finsternen und geheimen Verschwörungen der früheren Zeit sich organisiren und handeln ohne Gefahr für den Staat, dessen größte Vortheile sie im Gegentheil zum Zweck haben, indem sie für sich selbst den Schutz der Gesetze anrufen, für welche sie in allen Fällen und vor allem anderen Unterwerfung und Achtung predigen.“ Dieß Louis de Posters Brief, der öffentlich erschien. Am 4. Februar äußerte der Catholique: „Ein großes und schönes Schauspiel für die civilisirten Nationen beider Hemisphären bietet ein Volk dar, das gegen den mit List und Gewalt bewaffneten Despotismus nur mit den Waffen kämpft, welche das Gesetz in seine Hand legt. — Das Ziel der Minister ist die Willkürherrschaft, und darauf gehen sie bald in der Stille und im Schatten eines im Finstern schlüchsenden Machiavellismus los, bald mit Staatsstreichen und offener Gewalt. . . . Keine Unruhe gibt es hier, Ichien

Volksaufstand; wie groß auch der Wunsch der Agenten der Gewalt seyn mag, irgend einen Anst zu spüren, den man in eine willkommene kleine Insurrection umwandeln könnte, um sie für den Despotismus zu benützen; sie verzweifeln bereits, nur einen Schatten davon entdecken zu können. . . . Nicht auf Unthätigkeit, nicht auf unfruchtbare Wünsche können wir unsere Hoffnungen bauen, durch Wachsamkeit, Thätigkeit und gute Ratschläge erhebt man sich über die Umstände und überwindet die Schwierigkeiten." — Am 6. Februar sagte ebenderselbe: „Obgleich die Nationalconföderation noch nicht definitiv organisiert ist, so erfahren wir doch, daß bereits in den Hauptorten der Provinz starke Summen erhoben sind. . . ."

Raum waren diese Aufrufe erschienen, als dem gefangenen de Potter (in Brüssel) alle Verbindungen nach Außen abgeschnitten wurden. Am 9. Februar kam der Instructionsrichter und fragte ihn (der General-Prokurator hatte natürlich gellagt), ob er der Verfasser des Briefs vom 4. Februar sey? Er bejahte und gab als Absicht die Förderung der Conföderation an. Zugleich wurden seine Papiere versiegelt und am folgenden Tage in seiner Gegenwart eröffnet und zum Protokoll gelegt. Es ergab sich, daß der Hauptgedanke zu jener Association in Herru Tielemans, Referendar bei'm Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, entstanden sey, der sofort verhaftet und vom Haag nach Brüssel gebracht wurde. Zugleich zog man die Herausgeber des Courrier des Pays-bas und des Belge, die Herren Coché, Mommens und van de Straten gefänglich ein, bald darauf auch den Redakteur und den Drucker

des Catholique des Pays = bas, Herrn Abbé Barthels und de Nève in Gent.

Die Anklage lautet: „Louis de Potter u. s. w., beschuldigt, Urheber, Miturheber oder Mitschuldiger eines Anschlages und Complottes zu seyn, das zum Zweck hat, die Regierung dieses Landes zu veräudern und umzustoßen, oder wenigstens, was die drei ersteren (Louis de Potter, Franz Tielemans, Adolph Barthels) betrifft, direct die Bürger oder Einwohner aufgereizt zu haben, oben bezeichnete Verbrechen zu begehen. — Was die drei letzteren (J. J. Cochée — Mommens, Eduard van der Straeten, J. Baptiste de Nève) betrifft, vermittelst der Journale (Courrier des Pays = bas, Belge, Catholique) wissenschaftlich den oder die Urheber des oben bezeichneten Verbrechens in den Handlungen, die dasselbe vorbereiteten oder erleichterten oder dasselbe vollendeten, unterstüzt zu haben.“

Diese Anklage wurde von dem höheren Gerichtshof in Brüssel nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen. Derselbe läugnete, daß Gründe vorliegen, die Angeschuldigten für Urheber eines Complottes zum Umschlag der Regierung zu erklären, und beschränkte ihre Schuld auf die Anreizung zu einem solehen durch die projectirte Nationalsubscription. Der Gerichtshof glaubte, zwar nicht, daß diese von Erfolg gewesen, übergibt aber doch die genannten sechs Personen den Aissen von Südbrabant in Brüssel am 13. März 1830.

Die Anklageacte des die General-Procuratur verschenden General-Advokaten de Stoop müssen wir ihrer Merkwürdigkeit wegen ganz geben, da sie den Verlauf des Partheistreits kurz darstellt:

„Der General-Prokurator . . . thut kund und zu wissen u. s. w.

„Nach dem Sturze der Kaiserlichen Regierung in Frankreich bildeten sich in den belgischen Provinzen verschiedene Partheien, welche noch nach Errichtung des Königreichs der Niederlande fortdauerten und selbst noch nach der Bekanntmachung des Grundgesetzes. Die gerechte Strenge der Tribunale wußte diejenige, die sich am lecksten in ihren Unternehmungen gegen die neue Ordnung der Dinge zeigte und welche sich stark glaubte im Andenken an ihren Triumph im Jahre 1789, gehörigermaßen niederzuhalten. Die Tugenden und die hohe Weisheit des Fürsten, dem unser Geschick anvertraut wurde, führten die andern zur Stille und Unterwerfung zurück.“

„Seit mehreren Jahren genoß das Königreich einer vollkommenen Ruhe; die friedlichen Bürger genoßen die Wohlthaten einer sanften und väterlichen Regierung; das Grundgesetz wurde in dem Maße, als die Umstände es gestatteten, in Ausübung gebracht.“

„Aber diese Ruhe sollte nicht dauern, der Factionsgeist wachte noch; das Ende des Jahres 1828 ward erwählt, um neue Saaten der Zwietracht auszusäen.“

„Diesesmal schien der Plan der Unruhestifter weiter ausgedehnt und entschiedener zu seyn. Alles wurde ins Werk gesetzt, um die beiden großen Abtheilungen des Königreichs in ihren Neigungen zu trennen, und den Bewohnern der südlichen Provinzen Haß und Widerwillen gegen die Regierung des Königs einzuflößen.

Das Volk in Masse ward aufgesondert, den Verbindungen, die man die Opposition nannte, sich anzuschließen. Die Unruhestifter bedeckten sich mit dem Mantel der Religion, um die Massen, wie sie es nannten, desto eher aufzuregen und mit sich fortzureißen."

„Mehrere Journale, die bis jetzt sehr wenig Uebereinstimmung unter sich gezeigt hatten, schienen auf einmal unter dasselbe Panier getreten zu seyn. Unter den heftigsten machte sich der Belge, der Catholique und der Courrier des Pays-bas bemerklich.“

„Im Monat November desselben Jahres 1828 ließ der Angeklagte de Potter, der seit einiger Zeit in die Journale dieser sogenannten Opposition schrieb, in den Courrier des Pays-bas zwei Artikel einrücken, in Folge deren er vor Gericht belangt wurde; er bedrohte in diesen Artikeln diejenigen, die nicht von seiner Parthei waren, mit dem öffentlichen Hass und allen Folgen der Impopularität, womit er also zu Erneuerung jener schrecklichen Scenen aufforderte, wovon die Revolutionen von Brabant und Frankreich ein so furchtbare Andenken hinterlassen haben. De Potter wurde durch den Assisen-Hof zu Brüssel zu 18 Monaten Gefängniß und 1000 Gulden Geldstrafe verurtheilt, als überwiesen, die Bürger zu Mißtrauen und Hader aufgereizt zu haben.“

„Diese Verurtheilung, welche strafbare Ausschweifungen von Seite der Anhänger de Potters zur Folge hatte, führte die Parthei, die ihn zu einem ihrer Chefs gewählt zu haben schien, nicht zur Ordnung zurück; sie vergrößerte sich im Gegentheil beträchtlich, zeigte sich bald offen, gab sich einen Namen und entfaltete ein Panier,

das der Angeklagte Barthels lithographiren und verkaufen ließ **).“

„Von seinem Gefängnisse aus überschwemmate der Angeklagte de Potter das Publikum mit Broschüren, die ganz dazu gemacht waren, die Gemüther noch mehr gegen die Regierung aufzureizen; er versteckte sich unter dem Namen Demophile (Volksfreund) und schrieb fortwährend in die Journale, welche die Organe seiner Partei waren.“

„Der Angeklagte Tielemans ***) hatte vor seiner Anstellung ein Journal der Opposition redigirt, das

*) Als im Monat Mai 1829 die Union sich offen zeigte, wurde eine lithographirte Zeichnung verbreitet, auf welcher der belgische Löwe, zerbrochene Fesseln mit den Füßen trekkend, dargestellt ist. Er zerreißt auf dem Altar des Vaterlandes eine Schlange. Oben schwebt der Genius der Freiheit mit einer rothen Mütze. Noch höher einflammendes Kreuz mit der Umschrift: *in hoc signo vincis* (in diesem Zeichen wirst du siegen). Unter der Zeichnung: *pro aris et locis* (für Altar und Heerd).

**) Als der Courrier des Pays-bas unter de Potters Autorität neu organisiert wurde, behielt man für Tielemans, der damals auf Kosten der Regierung eine wissenschaftliche Reise in Deutschland machte, eine Actie auf. Doch riet ihm Potter, nicht in die Redaktion einzutreten, bis er definitiv angestellt sey. Dies wurde er im October 1828 in seinem 28sten Jahre als Referendar bei den auswärtigen Angelegenheiten mit einem Gehalte von 2000 Gulden.

Seine Verbindung mit de Potter wies erst der Prozeß vollständig aus, in welchem die Correspondenz zwis-

in Gent gedruckt wurde. Später nahm er einigen Theil an der Redaktion des Belge und des Courrier des Pays-bas. Er war eng mit dem Angeklagten de Potter verbunden, und dieser hatte keine Mühe, ihn an seine Partei zu ketten. Eine sehr thätige Correspondenz fand zwischen ihnen statt. Dieser Correspondenz zufolge hatten die beiden Angeklagten sehr enge Verbindungen mit mehreren Mitgliedern der Opposition in der zweiten Kammer der Generalstaaten. Wenn man ihnen Glauben beimesse will, so könnte sie diese Deputirten unter die Zahl ihrer eifrigsten und gelehrigsten Anhänger rechnen."

„Die Journale der Opposition bezeugten laut ihren Wunsch nach einer Veränderung oder nach dem Sturz der gegenwärtigen Regierung, möchte dies nun durch eine Zertheilung des Königreichs oder durch den Angriff irgend einer fremden Macht geschehen. Nach der Annahme des Budgets im December 1829 hielt der Catholique, der Belge und der Courrier des Pays-bas gar kein Maas mehr. Die immer zunehmende revolutionäre Tendenz dieser Journale schien irgend eine noch leckere Unternehmung gegen die Regierung zu Weissagen.“

„In der That, nach einigen Präludien anderer Journale der sogenannten Opposition erschien im Catholique und Belge vom 31. Januar 1830 folgender Artikel:

(Dies ist der obenangeführte von der Subscription, der am 1. Februar im Courrier des Pays-bas und am

schen diesen beiden Angeklagten eine bedeutende Rolle spielte, ja der einzige Klagegrund gegen Tielemans war.

31. Januar im Politique und Courrier de la Meuse zu Lüttich bekannt gemacht worden war.)

„Aber auch dies war nur ein Act vom Vorspiel, um mit desto besserem Erfolg das Project einer Föderation auf die Bahn zu bringen, das der Angeklagte Tielemans, entworfen hatte und der Angeklagte de Potter bekannt machen sollte.“

(Wir haben de Potter's Brief und den Artikel des Catholique vom 6. Februar schon aufführt.)

Das Weitere enthält nun die Resultate der Verhöre, in denen de Potter sich als Verfasser des Briefs bekannte, die Reinheit seiner Absichten versichernd; Tielemans gleichfalls den Entwurf zu der Association, als von ihm herrührend, zugestand, aber ihn für eine von de Potter missbrauchte freundschaftliche Mittheilung gehalten wissen wollte. Barthels läugnete, Verfasser der Artikel zu seyn, die man ihm anschuldigte, wollte aber die wahren Verfasser nicht nennen. Die Uebrigen erklärten, den fraglichen Artikeln fremd zu seyn. Wirklich wurde auch Coché - Mommen und van der Straeten freigesprochen.

Am 19. März hielt der General-Advocat van Spruyt eine lange Rede, die sich um drei Punkte drehte, nämlich zuerst um eine Schilderung des moralischen Charakters von de Potter und seiner ganzen früheren Laufbahn. Auf diesen ersten Punkt antwortete der Advocat van de Weyer, ein Freund und Anhänger des Beklagten*). Der zweite Punkt betraf die

*) Sylvain van de Weyer, Sohn eines Receveurs zu Amsterdam, der sich hernach in Belgien niederließ, er-

Correspondenz der Herrn de Potter und Tielemans und ihre Absicht; der dritte suchte zu erweisen, daß die besprochenen Zeitungsartikel einen revolutionären Zweck

zogen von einem Engländer von Stande, der in demselben Hause wohnte, mag jetzt in den dreifigen seyn. Er zeichnete sich auf den niedern Schulen aus, studirte zu Löwen, wurde Professor des Athenäums in Brüssel und Bibliothekar baselbst, betrieb aber doch dabei die Geschäfte des Advocate, und vertheidigte den Abbé Sinserling in dem berüchtigten Proceß, so wie im Jahr 1828, 1829 und 1830 die angeklagten belgisch-katholischen Gegner der Regierung. Auch im letzten Proceß war er einer von den Vertheidigern des Herrn de Potter, an den er sich seit der Union von 1828 angeschlossen hatte. Als Journalist hatte er früher in der Gazette des Pays-bas (der offiziellen Zeitung) und dem Courrier des Pays-bas gearbeitet.

In der Vertheidigung de Potters im letzten Proceß zeigte er viel Talent und Gewandtheit, beschränkte sich jedoch ungeschickt auf die Erörterung des Rechts, eine Privatcorrespondenz zu Beweisen gegen die Angeklagten zu gebrauchen, und verlangte, nur die öffentlichen Schriften und Akten dürften die Grundlage davon seyn.

Ein anderer Vertheidiger war van Meenen, ein bereits wohlbekannter, geschickter Advocat, der sich der Sache der belgischen Liberalen widmete.

Endlich noch Alexander Gendebien, ein sonst nicht eben berühmter Mann, den erst die Revolution erhob.

Der geschickteste Vertheidiger von allen, die in der Potterschen Sache sprachen, war Degamont, der

haben. Wir können uns nicht entschließen, den weit-schweifigen ersten Theil unsern Lesern vorzulegen. Sein Leben bis zum Proceß ist schon oben von uns in den Hauptzügen erzählt worden, darum nur noch einige Worte der Charakteristik aus der Feder eines Mannes, der der Sache selbst näher steht, über ihn und die Mit-
begründer:

„Barthel & und de Nève erregen wenig Interesse. Von dem ersten lässt sich wohl ohne Ungerechtigkeit sagen, daß er ein bigotter, starrköpfiger Pfaffe sei. Uebrigens ist er ein ächter Jesuit, der immer nur das „Grundgesetz“ im Munde führt, weil er fürs erste nur hiedurch auf die Leute wirken kann, für sich aber betrachtet er das Grundgesetz als radical nichtig, weil es Belgien aufgedrungen und atheistisch sei, da es die Freiheit der Presse und des Gottesdienstes verbürge. De Nève erscheint als ein ganz gewöhnlicher Mensch, der um des Gewinns willen sich zu Allem bereit findet. De Potter und Tielemans aber sind weder gemeine Menschen, noch gemeine Köpfe. De Potter ist reich, hatte von Jugend auf nie müdlich, sich mit Anstrengung eine Bahn zu brechen, darum lässt sich auch etwas Schläfles in seinem Charakter nicht verken-nen; gesäugt mit der Philosophie des 18ten Jahrhun-derts, hatte er deren Tugenden und Fehler; sie erhob ihn über viele Vorurtheile, führte ihn aber auch zur Libertinage, die während seines Aufenthalts in Italien.

wirklich für seinen Clienten, Tielemans, Gründe vorbrachte, die den Generaladvocaten in Verlegenheit setzen mussten.

bis zu einem Punkte stieg, den nördlichere Völker stets verabscheuen werden. De Potter ist nicht verheirathet, lebt aber mit einem Frauenzimmer, die er in Wille wie seine Frau behandelt, ihr viele Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit beweist, nur daß er sich nicht mit ihr trauen läßt. Es ist dies eine Grille von ihm, indem er zu glauben scheint, sie werde ihn desso treuer und beständiger lieben. Das Verhältniß zwischen ihm und ihr ist übrigens der Art, daß nur ein gallfütiger Moralist etwas daran aussetzen kann, insofern es nur sie beide betrifft."

„Seine Schriften sind Kinder der Entrüstung über das System der Heuchelei und des Trugs, das bei dem römischen Hofe seit mehreren Jahrhunderten herrscht, und zeugen, wenn auch nicht von besonders hohem Talent, doch von einer ehrenwerthen Neigung, sich wissenschaftlich zu beschäftigen. — Seine Ansichten vom Staat sind in keiner Hinsicht von Bedeutung, es fehlt ihm das ruhige, gründliche Urtheil, das nur Erfahrung und Uebung im Geschäfte gibt.“

„Seine Brochüren über die Union tragen das Zeichen seiner Erbitterung über seine wirklich nicht zu entschuldigende Verurtheilung im Jahre 1829; sonst wäre er doch wohl nicht so von Feindschaft gegen das römische System zur Vertheidigung desselben übergesprungen. Er stürzte sich, ohne die Folgen zu kennen, in die Sache der Conföderation.“

„Tielemanns dagegen ist ein fester Charakter und hat nicht gemeine Fähigkeiten. Seine Jugendzeit fiel in die des heftigsten Meinungskampfes, und so wurde er mit den Ideen schon früh angefüllt, die er jetzt im 30sten Jahre von sich gab, aber auch mit dem Hass

gegen die Regierung, der ihn in allen ihren ihm erwiesenen Wohlthaten höchstens glückliche Zufälle schen ließ.“

Die Correspondenz zwischen Potter und Tielemans, worin sie einander „Freunde“ anredeten, und viele Personen und Dinge mit erdichteten Namen nannten^{*)}, bot dem Generaladvocaten die Ansicht dar, daß Tielemans bei Anfang der Sitzungen im Jahr 1829 auf zwei Punkte losgearbeitet habe, nämlich auf eine Eingabe um die Potter's Freilassung und auf die Erwerbung einer Majorität in der Kammer. Er trat deshalb mit mehreren Mitgliedern derselben zusammen. Potter wünschte nicht so sehr seine Freiheit, als den aus der Petition um diese entstehenden Lärm.

Als das Budget durchgegangen, schrieb Tielemans an de Potter: „man müsse Alles anwenden, um das Pressgesetz und das Unterrichtsgesetz fallen zu machen und dann auf die nächste Session weiter vor-

-
- *⁾ Nur einige Proben dieser fingirten Namen. Die Zeitungen nannte Potter gut „Trompeten“, seine von dem Bischof von Lüttich, van Bommel (Melchisedek), dem König überreichte Petition um Befreiung nannte er, um des von ihm beabsichtigten Lärms willen, „seinen Brander“, die Generalstaaten „den Familiennrath“, den König den „Bormund“, den Courrier des Pays bas den „Postillon“, Herrn v. Broockere den „Mr. Girouette“ („Betterhahn“) wegen seiner Unentschiedenheit, oder auch „Certisio“, weil er vorschlug, von den Priestern, die Unterrichtsanstalten leiten wollten, Certificates (Ausweise) über ihre Fähigkeit zu fordern; van Maanen den „Löwener“, Baron Séicus den „guten Alten“ oder italienisch „Bechlio“; Herrn Levac, Redacteur des Belge, den „proprietaire“ (Eigenthümer), weil er sich seltsam oft mit diesem Titel unterschrieb, oder „das kalte Gehirn“, weil er bei nicht sehr tiefen Ideen sich für sehr wichtig hielt; den Grafen de Geilles „den Mann, der seine Spargeln goß“; den Herrn von Stassart von Namur „den Namurer“ oder als Gabeldichter „Lafontaine“ und „Lockmann.“

arbeiten.“ Jetzt schrieb de Potter seine Brochüre: „der Volksfreund an den König,“ womit er blos reisen wollte. — Tielemans versiel jetzt auf die Consöderation.

Er verlangte von de Potter, wofür eine Menge Stellen in seinem Briefe sprechen, er möge fortfahren, „eine gänzliche Unabhängigkeit der katholischen Priester von der Regierung zu fordern,“ er möge die Priester, „ohne daß sie es wissen, immer weiter treiben, so weit es die Freiheit gestatte.“

Im dritten Theil bewies er die Straffälligkeit des Angeklagten. Ohne uns weiter in Details einzulassen, die hier selbst wieder eine Geschichte dessen wären, was schon erzählt wurde, bemerken wir kurz, daß trotz der Vertheidigungsrede, die Herr de Potter am 29. April selbst hielt, demungeachtet am 30sten Nachmittags das Urtheil gesprochen, und Potter auf acht Jahr, Barthels und Tielemans auf sieben Jahre, de Nève auf fünf Jahre verbannt wurden. Die Verurtheilten appellirten, aber der obere Gerichtshof in Brüssel schlug ihr Cassationsgesuch ab; sie richteten eine Eingabe an die zweite Kammer der Generalstaaten, schwerlich in der Hoffnung, etwas auszuwirken, sondern mehr um die Sache zur Sprache zu bringen. Bald wurden sie an die Gränze begleitet, sie gingen nach Aachen, mußten aber von da wieder umkehren, weil der preußische Polizeibeamte sie nicht in der Stadt duldet, wenn sie ihren Paß nicht vom preußischen Gesandten im Haag unterschreiben ließen. Dies geschah nach einem Verzug. Sie beabsichtigten, nach Lausanne zu gehen, aber es unterblieb. Endlich eilte de Potter nach den Julius-Begebenheiten nach Paris.

Zwar hatte die Regierung mit kluger Mäßigung die vielen Mitglieder der Opposition in der zweiten Kammer aus dem Spiel gelassen, die bei de Potter's Proceß compromittirt wurden; zwar vermied man, die übrigen Oppositionsjournale, die dasselbe gethan hatten,

mit den Angeklagten vor die Schranken zu rufen, aber es war bereits zu viel geschehen, um eine Versöhnung hoffen zu lassen, zu wenig, um eine mächtige Partei niederzudrücken, vor Allem aber drängte die Unnatur des belgisch-holländischen Staatsverbands zu einem gewaltsamen Ende. Schon im Februar 1830 hatte der *Courrier de la Meuse*, das theocratische Journal, die Stimmung ausgesprochen, und im August war es noch dieselbe, nur höher gereizt und allgemein verbreitet:

„Es ist Zeit und mehr als Zeit,“ sagt der *Courrier*, „daß die Regierung über das von ihr beobachtete Benehmen und über das Schicksal, das sie sich bereitet, ernste Betrachtungen anstellt: Noch ist es nicht zu spät, noch ist nicht Alles verloren, aber wir möchten ihr den Rath geben, nicht mehr lange zu warten. Eine Nation gerathet schwer in Zorn und setzt sich langsam in Bewegung; man kann sie Jahre lange quälen, ehe sie die Geduld fahren läßt, ehe sie bis zum Uebersten getrieben wird; ist sie aber einmal in allem Ernst aufgereizt, hat sie einmal beschlossen, sich frei zu machen und die Unterdrückung abzuschütteln, ist einmal der Ruf der Unabhängigkeit und Freiheit erschollen und allerwärts wieder ertönt, so ist es auch sehr schwer, der Bewegung Einhalt zu thun, wenigstens dämpft man sie alsdann nicht dadurch, daß man sie gewaltsam ersticken will.“

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Europa im Anfang des Jahres 1830.

Einführung	5
Frankreich	7
England	45
Portugal	64
Spanien	77
Italien	84
Schweiz	92
Die Niederlande	94
Schweden	100
Dänemark	102
Deutschland	103
Rußland	119
Griechenland	127

Die Geschichte Frankreichs in der ersten Hälfte des Jahres 1830	159
Die Finanzen Frankreichs	165
Die Armee unter Carl X.	180
Carl's X. Privatleben	184
Einberufung der Kammern	185
Die Kammern vom März	194
Die Paarkammer	202
Die Adresse der Deputirtenkammer	209
Folgen der Auflösung. Neue Pläne des Hofes ...	220
Die Wahlen gehen vor sich	242
Die Feuersbrünste in der Normandie	244
Die letzte Zeit vor dem 25. Juli	262
Die Expedition gegen Algier. Lage und Ursprung des Maubstaates	265

	Seite
Frühere Expeditionen gegen Algier.....	275
Eintheilung des Landes, Fruchtbarkeit, Bevölkerung, Vertheidigungsmittel	295
Ursachen, welche die französische Expedition herbeiführten	301
Rüstungen Frankreichs zum Suge nach Algier ...	313
Verhandlungen mit dem Pascha von Egypten ...	321
Intrigen, die in Algier selbst angesponnen wurden	328
Einschiffung des Heeres	331
Bericht von dem Schiffbrüche der beiden Briggs Aventure und Silene	334
Absahrt der Flotte. Tahir Pascha.....	347
Landung in Toretta Chica	353
Schlacht von Stauneli	360
Letzte Vorgänge vor der Uebergabe der Stadt Algier	373
Die Stadt ergiebt sich	378
Convention zwischen Bourmont und dem Dey ...	383
Der Schatz des Dey. Betragen der Algierer nach ihrer Unterwerfung	388
Kosten der Expedition.....	402
England bis zum August 1830	403
Das englische Parlament.....	422
Deutschland vom Anfange des Jahres 1830 bis zum August	453
Die Niederlande im Jahre 1830 bis zum August	496



